Die WIRmachenDRUCK GmbH dankt allen,
die an diesem Buch mitgewirkt haben.

Besonderer Dank gilt den Autoren dieser Anthologie:

Kristin Abels | Celina Aileen Roth | Rita Hausen

Marco Körner | Wine van Velzen | Anastasiya Maria

Maria Dobenecker | Rafaela Creydt | Dr. Olaf Lahayne

Karsten Beuchert | Anabel Walia | Dörte Müller

Katharina Wulkow | Anja Berger | Stephan Kesper

Renate Schiansky & Elli Turbanisch | Zeinab Hodeib

Holger Göttmann | Katharina Sack | Jens Gehres

Lotte Marie Rühl | Viola Rosa Semper | Sophia Roppe

Candy Hecht | Kirstin Karáth | Franziska Fait

Eine gute Fantasy-Geschichte bietet viel mehr als kurzweilige Unterhaltung. Sie ist eine Tür in eine Welt fernab des Tatsächlichen, lässt uns fremde Orte und alternative Realitäten entdecken; befreit unsere Vorstellungskraft und gewährt uns Einlass in wunderbare Abenteuer jenseits der Wirklichkeit und all ihrer Grenzen.

Diese Anthologie ist wie ein Haus voll jener Türen: Jede einzelne Kurzgeschichten in diesem Buch führt Sie in eine andere, fantastische Welt; die der uns bekannten manchmal mehr, manchmal weniger ähnelt. Von über 350 fantastischen Einsendungen, die wir im Rahmen unseres Fantasy-Schreibwettbewerbs 2017/2018 erhielten, waren es diese 26 Beiträge, die unsere Jury am meisten überzeugten und begeisterten.

Erneut versetzte uns die grenzenlose Kreativität der talentierten Autoren in Staunen. Für uns ist es jedes Jahr aufs Neue etwas ganz Besonderes, Schreibtalenten eine Veröffentlichung in einem einzigartig gestalteten Buch zu ermöglichen. Um den Autoren dabei eine möglichst breite Plattform zu bieten, präsentieren wir dieses auf der Leipziger Buchmesse als professionell gedrucktes Hardcover-Buch sowie in digitaler Form auf unserer Website www.wir-machen-druck.de. So werden die Kurzgeschichten einem großen Publikum zugänglich gemacht.

„Fantastisch“ ist nach **„Sagenumwoben“**, **„Angst“**, **„Parallelwelten“** und **„Heroisch“** bereits die fünfte Anthologie von WIRmachenDRUCK.

Aufgrund dessen begaben wir uns zurück zu den „Wurzeln“ und widmeten den fünften Schreibwettbewerb, inzwischen an Bekanntheit deutlich gewachsen, erneut dem Fantasy-Genre. Unter dem Motto „Bist Du aus einer anderen Welt?“ suchten wir nach außergewöhnlichen, überraschenden und spannenden Short Storys von mutigen Schreibtalenten, die über die Grenzen der Fantasie gehen.

Das Ergebnis ist eine abwechslungsreiche Sammlung origineller Kurzgeschichten, die den Facettenreichtum des Fantasy-Genres offenbart. Zwischen den Seiten dieses Buches finden Sie Mysthisches und Modernes, Fabelhaftes und Magie, Übersinnliches, Metaphysisches, Heldenhaftes und noch so vieles mehr.

Seien Sie unser Gast und treten Sie ein in die Dimension des Fantastischen, erleben Sie die zauberhaften Welten, die unsere Gewinner-Autoren für Sie erschaffen haben.

Wir wünschen Ihnen viel Vergnügen auf dieser literarischen Reise und bedanken uns noch einmal bei allen Teilnehmern unseres Schreibwettbewerbs für ihre fantastischen Geschichten.

Himmelszelt . . . . . Kristin Abels 8
In Todes Armen . . . . . Celina Aileen Roth 26
Der Schattenverkäufer . . . . . Rita Hausen 40
Das Diktiergerät . . . . . Marco Körner 50
Seelenbaum . . . . . Wine van Velzen 70
Wörterschmerz . . . . . Anastasiya Maria 84
Leben in Möglichkeiten . . . . . Maria Dobenecker 94
Die Geschichte
mit den Geschichten . . . . . Rafaela Creydt 108
Das neunundzwanzigste
Zeichen . . . . . Dr. Olaf Lahayne 128
Die Wiederkunft
der Grünen Göttin . . . . . Karsten Beuchert 146
Die Macht der Itzanami . . . . . Anabel Walia 162
Drei Wünsche . . . . . Dörte Müller 180
Schwarzer See . . . . . Katharina Wulkow 190

Karfunkelstein . . . . . .Anja Berger 202
Nenne mich Kulaxtras . . . . . .Stephan Kesper 212
Theobald . . . . . .Renate Schiansky & Elli Turbanisch. . 234
Zeit . . . . . .Zeinab Hodeib 248
Die unmögliche Quest . . . . . .Holger Göttmann 266
Das Lied der Seemöwen . . . . . .Katharina Sack 280
Die sieben Schwerter
von Olibar . . . . . .Jens Gehres 300
Your Guardian Angel . . . . . .Mary Books 326
Die Löwin und das Drachenei. .Viola Rose Semper 346
Der Hüter der Zeit . . . . . .Sophia Roppe 366
Das Klagelied
der tickenden Herzen . . . . . .Candy Hecht 378
Ein Leben für ein Leben . . . . .Kirstin Karáth. 390
Das Schloss im Wald . . . . . .Franziska Fait 410

Sie schreiben. Wir machen den Druck. Professionell, hochwertig und preiswert: WIRmachenDRUCK.de ist die innovative Online-Druckerei für Digital- und Offsetdruck und der produktive Partner für alle Fragen rund um hochwertige Printlösungen.

Wir drucken Originale

Wir drucken fast alles: Angefangen bei Aufklebern und Bannern über Broschüren und Bücher bis hin zu Flyern, Plakaten, Schildern und Visitenkarten gibt es fast nichts, das unter www.wir-machen-druck.de nicht gefunden werden kann. Auch eine Vielzahl an originellen Drucksachen und Give-Aways kann man bei WIRmachenDRUCK bedrucken lassen: Getränkedosen, Feuerzeuge, Flaschenöffner, Zollstöcke sowie zahlreiche Fotoprodukte wie Fototassen, Leinwände, Fotokalender und vieles mehr.

WIRmachenDRUCK ist immer online

Unsere Printprodukte, die in höchster Offsetdruckqualität sowie im flexiblen Digitaldruck hergestellt werden, finden mittlerweile in ganz Europa zufriedene Abnehmer. Der Bestellvorgang geht ganz einfach online – rund um die Uhr unter www.wir-machen-druck.de. Kunden müssen nicht mehr zur Druckerei kommen. Die Druckerei kommt quasi zum Kunden. Per Mausklick druckreif gestaltet sind individuelle Prints über unsere Website schnell bestellt.

Firmengebäude: WIRmachenDRUCK GmbH

Günstige Druckaufträge starten
– vom Einzelexemplar bis zur Riesenauflage

Die WIRmachenDRUCK GmbH gehört zu den europaweit führenden Online-Druckereien und ist seit 2016 eine Marke des internationalen Unternehmens Cimpress, World Leader in Mass Customization. Auf unserem renommierten Onlineportal www.wir-machen-druck.de bieten wir als Experte für Druckerzeugnisse Privat- und Geschäftskunden mehr als 5 Millionen Drucksachen in verschiedensten Varianten an – gedruckt und geliefert in bester Qualität zum günstigen Preis.

Weitere Informationen unter www.wir-machen-druck.de

Kristin Abels

„Sofia!“

Hinter mir fällt die Tür krachend ins Schloss. Wütend stürme ich die Backsteinstraße hinab, ohne darauf zu achten, wohin ich eigentlich laufe. Ich muss nur genügend Abstand zwischen mich und meinen Vater bringen. Wieder ging es um meine Zukunft, deren Planung scheinbar nicht in meinen Händen, sondern in denen meiner Familie liegt. Was ich will, zählt nicht. Die Straße führt bergab und ich gewinne an Tempo, schlängle mich durch Einheimische und Touristen, bis ich schließlich an

die einzige Hauptstraße dieser kleinen Stadt komme: die Via Antonio Discovolo. Ich folge ihr und sehe hinter der nächsten Kurve bereits das Meer. Es treibt mich an den kleinen Geschäften, Gassen und Winkeln vorbei, bis ich schließlich zu dem in Stein geschlagenen Weg komme, der runter an die Schiffsanleger führt. Erst dort mache ich Halt, weil ich keine andere Wahl habe. Mein Herz hämmert gegen meine Brust und ich setze mich auf den warmen Stein, schlüpfe aus meinen Schuhen und tauche die Zehen in das klare Wasser. Meinen Blick in die Ferne gerichtet, grüble ich wieder über das nach, was gerade zu Hause passiert ist. Ich möchte raus aus der Stadt, meine Eltern aber wollen, dass ich das Restaurant übernehme, kochen lerne und wie man einen Betrieb zu führen hat. Mich interessiert das alles nicht und deswegen plagt mich das schlechte Gewissen. Das Restaurant ist der Stolz meiner Familie, eröffnet von meinem Urgroßvater und ich habe keine Geschwister. Nur einen Cousin, der es genau richtig gemacht hat. Er floh, bevor irgendwer etwas dagegen sagen konnte. Ich ziehe mein Handy aus der Tasche und schreibe ihm eine Nachricht. Er versteht mich und ist der Einzige, der mich dazu ermutigt, an meinem Traum festzuhalten. Es piept und ich schaue auf das Display. Matteo hat mir eine Reihe von Emojis geschickt, die ausdrücken sollen, wie genervt und sauer er darüber ist, dass ich mir erneut Vorwürfe anhören musste. Ich presse die Lippen aufeinander und hämmere mit meinen Fingern auf dem Bildschirm herum. Eine ganze Reihe Emojis geht an den Absender zurück, dann lasse ich das Handy sinken und schaue auf das Meer hinaus. Es ist wirklich schön hier. Früher war diese Stadt ein sogenanntes „Künstlerdorf“. Viele kamen her, um die Häuser, die dicht gedrängt und farbenfroh auf dem Hügel am Meer stehen, zu malen oder sie ließen sich von der Aussicht inspirieren. Der Wein aus Manarola hat schon in alten, römischen Schriften Erwähnung gefunden. Deshalb erfreut sich dieser kleine Ort auch heute noch an zahlreichen Touristen und es wundert mich nicht, dass hier am Wasser viele unterschiedliche Dialekte und Sprachen zu hören sind. Boote, die die Urlauber an der Steilküste entlang fahren, um ihnen zu zeigen, wie stufenartig die Häuser an den

Hang gebaut worden sind, dümpeln am Kai. Fischer verkaufen ihren Fang direkt von ihren kleinen Schüsseln an Interessenten und schwören darauf, dass ihre Preise weit günstiger sind als die des Fischhändlers ein paar Meter die Straße hinauf.
Als ein kleiner Kutter genau dort anlegen will, wo ich sitze, stehe ich auf und schlendere den Weg wieder hinauf zur Hauptstraße. An einem Obststand kaufe ich zwei Feigen. Ich beiße in die erste, bleibe kurz stehen und schließe die Augen. Ein herrlich süßer Geschmack breitet sich in meinem Mund aus, sodass ich langsam kaue, die Frucht kurz an meine Nase halte und meine Zähne noch einmal in das weiche Fleisch versenke. Mit einem wesentlich leichteren Gefühl in der Magengegend streiche ich sacht mit den Fingern über ihre samtige Oberfläche. Bald komme ich an der Chiesa de San Lorenzo, der örtlichen Kirche, vorbei und entdecke einen jungen Mann, der an einer Hauswand gelehnt steht und mich beobachtet. Ich schiebe den Rest der Frucht in meinen Mund und erwidere den Blick. Er sieht aus wie einer dieser stummen Clowns: das Gesicht weiß, die Augen schwarz geschminkt. Auf seinem Kopf sitzt schief ein Zylinder. Ohne meinen Schritt zu verlangsamen, gehe ich weiter. Als ich fast an ihm vorbei bin, stößt er sich von der Wand ab und kommt leichten Schrittes auf mich zu. *Oh nein, bitte nicht.* Er bleibt vor mir stehen, sieht mir direkt in die Augen und ein Lächeln huscht über seine weiß bemalten Lippen. Dann deutet er eine leichte Verbeugung an, ohne seinen Blick von mir zu nehmen. Ich betrachte ihn mit hochgezogenen Augenbrauen und hoffe inständig, dass er mich jetzt nicht als Opfer für seine kleinen Tricks auserkoren hat. In der nächsten Sekunde hat er die zweite Feige aus meiner Hand entwendet, dreht geschickt seine Hände und die Frucht ist verschwunden.
„Na großartig ...“, ich stemme die Fäuste in die Hüften.
„Könnte ich die bitte wieder haben?“
Er sieht mich fragend an und zeigt mir seine leeren Hände. Ich halte meine fordernd auf und er lächelt wieder. Seine saphirblauen Augen halten meine so sehr gefangen, dass ich gar nicht darauf achte, was er als Nächstes tut.

Einen Augenblick später hält er mir eine Rose vor die Nase, die er aus seinem Ärmel gezogen haben muss, und ich nehme sie verwirrt entgegen. Er geht einen Schritt zur Seite und will mich ziehen lassen, aber nicht mit mir.
„Und meine Feige?“
Er deutet auf die Rose und ich schüttele den Kopf. „Ich hätte gern meine Feige wieder.“
Seine Mundwinkel wandern nach unten und er fängt an, in den Taschen seiner schwarzen Hose zu wühlen, befördert allerdings nur das Innenfutter zu Tage. Danach greift er in sein schneeweißes Hemd, aber auch hier findet er angeblich nichts. Er legt den Kopf ein wenig schief. Ich möchte mir gar nicht vorstellen, wo die Feige im Moment steckt und beschließe deshalb, das Ganze auf sich beruhen zu lassen. „Schon okay. Hier, deine Blume.“ Lustlos strecke ich sie ihm entgegen und er hebt die Hände, schüttelt dabei den Kopf. „Gut, dann eben nicht.“ Ich gehe an ihm vorbei und merke schnell, dass er mir folgt. Er tut immer noch so, als würde er nach der Feige suchen, holt mich schließlich ein und lächelt entschuldigend auf mich hinab. „Ich sagte doch, es ist in Ordnung. Du kannst sie behalten.“ Ich beschleunige meine Schritte, doch er hält mit und steht im nächsten Augenblick wieder vor mir. Genervt seufze ich auf. „Würdest du mich bitte einfach in Ruhe lassen?“ Der Clown oder was er auch immer darstellen soll, schiebt die Hände in seine Hosentaschen und beugt sich ein wenig zu mir hinab. Trotzig erwidere ich seinen Blick und recke ihm mein Kinn entgegen. So stehen wir eine Weile da, bis er eine Hand hebt, die Handfläche nach oben dreht und mir schließlich meine Feige präsentiert. „Nein, danke. Wer weiß, wo sie die ganze Zeit gesteckt hat.“ Seine Mundwinkel zucken, er hält sie mir weiterhin entgegen und ich schüttele den Kopf. Das Schmunzeln entwickelt sich zu einem schiefen Grinsen, er will nicht aufgeben. Schließlich schiebe ich seine Hand beiseite und er nutzt die Gelegenheit. Die Feige löst sich in Luft auf und meine Hand verschwindet in seiner. Sie ist warm, weich und hinterlässt ein Kribbeln auf meiner Haut. Er dreht meine Handfläche, legt seine andere Hand darauf und ich spüre Papier. Meine Finger werden

von seinen geschlossen, meine Hand wieder gedreht und ehe ich mich versehe, haucht er mir einen Kuss auf meinen Handrücken. Dann lässt er mich los, tritt einen Schritt zurück und verbeugt sich vor mir. Dabei verlässt sein Blick keine Sekunde meinen, auch nicht, als er den Zylinder lüftet und ihm seine schwarzen Haare ins Gesicht fallen. Er streicht sie zurück, setzt den Hut wieder auf und schlendert davon. Ich drehe mich um und sehe ihm hinterher, bis er um die Kurve geht und verschwunden ist. Erst dann öffne ich meine Hand und sehe mir den Zettel an, den er mir hineingelegt hat. Mit einer schwungvollen Schrift geschrieben und reichlich verziert auf einer Art Pergament steht dort:

Einladung
Samstag – nach Sonnenuntergang
Auf dem Meer

Ich drehe das Blatt um, doch die Rückseite ist leer.

Am Samstagabend stehe ich vor dem Fenster in meinem Zimmer und schaue hinaus. Die Sonne geht langsam unter und färbt den Himmel rot. Meine Eltern sind noch immer im Restaurant beschäftigt und ich könnte problemlos und unbemerkt das Haus verlassen. Es gäbe wieder Streit und davon habe ich genug. Kurzentschlossen schlüpfe ich in meine Turnschuhe, werfe noch einmal einen Blick auf die Rose, die in einer kleinen Vase auf meinem Nachttisch steht und verlasse das Haus. Ich will mir den Hintergrund dieser geheimnisvollen Einladung wenigstens einmal ansehen, gehen kann ich immer noch. Außerdem kann ich die blauen Augen nicht mehr aus meinem Kopf verbannen. Der warme Blick, das amüsierte Lächeln. Bei jedem Gedanken daran prickelt es in meinen Fingern und meine Laune hebt sich unweigerlich. Die Straßen sind immer noch belebt und so setze ich mich eine Weile auf die Treppenstufen eines bereits geschlossenen Supermarktes und beobachte die

vorbeiziehenden Passanten. Nach und nach wird es ruhiger, die Sonne verschwindet zur Gänze und die ersten Sterne erscheinen am Himmel. Mir fällt plötzlich auf, dass ich mein Handy zu Hause vergessen habe. Meine Taschen fühlen sich von einem auf den anderen Augenblick leer an. Seufzend stehe ich auf und will gerade wieder zurückgehen, als aus einer kleinen Gasse eine Gestalt tritt. Drahtig und hochgewachsen schlendert sie auf mich zu. Auch ohne das Licht der nächsten Laterne weiß ich ganz genau, wer es ist. Sein Blick trifft meinen, seine Lippen verziehen sich zu dem schiefen Grinsen und er tippt sich zur Begrüßung an den Hut. „Hallo." Meine Stimme klingt lange nicht mehr so sicher wie vor drei Tagen und weil ich nicht weiß, was ich noch sagen soll, hebe ich den Zettel hoch als Zeichen, dass ich seiner Einladung folgen möchte. Er mustert mich von oben bis unten, als wäre ich nicht entsprechend für den Anlass gekleidet und ich schaue ebenfalls an mir herunter. Blaue Jeans, ein graues T-Shirt, Sneaker. Meine dunkelblonden Haare habe ich zu einem einfachen Pferdeschwanz gebunden. Ich konnte ja nicht ahnen, dass ich etwas Besseres hätte anziehen sollen. Fragend hebe ich den Blick, doch er zuckt nur mit den Schultern und bietet mir seinen Arm an. Einen Augenblick zögere ich, doch dann hake ich mich unter und er zieht mich an sich. Gemeinsam gehen wir schweigend die Straße hinab. Ich kann mich kaum auf die Umgebung konzentrieren, jeder Muskel meines Körpers ist angespannt, denn ich gehe gerade mit einem wildfremden Typen, der noch nicht ein Wort mit mir gewechselt hat, zu einer Veranstaltung, von der ich nicht weiß, wo sie stattfindet. Auf dem Meer, ja. Aber das Meer ist groß. Meine Hand ist sich nur allzu sehr seines Unterarms bewusst. Er riecht nach Popcorn und etwas anderem, das ich nicht sofort bestimmen kann. Als wir zu dem Weg kommen, der hinunter zum Kai führt, lasse ich meinen Blick über das Meer schweifen. Der Himmel ist wolkenlos und spiegelt sich auf der glatten Oberfläche des Ozeans. Nichts deutet darauf hin, dass hier irgendetwas passieren könnte. Aber ich sage nichts und lasse mich von ihm zum Wasser führen. Zu meiner Überraschung liegt am Kai ein kleines Boot, das einer Gondel ziemlich ähnlich sieht. Am Bug hängt eine Laterne,

in der seelenruhig eine Kerze vor sich hin flackert und einen warmen Lichtkegel in das Boot wirft. Ich schaue zu ihm hoch und er lächelt aufmunternd zurück, nimmt meine Hand und hilft mir dabei, in die Gondel zu steigen. Er folgt mir, bindet das Tau los und stößt uns kräftig vom Ufer ab. Einen Augenblick später sitzt er mir gegenüber, greift nach den Rudern und lässt sie in das Wasser gleiten, um uns gleich darauf mit kräftigen Zügen auf das Meer hinaus zu bringen. Ich schaue an ihm vorbei, hoch zu der Stadt und mir fällt nach langer Zeit wieder auf, wie malerisch dieser kleine Ort doch ist. Die Häuser werden so geschickt von Straßenlaternen und anderen Lampen beleuchtet, dass man meinen könnte, es sei so gewollt, um die Schönheit von Manarola hervorzuheben. Doch dann fällt mein Blick auf den Mann gegenüber von mir. Bei jedem Zug spannen sich seine Oberarme an und das weiße Hemd ist zu eng, um dies verbergen zu können. Sein Blick durchdringt mich so intensiv, dass es sich anfühlt, als würde er jeden Schlag meines Herzens genau beobachten. Eine Weile sehen wir uns schweigend an. Ich weiß, dass es sinnlos ist Fragen zu stellen, er würde ja doch nicht antworten. Irgendwann kann ich dem charmanten Lächeln nicht mehr standhalten und drehe mich um, um zu sehen, wohin wir fahren. Wir rudern um die Steilklippe, die mitten in das Meer ragt, herum und endlich sehe ich unser Ziel. Weiter draußen auf dem Meer liegt ein großes, beleuchtetes Segelschiff. Drei Masten ragen in die Höhe, die Segel sind eingeholt und vor der Galeone schwimmen mehrere Gondeln wie die, in der wir gerade sitzen. Je näher wir kommen, desto mehr bekomme ich einen Eindruck davon, wie groß sie wirklich ist. Ich höre Musik, die fröhlich und gleichzeitig geheimnisvoll klingt, sehe bunte Lampions an den Masten hängen. In den Fenstern des Schiffes flackern Kerzen und auf dem Deck sind Fackeln zu erkennen. Ich recke den Hals und versuche noch mehr zu entdecken, drehe meinen Körper und halte mich am Bug unserer Gondel fest. Nach einer Weile kann ich Menschen wahrnehmen, die sich an Bord bewegen, manche von ihnen wirken, als würden sie gleiten, andere wiederum klettern geschickt an den Masten empor.
Wir erreichen die anderen Boote. In ihnen stehen und sitzen Männer

und Frauen, den Blick erwartungsvoll auf das Schiff gerichtet. Beim näheren Hinsehen fällt mir auf, dass einige von ihnen merkwürdig gekleidet sind. Meine Aufmerksamkeit gilt kurz einer Frau, die ein aufwendig geschnürtes Kleid trägt. Ein leichtes Lächeln liegt auf ihren Lippen. Hinter ihr sitzt ein Mann in einer Art Uniform und mit einem großen Hut auf dem Kopf. Als wir an ihrem Boot vorbeifahren, sieht er herüber und nickt uns kurz zu. Doch im Gegensatz zu den anderen Gondeln halten wir nicht an. Geschickt manövriert mein Begleiter uns durch die anderen Gäste und bringt uns schließlich direkt zum Schiff. Ich lege den Kopf in den Nacken und bin beeindruckt von der Schönheit und Größe. Der Rumpf ist aus dunklem Holz, die Reling ist verziert mit Schnitzereien von Meerjungfrauen und anderen Bewohnern aus der Tiefe des Ozeans. Die Gondel unter meinen Füßen schaukelt und mein Steuermann taucht neben mir auf. Er legt zwei Finger zwischen die blass geschminkten Lippen und pfeift. Gespannt sehe ich nach oben. Es dauert eine Weile, dann nähern sich schwere Schritte und ein Mann schaut zu uns hinab. Er ist groß, muskulös und trägt einen beeindruckenden, dunklen Schnurrbart. Langsam streckt er uns eine Hand entgegen und sagt mit dunkler Stimme: „Hopp!“ Verwundert sehe ich zu meinem Begleiter, der seine Finger ineinander schiebt und nach oben schaut. Mir schwant, worauf er hinaus will. „Räuberleiter?“ Er nickt. Mein Herz flattert in meiner Brust wie ein Schmetterling, als ich meine Hände auf seine Schultern und meinen Fuß in seine verflochtenen Finger lege. Schon schiebt er mich nach oben, ich drücke das Knie durch und greife mit beiden Händen nach dem ausgestreckten Arm des Mannes über mir. Mit festem Griff packt er mich und hilft mir, an Bord zu kommen. Als ich mit beiden Beinen festen Boden unter den Füßen habe, sehe ich mich staunend um. Alles ist in warmes, farbenfrohes Licht getaucht, um mich herum gehen, tanzen und schweben verkleidete Menschen, die wirken, als wären sie nicht von dieser Welt. Ihnen wohnt etwas Magisches inne, sie scheinen von innen heraus zu leuchten und bewegen sich geschmeidiger, als ich es je von irgendeinem Lebewesen gesehen habe. Eine Frau, die ganz in rote Tücher gehüllt ist,

klettert einen Mast empor und greift nach einem weit oben hängenden, großen Ring. Als gäbe es nichts Leichteres, steigt sie in den Reifen und lässt sich in der nächsten Sekunde nach hinten fallen. Ich schlage vor Schreck die Hände vor den Mund, doch sie bleibt mit den Kniekehlen hängen und schwingt sich vor und zurück, gewinnt an Schwung, fliegt schließlich über mich hinweg zu einem weiteren Reifen, der am nächsten Mast hängt und wird von einem Mann aufgefangen. Zusammen vollführen sie einen Tanz zwischen den Leinen und Seilen, als wären sie dafür geboren worden. Alles wirkt elegant, ungefährlich, sie sind in ihrem Element. Nur schwer kann ich meinen Blick von den Beiden lösen und lenke ihn über das Schiff. Langsam setze ich einen Fuß vor den anderen, schaue Jongleuren zu, weiche einem Feuerspucker aus und fliehe vor einer Frau, die eine riesige Schlange auf den Schultern trägt. Ein kleiner Junge kommt mir auf einem Einrad entgegen und balanciert einen Kegel auf der Nase, dicht gefolgt von einem weiteren Jungen, der seinem Vorgänger zum Verwechseln ähnlichsieht. Er schlägt Räder und Purzelbäume, vollführt Saltos, seine Füße scheinen kaum den Boden zu berühren. Mit weit geöffneten Augen gehe ich weiter, dabei umgibt mich die Musik, wohin ich auch gehe. Hinter einem Schwertschlucker entdecke ich einen Mann, hochgewachsen, mit stolzer Brust, der mich ein wenig an einen Pirat erinnert. Aus seinen Augen blitzt der Schalk, seine Nase lässt mich an den Schnabel eines Raubvogels denken und seine langen, braunen Haare baumeln zu Zöpfen geflochten über seine Schultern hinab. Auf dem Kopf trägt er einen Piratenhut, an den er eine große, violette Feder gesteckt hat. Er hat einen militärisch aussehenden Mantel an und so wie er aussieht, hat er ganz bestimmt jeden einzelnen Knopf poliert, bevor die Vorstellung losging. Als ich näherkomme, sieht er mich an und schenkt mir ein Lächeln. Aus seinem Mund blitzt tatsächlich der ein oder andere Goldzahn hervor und ich kann mir das Schmunzeln nicht verkneifen. Wie mein Begleiter, der, wie mir jetzt erst auffällt, auf wundersame Weise verschwunden zu sein scheint, deutet der Mann eine Verbeugung an und lüftet dabei leicht den Hut. „Willkommen“, sagt er und seine Stimme ist tiefer, als ich erwartet

hatte. Er breitet die Arme aus und wiederholt: „Willkommen auf meinem Schiff, un cirque d`infinité!“ Er zwinkert mir spitzbübisch zu. „Genieße die Vorstellung.“ Danach mustert er mich und greift sich an den kleinen Ziegenbart an seinem Kinn. „Von wann kommst du?“ *Wann?* Er hat einen starken, französischen Akzent und deshalb tue ich es als grammatikalischen Fehler ab.

„Ich komme aus Manarola.“

„Oui, oui.“ Er winkt ab, als wäre es selbstverständlich. „Aber wann?“

„Wann?“

„Oui, wann?“ Ich sehe ihn verwirrt an, er rollt mit den Augen und fragt mit einem ungeduldigen Unterton: „Welches Jahr, eh?“

„2017?“

„Du weißt es nicht?“

„2017!“

Er nickt zufrieden, geht in die Richtung, aus der ich gekommen bin und ich stehe ziemlich verdattert da, denn ich habe eine Erklärung erwartet. Nach ein paar Schritten dreht er sich zu mir um. „Komm, Mademoiselle.“ Eilig hole ich ihn ein und er deutet nach oben zu den eingeholten Segeln. „Das sollte keiner verpassen, où? Sie ist wie eine Feder, leicht und elegant.“ Ich folge seinem Fingerzeig und sehe ein Seil, das von einem Mast zum anderen gespannt wurde. Die Artisten fliegen nicht mehr durch die Lüfte, nur ein junges Mädchen steht dort oben. Sie wirkt sehr zierlich, trägt ein weißes Kleid und spannt gerade einen kleinen, rosafarbenen Schirm auf. Mein Blick gleitet hinunter bis auf den Holzboden. Kein Netz oder etwas Ähnliches würde ihren Sturz auffangen.

Ich will den Kapitän ... oder Direktor? gerade darauf hinweisen, als die Musik und der Trubel um uns herum plötzlich verstummt. Eine Violine erklingt von irgendwo her, das Lied wird nach oben getragen und erreicht schließlich die Tänzerin, die langsam einen Fuß auf das Seil setzt, dicht gefolgt von dem zweiten. Dann tanzt sie, fliegt über das Seil, als hätte sie Flügel und nichts, nicht einmal die Tiefe unter ihr, könnte sie daran hindern. Sie dreht sich, springt, lässt sich fallen und federt wieder nach oben. Ich bin gefangen von ihrer Leichtigkeit und

ihrem Drang, der Schwerkraft ein Schnippchen schlagen zu wollen. Immer wieder wird die Seiltänzerin im Gleichklang mit der Violine emporgehoben und als das Instrument einen letzten Ton von sich gibt, erreicht sie den anderen Mast, tritt auf die kleine Plattform und verbeugt sich. Jetzt erst merke ich, dass ich die Hände an meine Brust gelegt und aufgehört habe, zu atmen. Wie alle anderen um mich herum breche ich in tosenden Beifall aus, gestatte der Luft aus meinen Lungen zu strömen und lache. Auch ich fühle mich leicht und beschwingt, lasse mich sogar im nächsten Moment von einer Hand mitziehen und erkenne erst nach ein paar Schritten, dass *Er* es ist, der mich aus der kleinen Menschentraube herausgezogen hat. Wir gehen Hand in Hand zu einem der Masten. Er bleibt stehen, dreht sich mit einem Lächeln auf den Lippen zu mir und deutet nach oben. Ich lege den Kopf in den Nacken und sehe dort einen Artisten hocken, der mich zu sich herauf winkt. Ich senke den Blick wieder und schaue in das amüsierte Gesicht meines Gegenübers. „Ich soll da hoch?"
Er nickt.
„Allein?"
Sein Lächeln wird breiter und entblößt ein paar perlenweiße Zähne. Langsam beugt er sich zu mir, deutet mit dem Zeigefinger erst auf mich und dann auf sich selbst.
„Du kommst mit?", frage ich leise, sein Gesicht ist nicht weit von meinem entfernt. Wieder nickt er. Ich hole tief Luft und schaue noch einmal nach oben, dann greife ich nach einer Sprosse und klettere die Leiter des Mastes empor. Ich spüre deutlich, wie mein Begleiter mir folgt, halte aber den Blick auf den Artisten gerichtet, der mir freundlich entgegensieht. Als ich bei ihm angekommen bin, greift er mir unter den Arm und hilft mir, mich auf die kleine Plattform zu stellen, auf der vor kurzem noch die Seiltänzerin gestanden hat, bevor sie ihr Leben aufs Spiel setzte, um auf den Mast gegenüber zu gelangen. Jetzt klammere ich mich an eines der Seile und warte darauf, dass das weiß geschminkte Gesicht mit den blauen Augen neben mir auftaucht. Er schafft es natürlich mit Leichtigkeit auf die Plattform, verlässt sie aber kurz

danach wieder, um mit dem Artisten auf einen der Querbalken zu klettern und etwas in die Tiefe schwingen zu lassen, dass mir verdächtig nach einer Schaukel aussieht. Als er sich wieder zu mir umdreht und eine Hand nach mir ausstreckt, bin ich selbst von mir überrascht. Denn ich hinterfrage nicht, ich greife sie einfach, gehe in die Hocke und klettere langsam auf den Balken. Seine Augen halten meine und so komme ich gar nicht auf die Idee, nach unten zu blicken. Erst als ich ihm gegenüber sitze, schaue ich noch einmal hinab auf die Schaukel und schnappe nach Luft. „Ist nicht hoch, Mädchen. Musst dich nur gut festhalten", sagt der Artist vor mir.

„Und wenn ich runterfalle?"

Ich spüre *seine* Finger unter meinem Kinn, er dreht mein Gesicht zu sich und schüttelt den Kopf. Ich lache schnaufend. Das sagt er so einfach. Oder eben auch nicht. Er steht auf und klettert über mich hinweg, sodass ich zwischen den beiden Männern sitze. Beide halten mich, ich schwinge ein Bein über den Mast und lasse mich langsam in die Tiefe gleiten. Mein Herz rutscht ins Bodenlose, als die Schaukel näherkommt. Der Artist lässt mich mit einer Vorwarnung los und ich greife nach einem der Seile, halte mich verkrampft daran fest, bis ich endlich das Brett mit meinen Füßen zu fassen bekomme. Erst als ich auf der Schaukel sitze und mich traue nach oben zu sehen, lässt mein Begleiter meine andere Hand los und folgt mir. Er nimmt neben mir Platz, greift nach beiden Seilen und schaut mich an. Ich klammere mich immer noch mit beiden Händen an einen der Stricke und bete, dass wir nicht abstürzen. Da löst er eine Hand, greift nach meiner und lenkt sie zu seiner Hüfte, drückt sie gegen sein Kreuz. Ich soll mich an ihm festhalten und das tue ich auch sofort. Zufrieden nickt er, umfasst wieder das Seil neben mir und beginnt leicht zu schaukeln. Ich verkrampfe mich, doch dann höre ich ihn lachen. Ein dunkles, kehliges Lachen. Ich schaue zu ihm auf. Seine Augen sind geschlossen, sein Gesichtsausdruck wirkt gelöst und ein warmes Gefühl breitet sich in mir aus. Es sieht aus, als wäre er frei und das will ich auch fühlen. Ich schließe die Augen, atme die Luft, die mir um die Nase weht, tief ein. Es duftet nach Meer, nach Popcorn

und nach einem Sommer, der bald zu Ende ist. Ich passe mich dem Schwung an, zwinge mich Stück für Stück meine Muskeln zu lockern und fühle die Nähe eines Mannes, der mich wortlos dazu gebracht hat über dem Meer im Himmelszelt zu schaukeln. Langsam breitet sich ein Grinsen über meine Lippen aus, dann öffne ich meine Augen wieder und jauchze. Der Anblick raubt mir fast den Atem. In einem Augenblick sehe ich die Menschen auf Deck, die Boote um das Schiff, die warmen Lichter und im nächsten verschwindet das alles. Der Himmel, die Sterne und die scharfe Sichel des Mondes erbeuten meine Aufmerksamkeit. Ich weiß nicht wann oder ob ich mich je so wie jetzt gefühlt habe, aber meine Probleme wirken plötzlich klein, sind kaum mehr existent, ich fliege vor ihnen davon.

Als ich wieder auf Deck stehe, fühlt sich mein Bauch immer noch an, als wäre ich gerade Achterbahn gefahren, meine Knie sind weich und mein Herz ist federleicht. Noch einmal sehe ich nach oben und kann kaum glauben, dass ich eben noch dort gesessen haben soll, ohne jede Absicherung, nur mit dem Vertrauen gegenüber eines Fremden. Er steht nun wieder neben mir, legt mir eine Hand auf den Rücken und geleitet mich zurück an die Reling. Mit Hilfe des kräftigen, schnauzbärtigen Mannes schaffe ich es wieder in die Gondel, mein Begleiter folgt mir. Gemeinsam rudern wir an den anderen, mit Zuschauern besetzten Gondeln vorbei und entfernen uns immer weiter vom Schiff. Die Musik wird leiser, die Umrisse verschwimmen immer mehr. Schließlich umrunden wir die Klippe und das Segelschiff verschwindet gänzlich aus meinem Blickfeld. Nun sind nur noch die Ruder zu hören, die durch die Wasseroberfläche brechen und in den dunklen Ozean eintauchen. Ich weiß ganz genau, dass hinter mir die Stadt wieder aufgetaucht ist, aber ich will meine Augen nicht von ihm lösen. Er wirkt ruhig, erwidert meinen Blick und rudert stetig weiter, bis wir schließlich am Kai angekommen sind. Geschickt holt er die Ruder ein, wirft das Seil um einen Pfosten und knotet es fest. Dann reicht er mir eine Hand und ich stehe auf. Einen Augenblick stehen wir ganz nah beieinander, sehen

uns schweigend an und mir wird bewusst, dass ich ihn nicht wiedersehen werde. Sein Griff um meine Hand wird fester und ich löse mich aus der Situation, steige mit einem Fuß auf den Rand der Gondel und mache dann einen großen Schritt auf den Kai hinauf. Er folgt mir nicht, hält meine Hand aber noch immer und schaut zu mir hinauf.
Ich weiß, wenn ich ihn jetzt loslasse, dann ist es vorbei und mir bleibt nichts weiter als die Erinnerung daran. Etwas in mir will sofort wieder zurück in das Boot springen und mit ihm gehen, wohin das auch immer sein mag. Aber meine Füße rühren sich nicht. Stattdessen gehe ich in die Hocke und alles passiert in einer fließenden Bewegung. Ich ziehe ihn zu mir, seine Hand legt sich an meine Wange, meine Hand in seinen Nacken und unsere Lippen treffen sanft aufeinander. Wir verharren für einen Augenblick, ehe wir uns voneinander lösen. Zum Schluss gleiten seine Finger durch meine und dann ist es zu Ende. Ich stehe auf und trete einen Schritt zurück, während er das Tau löst und das Boot vom Kai abstößt. Langsam treibt die kleine Gondel davon, in ihr noch immer stehend, ein Mann mit weiß geschminktem Gesicht und schwarz bemalten Augen. Er verbeugt sich vor mir, den Zylinder vom Kopf gelöst und an seine Brust gelehnt. Als er sich wieder aufrecht hinstellt, verharrt der Hut an Ort und Stelle, die Haare fallen in das traurige Lächeln, die freie Hand hebt sich zum Abschied. Dieses Bild brennt sich in meine Seele, trotzdem lächle ich zurück und winke ebenfalls. Ich bleibe so lange am Kai stehen, bis der Umriss der Gondel schließlich bei der Klippeverschwindet, meine Füße gefährlich nah am Wasser, bereit, bmich jede Sekunde gegen ein Leben in der Realität zu entscheiden. Dann ist er verschwunden.

Es dauert, bis ich wieder in der Lage bin mich zu bewegen. Langsam gehe ich den Steinweg hinauf, spaziere von Lichtkegel zu Lichtkegel, die von den Laternen auf den Asphalt geworfen werden und kann meine Gefühle nur schwer ordnen. Einerseits fühle ich mich unendlich verloren, als wäre ein Teil von mir auf der Galeone geblieben, bei ihm. Andererseits bin ich immer noch federleicht und wenn ich an die

Zukunft denke, ist mein Blick klarer als je zuvor. Ich brauche kein schlechtes Gewissen zu haben, ich habe eigene Ziele und ich muss loslassen, auch wenn es bedeutet, dass ich die, die ich liebe, enttäusche. Schließlich komme ich vor meiner Haustür an und öffne sie leise. Als mich der gewohnte Geruch von Gewürzen und alten Möbeln umgibt, werde ich vollends in die Gegenwart gezerrt und mir wird bewusst, dass ich endlich den Mut habe, den Neuanfang zu wagen. Ich will fliegen, ich will frei sein.

Kristin Abels

Kristin Abels wurde 1986 in Bremen geboren und lebt in der schönen Hansestadt Hamburg. In ihrer Freizeit lässt sie sich gern in fremde Welten entführen oder erschafft ihre eigenen.

In Todes Armen

Celina Aileen Roth

Ewan Kore wurde mit der nutzlosesten Superkraft der ganzen Menschheitsgeschichte geboren. Er konnte weder fliegen noch war er sonderlich stark oder schnell. Er konnte keine Feuerbälle aus seinen Händen abfeuern oder Wände hochklettern, ja nicht einmal mit Fischen konnte er reden. Er konnte überhaupt nichts, was ihm dabei helfen könnte bei den Avengers aufgenommen zu werden. Kurz, er hatte keine Superkraft, die für einen Fünfjährigen von irgendeinem Interesse gewesen wäre. Stattdessen bestand Ewan

Kores besonderes Talent darin, jeden Arzt, zu dem seine Eltern ihn schleppten, zur Verzweiflung zu bringen.
Am Anfang gaben sie sich alle noch optimistisch – „Kopf hoch, junger Mann. Das kriegen wir schon wieder hin, hm?“ – doch dann, einige Besuche später, hatte Ewan jeden Einzelnen von ihnen in einen für sie befremdlichen Zustand der Verwirrung versetzt. Und das war, wie es ihm bald schien, das Schlimmste, was gelehrten Menschen passieren konnte. Er fühlte sich jedes Mal furchtbar deswegen.
Seine Mutter versicherte Ewan stets, dass es nicht seine Schuld war, doch er kam nicht umhin, den Zusammenhang zwischen seinen Besuchen und den immer hilfloser werdenden Gesichtsausdrücken der Ärzte zu bemerken. Und dann waren da noch seine Eltern, die ebenfalls von seiner Superkraft betroffen schienen. Aus diesem Grund war Ewan erleichtert, als schließlich alle Spezialisten besucht, alle innovativen Ideen erschöpft und alle experimentellen Methoden ausprobiert waren. Seine Superkraft war ohnehin nutzlos, also war es auch keine Schande, wenn er sie nie wieder einsetzen würde.
Ewan wusste schon früh, dass er sterben würde. Doch er wuchs mit dem Tod auf und so gab es für Ewan keinen Grund, sich vor ihm zu fürchten. Er wusste auch, dass ihm weniger Zeit blieb als anderen Menschen. Naja, als den meisten anderen Menschen zumindest.
Das erste Mal, dass Ewan der blasse Junge auffiel, war an einem Dienstagvormittag. Ihm war mitten im Musikunterricht schlecht geworden – wem würde das bei klassischer Musik nicht auch so gehen? – und er hatte alles versucht, um das plötzliche Schwindelgefühl geheim zu halten. Dann allerdings war es Emily Parker, die übrigens nicht mit Peter Parker verwandt war, aufgefallen. Emily hatte ihn an Ms. Nichols verraten und Ms. Nichols hatte ihn ins Sekretariat geschickt, um sich abholen zu lassen.
Als Ewan aus dem Gebäude trat, um draußen auf seine Mutter zu warten, saß der blasse Junge bereits auf der Treppe. Ewan sah selbst „etwas kränklich“ aus, wie seine Tante immer sagte, aber das war nichts im Vergleich zu dem anderen Jungen. Das Gesicht des Jungen war so weiß

wie ein Papierflugzeug vor der ersten Landung im Matsch, seine Haare schwarz wie Batmans Umhang und er trug einen ausgewaschenen Pullover, was Ewan nur auffiel, weil er denselben besaß. Der Unterschied war, dass Ewans noch Green Lanterns ikonisches Grün hatte.
„Hey", sagte Ewan, während er die Treppenstufen hinabstieg.
Der blasse Junge fuhr beim Klang seiner Stimme den Kopf ein. „H-hey", erwiderte er stotternd, ohne richtig zu Ewan aufzusehen. Sein Blick wanderte nur bis zu Ewans Schuhen hoch, keinen Zentimeter weiter.
Seltsam, dachte Ewan sich. „Wie heißt du?"
Der Junge zögerte, bevor er antwortete: „Navi."
Ewan ließ sich neben ihm auf den Treppenstufen nieder. Er wusste, dass er Navi schon öfters gesehen hatte: bei einem Kinobesuch mit seinen Eltern, beim Einkaufen, in den Gängen der Schule und bis zu diesem Jahr im Kindergarten. Sie mussten im selben Alter sein.
„Was machst du hier draußen?", versuchte Ewan aus Navi herauszubekommen.
Navi zog die Beine an und schlang seine Arme um die Knie. So zusammengefaltet wirkte er noch zerbrechlicher, ein Junge aus Porzellan. „Kann ich nicht sagen", murmelte Navi in die Ärmel seines Pullovers.
„Hm." Ewan begriff, dass er vorsichtig vorgehen musste, wenn er Navi zum Reden bringen wollte. Und dann kam ihm eine Idee. „Hast du Hunger?", fragte er den anderen Jungen.
„Was?" Endlich sah Navi ihm direkt ins Gesicht.
Ewan musste sich ein Lächeln verkneifen. Er kramte seine Lunchbox aus dem Rucksack hervor – Ewan brauchte sie für heute schließlich nicht mehr – und nahm den Schokoriegel heraus, den er heimlich dazu gepackt hatte, während sein Vater in seine Zeitung vertieft gewesen war. Der Riegel war mit Nüssen und Nougat, Ewans Lieblingssorte.
Navi öffnete seinen Mund, um etwas zu sagen, als eine Hupe ertönte. Ewan blickte auf und sah das Auto seiner Mutter auf dem Parkplatz stehen.

Sofort sprang er auf und zögerte dann. Er sah zu Navi hinunter, der den Blick wieder zu seinen Händen gesenkt hatte. „Ich muss jetzt gehen."
Navi nickte.
„Du kommst doch klar, oder?"
Als Navi wieder aufschaute, starrte er Ewan mit demselben Blick an wie Ewans Hund Oskar gelegentlich. „J-ja."
„Gut." Ewan lächelte ihm zu. „Wir sehen uns."
„Wir sehen uns", wiederholte Navi, die Worte in seinem Mund erprobend.
Wieder erklang die Hupe und Ewan rannte los.
„Danke!", hörte er Navi plötzlich hinter sich rufen.
Ewan drehte sich zurück und sah, dass Navi von seiner Treppenstufe aufgestanden war.
„Für den Schokoriegel."
Das nächste Mal, dass Ewan ihn sah, war am Donnerstag während der Pause. Navi saß alleine an der Seite des Schulgebäudes bei den Mülleimern. Ewan hätte nicht gedacht, dass irgendjemand freiwillig in der Müllecke sitzen würde. Aber vielleicht verbrachte Navi seine Pause ja gar nicht freiwillig dort?
Seine Lunchbox unter dem Arm lief er zu Navi herüber.
„Hey", Ewan deute auf den Boden neben Navi und grinste breit gegen den Müllgestank an, „ist da noch frei?"
Navi schien kein Essen dabei zu haben. Er blickte zu Ewan auf und lächelte unsicher, was dieser als Ja verstand.
Ewan nahm Platz, öffnete sein Lunchbox und begutachtete ihren Inhalt. Dieses Mal hatte er nichts Süßes dabei. Das Beste, das er Navi anbieten konnte, war ein Apfel, doch als Ewan Navi den Apfel reichen wollte, fischte dieser einen Schokoriegel aus seiner Jackentasche. Dieselbe Sorte, die Ewan ihm gegeben hatte.
„Nüsse und Nougat", sagte Ewan begeistert.
„Du kannst ihn haben", bot Navi ihm an.
Ewan schüttelte den Kopf. „Schon gut. Ich hab genug dabei."
Navi senkte den Schokoriegel wieder und inspizierte die vielen Worte auf der Verpackungsrückseite.

Von diesem Tag an verbrachten die beiden all ihre Pausen zusammen. Auf Ewans Vorschlag hin verschoben sie ihren Platz von den Mülltonnen zu dem Kastanienbaum – was gut war, denn Ewan hatte wirklich Probleme gehabt, seinen Lunch bei dem Müllgestank in seinem Magen zu behalten – und mit der Zeit brachte Ewan Navi zum Reden.
Er sprach nie sonderlich viel, aber Ewan musste ihre Gespräche immer seltener alleine führen. Sie redeten über Comics und Cartoons, über Videospiele und Star Wars. Navi war nicht sonderlich gesprächig, doch dafür interessierte er sich für dieselben Sachen wie Ewan. Er war witzig, wenn auch nicht immer gewollt, und er erinnerte Ewan an seinen Hund Oskar, der, kurz nachdem sie sich kennengelernt hatten, gestorben war. Navi war der einzige Freund, den Ewan brauchte, und Ewan war – nach allem, was er wusste – Navis einziger Freund. Manchmal, wenn Ewans Eltern länger arbeiten mussten, kam Navi nach der Schule mit zu Ewan nach Hause. Ansonsten trafen sich die beiden nicht bei Ewan und niemals bei Navi.
Es war ein paar Monate nach Ewans siebzehntem Geburtstag, als sein Zustand kritischer wurde. Er war seit seinem fünften Lebensjahr noch einige Male im Krankenhaus gewesen. Nicht, um eine Heilung für seine Krankheit zu finden, diese Hoffnung hatten sie längst aufgegeben, sondern um jene Folgen seiner Krankheit zu behandeln, die behandelt werden konnten. Nun aber war eine der Folgen selbst zum Problem geworden und Ewan hatte feststellen können, dass seine Superkraft noch genauso gut funktionierte wie früher.
„Alles wird gut“, versuchte seine Mutter ihn zu beruhigen und drückte seine Hand zwischen den Laken des Krankenhausbettes.
„Ich weiß“, versuchte Ewan sie zu beruhigen. Er konnte sehen, dass sie schon wieder geweint hatte. Und nicht nur sie, sein Vater hatte ebenfalls geweint. Ewan hatte ihn in seinem ganzen Leben erst dreimal weinen sehen. Einmal davon, nachdem der Zeitungsbote vergessen hatte, die Zeitung bei ihnen einzuwerfen, während der ganze Rest der Straße seine Zeitung wie immer bekommen hatte. Das Ganze war nur ein paar Tage nach dem Tod von Ewans Großmutter geschehen, der Mutter seines Vaters.

„Dieser Fraß ist ja nicht auszuhalten“, sagte sein Vater jetzt zu dem Essen, das sie Ewan gebracht hatten. „Was hättest du jetzt gerne? Egal was, ich hol es dir.“
„Nicht nötig, Dad.“
„Doch, doch.“ Er nickte eindringlich. „Auf keinen Fall isst du noch länger dieses Zeug. Was soll das überhaupt darstellen? Alienschleim?“
„Ich glaube“, Ewan stocherte in der glitschigen, weißen Masse herum, „es ist irgendeine Art von Soße.“
„Ah, deshalb die Karottenstückchen und der Reis.“ Sein Vater nahm die Jacke von der Garderobe. „Ich hole dir Indisch. Von dem Laden beim Bahnhof, den du so magst. Klingen Samosas für dich okay?“
Ewan wusste, dass sein Vater Krankenhäuser nicht ausstehen konnte. Ganz besonders Krankenhäuser, in denen sein Sohn lag.
„Samosas klingen perfekt“, sagte Ewan und lächelte dankbar. Dann wandte er sich seiner Mutter zu, die seit Beginn der Besuchszeit am Morgen sein Zimmer noch nicht verlassen hatte.
„Mum“, er drückte ihre Hand fester, „du solltest mit Dad gehen. Schnapp etwas frische Luft für mich.“
„Schon in Ordnung“, meinte sie. „Ich bleibe hier bei dir.“
„Keine Widerrede“, drängte Ewan sie. „Nur weil ich dieses Zimmer nicht verlassen kann, gilt das Gleiche nicht auch für dich.“
Sie lächelte halbherzig, während Ewans Vater sie auf ihre Füße zog. „Komm schon“, forderte er sie auf.
Sobald die beiden das Zimmer verlassen hatten, erlaubte Ewan es sich, durchzuatmen. Er ließ seinen Kopf zurück ins Kissen sinken und sah aus dem Fenster.
„Ich hatte dir doch beim letzten Mal gesagt, dass ich dich nicht noch einmal im Krankenhaus besuchen will“, erklang plötzlich eine Stimme. Ewan hatte die Tür nicht gehört, aber da stand Navi an der Seite seines Bettes. Seinem Gesichtsausdruck fehlte der Witz, den seine Worte impliziert hatten.
Ewan zuckte entschuldigend mit den Schultern. „Ich weiß, ich bin ein furchtbarer Freund.“

„Sag sowas nicht.“ Navi blickte ihn ernst an.
„Was hast du mir mitgebracht?“, fragte Ewan, um die Stimmung aufzulockern. Er reckte sich und schielte zu beiden Seiten an Navi vorbei. „Einen Blumenstrauß schon mal nicht.“
Navi verdrehte die Augen, dann holte er einen Schokoriegel aus der Innentasche seiner Jacke hervor und warf ihn Ewan zu.
„Uh!“ Ewan fing den Riegel ungeschickt auf. „Mit Nüssen und Nougat. Meine Lieblingssorte.“ Er wandte den Schokoriegel herum, aber bevor er ihn öffnen konnte, fiel ihm das Verfallsdatum auf. Ewan blickte lächelnd zu Navi auf und legte den Schokoriegel zu dem Tablett mit dem Alienschleim. „Ich heb ihn mir für später auf.“
Navi lief zu dem Stuhl herüber, der neben dem Schrank stand.
„Den würde ich nicht nehmen, wenn ich du wäre“, hielt Ewan ihn zurück.
Navis Hand hing in der Luft vor der Stuhllehne. „Warum?“
Ewan lächelte. „Die Krankenhausninjas mögen es nicht, wenn Dinge verschoben werden.“
„Es gibt keine Krankenhausninjas“, erwiderte Navi ohne seine Hand zu bewegen.
Ewan hob herausfordernd eine Braue. „Dann nimm den Stuhl, wenn du dich traust.“
Navi seufzte tief und verdrehte die Augen, doch er ließ seine Hand sinken und kam zu Ewan zurückgeschlendert.
Lächelnd rückte Ewan, so schnell wie es ihm die Schläuche erlaubten, in denen sein Körper wie in einem Spinnennetz festhing, zur Seite, sodass Navi sich neben ihn auf die Bettkante setzen konnte. „Erzähl mir was.“
„Ich rede nicht gern. Du bist der Redner von uns beiden.“
„Sei still und erzähl mir etwas“, drängte Ewan ihn. „Irgendetwas.“
„Ich kann wohl kaum still sein und gleichzeitig reden“, machte Navi ihn aufmerksam.
„Stell dich nicht so an.“ Ewan lehnte sich wieder in das Kopfkissen zurück und schloss seine Augen.
Alles, was er sonst in seinem Zimmer zu hören bekam, war das tägliche

Brodeln der Krankenhausgerüchteküche und dort ging es heißer zu, als Ewan wissen wollte.
Widerwillig begann Navi von der Schule zu erzählen, von ihren Mitschülern und Lehrern. Wenn er wollte, konnte er selbst die alltäglichsten Ereignisse in Geschichten verwandeln. Navi erzählte es so, dass Ewan sich gleichzeitig wünschte, dass er wieder in der Schule wäre, und froh darüber war, für eine Zeit lang nicht dorthin zu müssen.
„Emily Parker hat nach dir gefragt", behauptete Navi.
„Lügner", beschimpfte Ewan ihn lachend und stieß ihn mit seinem Fuß in die Seite.
Navis Augen wanderten zu dem Herzmonitor neben Ewans Bett. Ewan folgte seinem Blick und sah den unrhythmischen Takt, den sein Herz angenommen hatte.
„Schon okay", beruhigte Ewan ihn, „das passiert öfters."
Die Matratze wankte, als Navi von ihr aufstand. „Ich muss gehen", erklärte er Ewan, seine Augen mehr auf den Monitor als auf Ewan gerichtet.
Niemand mochte Krankenhäuser, so schien es. Eine Sache, die Ewan nur zu gut nachvollziehen konnte.
Kurz nachdem Navi das Zimmer verlassen hatte, kehrten Ewans Eltern bereits mit seinen Samosas zurück.
„Danke", sagte Ewan und nahm die heißen Teigtaschen entgegen. „Navi war gerade hier. Er müsste euch auf dem Flur entgegengekommen sein." Seit sie befreundet waren, hatten Ewans Eltern Navi noch nicht einmal gesehen. Ewan hatte den Verdacht, dass Navi Probleme mit seinen eigenen Eltern hatte und denen seines Freundes deshalb aus dem Weg ging.
Ewans Vater zuckte mit den Schultern. „Ich hab draußen niemanden gesehen."
„Muss die Treppe genommen haben", überlegte Ewan und langte zu, obwohl er kaum Hunger hatte.
Navi kam regelmäßig im Krankenhaus vorbei. Immer, wenn Ewans Eltern gerade einmal nicht da waren, und ab und zu sogar außerhalb der

Besuchszeiten. Wie er das anstellte? Ewan hatte keine Ahnung.
„Die Krankenschwestern mögen mich“, behauptete Navi, als Ewan ihn einmal fragte. Er war gekommen, kurz nachdem Ewans Eltern für einen Kaffee und ein Stück Kuchen in die Krankenhauscafeteria verschwunden waren.
„Muss an deinem Lächeln liegen“, zog Ewan ihn auf.
„Sehr witzig.“ Navi stand neben dem Herzmonitor und inspizierte Ewans Werte. „Es wird nicht besser“, bemerkte er, was eine Untertreibung war.
„Es ist nicht so schlimm“, log Ewan. „Du kommst einfach immer nur vorbei, wenn es gerade mal wieder etwas schlechter ist.“
Navi wirkte nicht überzeugt und er hatte recht damit. Ewan ging es jeden Tag schlechter, wobei Navi tatsächlich stets in den schlimmsten Momenten aufzutauchen schien.
Ewan wünschte, dass sie ohne diese Art von Gesprächen auskommen würden, aber er konnte es Navi nicht verübeln, dass er sich Sorgen um ihn machte. Ihm würde es nicht anders gehen, wenn er an seiner Stelle wäre.
„Vielleicht sollte ich dann nicht mehr kommen“, meinte Navi plötzlich.
„Rede keinen Blödsinn“, erwiderte Ewan etwas zu laut.
Navi hielt den Blick gesenkt. „Was wäre, wenn es wirklich meine Schuld wäre? Würdest du dann wirklich noch wollen, dass ich dich besuche?“
Ewan konnte nicht glauben, was er hörte. „Es ist nicht deine Schuld.“
Navi antwortete nicht.
„Es ist – nicht deine – Schuld“, wiederholte Ewan eindringlich.
Vor Navis Füßen landete eine Träne auf dem Boden.
„Navi.“ Ewans Stimme klang flehend. Er schwang die Bettdecke zur Seite und setze sich mühsam auf, die Schmerzen ignorierend, die es ihm bereitete.
„Was machst du?“, fuhr Navi ihn an, als Ewan die Kabel für den Herzmonitor abriss, den Sauerstoffschlauch über seinen Kopf zog und die Morphinzufuhr kappte.
Mit schwankenden Schritten trat Ewan auf Navi zu und griff nach seinem Arm. Navi wich zurück, aber ihre Haut streifte sich für einen Moment

und ein stechender Schmerz durchzog Ewans Brust. Er knickte etwas ein und versuchte sich an Navi festzuhalten, doch sein Freund trat noch weiter von ihm fort, sodass Ewan gegen die Wand stolperte.
Navis Gesicht war aufgequollen von den Tränen. „Es tut mir leid“, sagte er, bevor er sich abwandte und aus dem Zimmer rannte.
„Warte!“ Ewan ignorierte die Schmerzen und die Schwindelgefühle. Holprig folgte er Navi raus auf den Flur.
Navi drehte sich zu ihm um, als er die Tür hörte. Er war so mit Ewan beschäftigt, dass er den alten Mann nicht sah, der mit seinem Rollator im Gang stand.
„Vorsicht!“, rief Ewan ihm zu, aber da war es auch schon zu spät.
Der alte Mann blickte verwirrt zu Ewan auf, dann rannte Navi auch schon in ihn hinein und – Ewan traute seinen Augen kaum – mitten durch ihn hindurch.
Navis und seine Blicke trafen sich noch einmal, ehe Navi die Treppenhaustür erreichte und dadurch verschwand, ohne sie zu öffnen. Ewan brauchte einen Moment, ehe er sich wieder gefasst hatte, bis er begriffen hatte. Während der alte Mann ihm verständnislos nachblickte, stürzte Ewan an ihm vorbei zum Treppenhaus. Er konnte Navis Schritte über sich hören und folgte ihnen hinauf zum Dach.
Jeder Atemzug brannte in Ewans Lunge und sein Herz schlug taktlos, als würde ein Kleinkind mit einem Trommelstock auf es einschlagen. Ewan erreichte das Ende der Treppe und stieß mit dem Rest seiner Kraft die schwere Feuerschutztür auf.
Navi stand direkt am Rand des Dachs, mit dem Rücken zu Ewan. Es war eisig dort oben, aber Ewan merkte den Schnee unter seinen Füßen nicht oder den Wind, der durch sein Nachthemd fuhr. Alles, was er sah, war Navi, der den Kopf in Richtung der Straßen unter ihm geneigt hatte.
„Navi“, flehte Ewan ihn an. „Bitte, tritt zurück.“
Navi schüttelte den Kopf.
Ewan ließ von der Tür ab und trat auf ihn zu. Mit jedem Schritt wurde er unsicherer auf den Beinen. „*Bitte.*“
„Du wirst sterben“, erklärte Navi überflüssigerweise.

„Ich weiß“, erwiderte Ewan ihm, „wir alle sterben irgendwann. Aber ich hab meine Eltern und ich hab dich.“
„Es wäre besser für dich, wenn ich fort wäre. Besser für alle.“
„Wäre es nicht“, sagte Ewan entschlossen. „Ich will nicht, dass du fort bist.“
Das ließ Navi zurücksehen.
„Du bist doch mein Freund.“
Ewan streckte seine Hand nach Navi aus und lächelte, so gut er konnte.
Navi zögerte, doch dann trat er von der Dachkante zurück. Er konnte Ewan nicht in die Augen blicken, als er ihm verriet, dass seine Zeit um war. Aber Ewan wusste es längst.
„Es tut mir so leid“, hauchte Navi in den Wind.
„Das muss es nicht.“ Ewan öffnete seine Arme und zog Navi an sich als der Freund, der er war. Und in der Umarmung wurde Ewans Herz endlich still.
„So leid“, flüsterte Navi und Tränen tropften von seinem Kinn in den kalten Schnee.
Nur wenig später kamen Ewans Eltern durch die Feuerschutztür gestürmt, eine Krankenschwester und ein Arzt direkt hinter ihnen – die letzten Opfer seiner Superkraft. Die Schneeflocken sanken friedlich zu Boden und ihre Rufe fielen in die winterliche Stille auf dem Dach. Mr. und Mrs. Kore hielten einander fest, als sie ihren Sohn erblickten, alleine im Schnee in Todes Armen.

Celina Aileen Roth

Celina Aileen Roth studiert derzeit an der Goethe-Universität Frankfurt Mathematik und Erdkunde auf Lehramt. Neben Zahlen hat sie allerdings auch eine Schwäche für Buchstaben und obwohl das für Mathematiker vermutlich unmöglich erscheint, verfügt sie über eine Menge Phantasie und Humor. In ihrer Freizeit schreibt sie Geschichten, einige kurz, andere lang, und Sie liest natürlich auch viel.

Autorenfoto by Cedric Roth

Illustration von Rita Hausen

Der Schatten-Verkäufer

Rita Hausen

Bernd Kaminski blätterte in der RNZ und stieß auf eine Anzeige, die seine Aufmerksamkeit erregte:

Sie haben noch Ihren Schatten? Wozu brauchen Sie ihn? Hier erfahren Sie, wie Sie ihn loswerden: 0696 / 9394567, Peter.Schlemihl @gmx.de, Homepage: www.peter-schlemihl.de

Neugierig geworden besuchte Bernd die angegebene Homepage. Dort war das Bild „Langer Schatten“ von Tischbein zu sehen, daneben der Text:

Ein typisch deutsches Problem. Der Schatten wird gepflegt, verlängert oder betont. Es gibt sogar Leute, die ihn als Tiefsinn interpretieren.
Ich frage Sie: Wozu brauchen Sie einen Schatten? Wären Sie nicht vielleicht froh, ihn loszuwerden?
Es besteht wirklich kein Grund, seine Schattenseiten hervorzuheben. Trennen Sie sich davon! Ihre Umwelt wird es Ihnen danken.
Wir kaufen Ihnen Ihren Schatten ab ...

Bernd schmunzelte und dachte: Welch eine seltsame Geschäftsidee. Wenn sie Geld dafür bieten, worin liegt dann deren Nutzen? Und was machen sie mit dem Schatten?
Doch seine Neugier war so groß, dass er sich dazu entschloss, dort anzurufen. Die Summe, die ihm für seinen Schatten geboten wurde, überstieg seine kühnsten Erwartungen.

Schließlich ging er zu dem kleinen Büro in der Heidelberger Weststadt. Nach einigem Hin und Her rang er sich dazu durch, seinen Schatten zu verkaufen. Er unterschrieb einen Vertrag und versäumte, wie das so oft geschieht, das Kleingedruckte zu lesen.
Er stellte sich vor eine grelle Lampe im Studio und der Verkäufer nahm seinen Schatten mit spitzen Fingern vom Boden, rollte ihn zusammen und steckte ihn in eine Papprolle, die er zuvor beschriftet hatte. Im ersten Moment spürte Bernd gar nichts, dann setzte jedoch eine gewisse Erleichterung und Leichtigkeit ein. Beschwingt trat er auf die Straße. Der Himmel war bedeckt, so fiel es gar nicht auf, dass er keinen Schatten warf. Er hatte jetzt massig Geld auf dem Konto, was seine Beschwingtheit noch verstärkte. Da würde er jetzt erst einmal eine schöne Reise machen. Natürlich in ein Land, in dem es viel Sonne gab. Auf dem Weg ins Reisebüro lief ein Mann frontal in ihn hinein. Er entschuldigte sich: „Oh, Verzeihung, ich habe Sie gar nicht gesehen."
Kopfschüttelnd ging Bernd weiter. Er betrat schwungvoll das Reisebüro. Die Dame hinter dem Tisch sah ihn irritiert an, beriet ihn jedoch kompetent und er verließ das Büro mit den Unterlagen für einen

dreiwöchigen Urlaub in der Karibik. Dann ging er in eine Boutique, um sich für den Urlaub einzukleiden. Als er in der Kabine ein Hemd anprobierte, durchfuhr ihn ein Schreck. Im Spiegel sah er nur matte Konturen von sich. Das Hemd leuchtete dagegen in grellen Farben, verblasste dann auch zusehends, je länger er es anbehielt. Er ließ alles stehen und liegen und raste zum Büro des Schattenkäufers. Es war geschlossen. Trotzdem hämmerte er wie wild gegen die Tür. Bernd sah auf die Uhr. „Wahrscheinlich Mittagspause", murmelte er. Er fuhr nachhause und nahm sich den Vertrag vor, um ihn noch einmal gründlich zu studieren. Diesmal auch das Kleingedruckte. In seiner Aufregung konnte er den Sinn des Gelesenen erst einmal nicht erfassen. Da stand: Mit dem Schatten werden dem Körper Substanz und Farbe entzogen, so dass er etwas blasser erscheint. Dies hat jedoch keine Auswirkung auf die Gesundheit, es ist lediglich ein Effekt der Lichtreflexion. Bernd begann sich abzutasten. Es fühlte sich alles ziemlich normal und fest an.

Was, wenn er nun unsichtbar würde?

Am Nachmittag eilte er erneut zum Büro von Schlemihl. Der Angestellte versuchte ihn zu beruhigen: „Sie werden sich daran gewöhnen, glauben Sie mir. Es geht bei diesem Effekt um die Wechselwirkung von Licht mit der Oberfläche eines Körpers. Von Bedeutung ist vor allem die Remission, also die Absorption eines Teils des Lichts. Die ist bei fehlendem Schatten sehr niedrig. Die obersten Hautschichten sind teilweise transparent, so dass keine reflektierende Fläche, sondern eine reflektierende Schicht vorliegt. Ist schwer zu erklären."

Bernd seufzte, er hatte nicht einmal die Hälfte verstanden. Er wandte ein: „Aber ich kann doch nicht so durchsichtig da herumlaufen. Die Leute sehen mich nicht, oder sind völlig verwundert. Da bin ich ja aus der Gesellschaft ausgestoßen!"

„Ja", meinte der Angestellte gedehnt, „wollen Sie denn Ihren Schatten zurück?"

Bernd seufzte erneut. Er dachte an das schöne Geld und dass er seine Reise dann in den Wind schießen konnte. Dennoch sagte er:

„Wenn das geht.“ Der Angestellte erklärte, dass er in diesem Fall fünfzig Prozent Aufschlag auf die Summe, die er erhalten hatte, zahlen müsse. Bernd stockte der Atem.
„Aber das Geld habe ich nicht! Da müsste ich ja einen Kredit aufnehmen.“ Der Verkäufer meinte: „Ich schlage Ihnen vor, sie überlegen sich die Sache in aller Ruhe. Vielleicht können Sie sich ja auch mit den Nebenwirkungen arrangieren.“
Bernd nickte und taumelte hinaus. Auf dem Gehweg lief sofort wieder jemand in ihn hinein. Er schlich an der Häuserwand entlang. Er kam sich vor wie ein Gespenst, wie ein Schatten seiner selbst.
Ihm fiel ein, dass sein Freund Manuel doch Physik studiert hatte.
Er rief ihn auf dem Handy an und verabredete sich mit ihm noch am selben Abend. Zum Glück hatte er Zeit.
Als Manuel die Tür öffnete, musste er zweimal hinschauen, um den Freund zu erkennen und er rief: „Wie siehst du denn aus!“
Bernd trat in den Flur und murmelte: „Genau deshalb wollte ich mit dir reden.“
Manuel bat ihn ins Wohnzimmer und schenkte zwei Gläser Whisky ein. „Ich glaube, den haben wir jetzt nötig.“ Dann erzählte Bernd, wie er zu seinem durchsichtigen Aussehen gekommen war.
Manuel überlegte und murmelte dann vor sich hin: »Transmission, beziehungsweise Streuung des restlichen Spektralanteils, Brechung des Lichts an den Grenzflächen – nein – Wellenlängenabhängigkeit, Dispersion.“ Schließlich meinte er: „Sehr interessanter Effekt, Wahnsinn. Aber um das zu erklären, muss wahrscheinlich die Quantenphysik herhalten. Da müsste ich erst etwas nachlesen.“
Er nahm einen großen Schluck Whisky.
„Weißt du, es geht mir gar nicht so sehr um die Erklärung, sondern darum, was ich tun kann. Diese Leute sind Halsabschneider. Jetzt wollen sie für den Rückkauf des Schattens das Anderthalbfache von dem, was ich bezahlt habe.“
Manuel kratzte sich am Kopf und antwortete: „Wenn du einen Rat über die rechtliche Seite willst, bin ich der Falsche. Aber auch mit den

Hintergründen der Physik bin ich überfordert. Ich höre mich mal an der Uni um, wer da etwas mehr Ahnung hat. Und du wendest dich am besten an einen Rechtsanwalt."
Bernd überlegte: „Ja, ich habe sogar eine Rechtsschutzversicherung."
„Gut. Ich bin mir sicher, dass das ein faszinierendes Phänomen für die Physiker ist."
„Na toll, klasse!", rief Bernd ironisch aus.

Als er seinem Anwalt seinen Fall erläuterte, meinte der: „So etwas ist mir noch nicht untergekommen. Das ist ja verrückt. – In der Tat, Sie sehen sehr blass aus." Er studierte den Vertrag. „Hm hm, etwas ungewöhnlich, aber auf den ersten Blick kann ich nichts Ungesetzliches erkennen. Wie konnten Sie sich nur darauf einlassen?" Er schüttelte den Kopf. „Ich werde mich mal umhören, ob es da noch andere Fälle gibt. Dann hätten wir eher eine Chance."
Als nächstes ging Bernd zu seinem Hausarzt und ließ sich krankschreiben. In seinem Zustand konnte er unmöglich im Büro auftauchen. Natürlich war auch der Arzt äußerst verwundert.
Gleich am nächsten Tag meldete sich Manuel und gab ihm die Telefonnummer eines Professors am Physikalischen Institut im Neuenheimer Feld. Bernd rief ihn an und verabredete sich mit ihm in seinem Labor. Der Professor beäugte ihn von allen Seiten, tastete an ihm herum und brachte verschiedene Apparaturen an. Dabei schüttelte er mehrfach den Kopf und murmelte Formeln. Dann setzte er sich dem Probanden gegenüber und erklärte: „In einem optischen Medium wechselwirken Photonen mit dem Material. Durch Absorption kann ein Photon vernichtet werden. Dabei geht seine Energie in andere Energieformen über, beispielsweise in elementare Anregungen (Quasiteilchen) des Mediums wie Phononen oder Exzitonen."
Bernd verstand kein Wort und schaltete ab, während der Professor unbeirrt weiterredete. „Möglich ist auch, dass das Photon sich durch ein Medium ausbreitet. Dabei wird es durch eine Abfolge von Streuprozessen behindert, in denen Teilchen des Mediums virtuell angeregt werden.

Photon und Reaktion des Mediums zusammen kann man durch ein Quasiteilchen, das Polariton, beschreiben. Diese elementaren Anregungenin der Materie haben üblicherweise keine lineare Dispersionsrelation und ihre Ausbreitungsgeschwindigkeit ist niedriger als die Vakuumlichtgeschwindigkeit.
Photonen, die auf Materie treffen, können je nach Energiebereich unterschiedliche Prozesse auslösen. – Soweit scheint das ganz verständlich. Ich würde trotzdem gerne, wenn Sie einverstanden sind, ein paar Versuche machen. Denn das Phänomen ist noch nicht hinlänglich beschrieben worden."
Die letzten Sätze hatte Bernd nur zu gut verstanden und er rief aus:
„Sie wollen mich als Versuchskaninchen? Nein danke. Ich hatte gehofft, sie können mir helfen, meine Durchsichtigkeit wieder loszuwerden. Damit kann ich mich ja nirgends sehen lassen!"
In diesem Augenblick klingelte Bernds Handy. Er nahm das Gespräch entgegen. Es war sein Anwalt. „Ich Dussel hab das Einfachste übersehen! Man hat ja innerhalb von vierzehn Tagen das Recht, von einem Vertrag zurückzutreten. Ich setze sofort das entsprechende Schreiben auf. Wir könnten dann übermorgen zusammen hingehen. In Ordnung?"
„Ja prima!", jubelte Bernd erleichtert. Der Professor hantierte irgendwo im Labor herum. Bernd sagte zu ihm: „Mein Zustand wird nur noch bis übermorgen andauern. Dann bekomme ich meinen Schatten zurück. Meinetwegen können Sie bis dahin noch ein paar Untersuchungen an mir vornehmen."
Erfreut begann der Professor sogleich mit seinen Tests. Er setzte Bernd in die Sonne und in grelles Lampenlicht und nahm Messungen vor. Manchmal erläuterte er etwas, aber meistens schrieb er nur Formeln auf. Beim zweiten Termin sagte der Physikprofessor: „Ich will Sie nicht mit unverständlichen Einzelheiten langweilen, deshalb eine einfache Erklärung. Durch das Wegfallen des Schattens fehlt Ihnen die Farbe Schwarz. Schwarz absorbiert sehr viel Licht. Beim Fehlen dieser Farbe wird der Prozess umgekehrt und alles in Ihrem Körper wird praktisch aufgehellt. Dadurch wirken Sie blass, ja durchscheinend. Es ist,

als wären sie gebleicht worden. Wie diesem Mangel abzuhelfen wäre, weiß ich nicht. Aber Sie sagten ja, dass Sie Ihren Schatten zurückerhalten."
„Ja", sagte Bernd, „das hoffe ich."

Als Bernd mit dem Anwalt das Büro Schlemihl betrat, erwartete sie neben dem Angestellten auch der Chef des Unternehmens.
Das Schreiben des Anwalts war eingegangen und der Geschäftsführer beteuerte höchst verbindlich: „Selbstverständlich können Sie von Ihrem Vertrag zurücktreten."
„Ohne den überteuerten Betrag zu zahlen?", fragte Bernd vorsichtshalber.
„Das wäre ja ein Rückkauf. Mein Mitarbeiter hat Sie da falsch beraten", entgegnete der Geschäftsführer.
„Das will ich meinen!", sagte der Anwalt. „Es wäre seine Pflicht gewesen, bei Vertragsschluss auf das Widerrufsrecht hinzuweisen."
„Gut", sagte Bernd, „dann bitte ich nun um die Rückgabe meines Schattens."
Der Chef meinte mit einem kleinen Lächeln: „Sobald das Geld, das wir Ihnen überwiesen haben, wieder auf unserem Konto ist."
Der Anwalt wandte ein: „Ich verbürge mich dafür, dass das Geld umgehend an Sie zurückgeht. Aber wir möchten bitte sehr den Schatten jetzt gleich zurück. Mein Mandant leidet unter seinem derzeitigen Zustand. Man kann es ihm nicht zumuten, noch mehrere Tage zu warten. Im Übrigen weiß ich nicht, ob Ihr Geschäftsgebaren einer gründlicheren Prüfung standhalten würde. Daher ..."
„Schon gut, schon gut. Herr Mittelström, darf ich Sie bitten!"
Der Angestellte stand auf und ging ins Lager. Er kam mit einer beschrifteten Papprolle zurück und händigte sie dem Anwalt aus. Bernd legte den Kopf schief, um die Beschriftung zu lesen. Dann sagte er: „Ja, da steht mein Name drauf. Aber wie kriegen wir ihn wieder fest?"
„Genau", sagte der Anwalt, „Sie müssen ihn auch wieder befestigen."
Der Angestellte bat Bernd ins Studio, schaltete die helle Lampe ein, nahm den Schatten aus der Papprolle und breitete ihn auf dem Boden aus. Bernd musste etliche Male seine Position verändern, bis der Schatten

genau passte. Anscheinend rastete er in diesem Moment ein, denn danach konnte Bernd sich bewegen, wie er wollte, der Schatten bewegte sich mit. Erleichtert und stolz betrat er das Büro. „Sitzt wie angegossen!“, rief er übermütig.

„Das freut mich“, antwortete der Chef. „Wenn Sie wieder einmal an einem außergewöhnlichen Geschäft interessiert sind, beehren Sie uns doch wieder. Wir verkaufen auch ein Pulver, das unsichtbar macht.“

„Um Himmels willen“, entgegnete Bernd, „mir reicht´s vorerst. Kein Interesse an außergewöhnlichen Geschäften.“

Beschwingt betrat er die Straße, bedankte sich bei seinem Anwalt und machte sich auf den Heimweg. Schade, dachte er, nun wird leider nichts aus dem Urlaub in der Karibik. Aber dafür kann ich mich wieder überall sehen lassen und niemand rempelt mich an, weil er mich nicht sieht.

RITA HAUSEN

- geboren 1952 in Dernbach/Westerwald
- Studium der Germanistik und Katholischen Theologie in Bonn
- Referendariat in Speyer
- Gymnasiallehrerin von 1981 bis 2008
- schreibt Gedichte, Kurzgeschichten, Erzählungen und Romane
- lebt in Walldorf bei Heidelberg, zeitweise auch in einem abgelegenen Haus in Mecklenburg
- Mitglied bei den „Mörderischen Schwestern“ und anderen Literaturvereinigungen vor Ort
- Kunstmalerin

VERÖFFENTLICHUNGEN:

- Trazom. Ein Mozartkrimi, Viaterra-Verlag, 2009
- Schiller-Code. Krimi, Aavaa-Verlag, 2012
- Ein ungeratener Sohn. Historische Biographie über die Jugend Friedrichs des Großen, Aavaa-Verlag, 2012
- Der Fall Struensee. Historische Biographie, Romanverlag 2013
- Das verschwundene Buch. Krimi, Südwestbuchverlag 2016
- Theaterblut. Historischer Roman, tredition 2016
- **Zahlreiche Veröffentlichungen in Anthologien**

www.rita-hausen.de

Das Diktiergerät

Marco Körner

Paul lag noch im Bett, als er die Nachricht auf dem Smartphone las. *Hast Du Zeit? Ich würde gerne mit Dir Mittagessen.* Sein Vater hatte sich schon lange nicht mehr bei ihm gemeldet. Er fragte sich, was passiert sein mochte, dass er es jetzt tat. „Ja, ich habe Zeit. 13 Uhr beim Restaurant am Strand?“, las er seine Antwort laut vor. Es dauerte nur wenige Augenblicke, bis sein Telefon erneut piepte und auf dem Display ein *Alles klar, bis nachher. Ich freue mich!* erschien. Paul sah auf die Uhr an der Wand. Sie zeigte bereits halb zwölf. Nach einer schnellen

Dusche fuhr er mit dem Kamm durch seine kurzen, schwarzen Haare, obwohl ihm klar war, dass er sie ohnehin nicht bändigen konnte. Den Drei-Tage-Bart ließ er stehen. Wenn er den Bus noch bekommen wollte, musste er sich beeilen.

Vor dem Restaurant wartete sein Vater bereits auf ihn. Äußerlich war dieser das komplette Gegenteil von seinem Sohn. Paul hatte eher die Figur des jungen Terrence Hill, während Parker Denmore eher Bud Spencer glich, nur, dass der rauschende Vollbart grau und der Kopf kahl war. Als Autor für Fantasy und Science-Fiction hatte er es zu einigem Ansehen gebracht. Seine Geschichten galten als besonders detailreich und realistisch. In Interviews fragte man ihn ständig nach seinem Geheimnis. Die Antwort auf diese Fragen war immer die Gleiche: „Ich lege mich mit dem Diktiergerät ins Bett und tauche in die Welt ein!“ Er lächelte, als er seinen Sohn sah. „Schön, dass du Zeit gefunden hast, mein Junge“, sagte er und umarmte ihn. Etwas zögerlich erwiderte Paul die Umarmung. „Ich freue mich ebenfalls, dich wiederzusehen“, entgegnete er. „Wie kommt es, dass du den Weg hierher auf dich genommen hast?“

„Lass uns das drinnen besprechen, ich habe einen Mordshunger!“, sagte Parker. Er öffnete die Tür des Restaurants und betrat den Gastraum, der durch seine großen Fenster hell und freundlich wirkte. Paul kam gerne hierher, da ihm der Landhausstil gefiel. Er mochte die Blumen an den Tapeten und auf dem Teppich. Sein Vater und er setzten sich an einen der schwarzen Holztische. Paul entfaltete sofort einen der kitschigen Serviettenpfaus und legte die Serviette auf die weißen Teller, bevor er die ebenfalls weiße, mit Blümchen verzierte Vase beiseiteschob, um sein Gegenüber besser sehen zu können. Während sein Vater die Karte studierte, sah Paul auf das Meer hinaus und war froh darüber, einen Tisch am Fenster gewählt zu haben.

Nachdem beide ihre Bestellungen aufgegeben hatten, beugte Paul sich vor und sah Parker an. „Also, was willst du hier?“, fragte er geradeheraus. Sein Vater lächelte: „Darf ich nicht einfach so mal meinen Sohn besuchen?“ – „Du hast mich noch nie „einfach so“ besucht, also muss

ich davon ausgehen, dass du was Wichtiges mit mir zu besprechen hast oder etwas von mir willst." Der ältere Mann seufzte laut und griff in die Tasche seiner Jacke, die er hinter sich über den Stuhl gehängt hatte. „Du hast Recht, Paul. Ich habe etwas mit dir zu besprechen." Er legte ein kleines Gerät vor sich auf den Tisch. „Du weißt, was das ist, oder?" Paul schaute seinen Vater fragend an. „Das ist ein Diktiergerät. Hast du etwa vor, unser Gespräch aufzunehmen?" Parker schüttelte den Kopf. „Was du hier siehst, ist das Diktiergerät, mit dem ich in die Welten, die ich mir ausdenke, eintauchen kann. Ich weiß, alle denken, ich mache einen Scherz und würde das Geheimnis meines Erfolgs für mich behalten wollen. Aber ich war immer ehrlich. Sobald ich etwas hier draufgesprochen habe und es mir dann anhörte, wurde ich wahrhaftig in diese Welt gezogen. Ich konnte mir alle Details genau ansehen, jede Kleinigkeit notieren. Dann habe ich das, was ich dort erlebt habe, in meinen Geschichten festgehalten, und du weißt ja, was daraus geworden ist." Paul runzelte fragend die Stirn. „Hör zu, Junge. Ich hatte in den letzten Monaten viel Zeit zum Nachdenken. Mir ist klargeworden, dass ich deine Mutter durch meine Schreiberei viel zu sehr vernachlässigt habe. Ich habe beschlossen, das Autorenleben an den Nagel zu hängen und deswegen möchte ich dir dieses Diktiergerät überlassen. Du bist ein vielversprechender Autor und vielleicht hilft dir das hier endlich den großen Durchbruch zu erreichen, den du verdient hast." Parker schob das kleine metallische Aufzeichnungsgerät über den Tisch zu seinem Sohn. Paul konnte kaum glauben, was da gerade passierte. Er wusste, wie wichtig seinem Vater dieses kleine Ding immer gewesen war. „Ich weiß gar nicht, was ich sagen soll, außer Danke!", stammelte er. Sein Vater lächelte. „Danke mir nicht, mach damit was Großes."

Während des Essens sprach Paul von seiner Schreibblockade, die bereits einige Monate anhielt. Sein Vater, der ihm aufmerksam zuhörte, kannte diese Situation. „So ging es mir früher auch", sagte er lächelnd. „Bis ich das Diktiergerät bekam." Zum Abschied umarmten sich die beiden erneut. „Danke nochmal für deinen Zauberkasten",

meinte Paul mit einem Grinsen. „Auch dafür, dass du hier bist. Es tat gut, mal wieder mit dir zu reden. Das letzte Mal ist lange her."
Als Paul wieder nach Hause kam, blendete ihn die bereits tiefstehende Sonne. Er warf die Jacke über einen Stuhl, der direkt neben der Eingangstür stand. Das Geräusch von etwas Metallischem, das auf harten Grund fiel, erregte seine Aufmerksamkeit. Das Diktiergerät lag auf dem Boden. Er hob die kleine Maschine auf, die angeblich solch wundersame magische Kräfte besitzen sollte und nahm sie mit in sein Arbeitszimmer. Auf dem Sofa machte er es sich gemütlich und besah sich das Gerät.
Der gesunde Menschenverstand sagte ihm, dass in dem, was sein Vater erzählte, kein Fünkchen Wahrheit stecken konnte. Doch die Art, wie Parker Denmore davon sprach, wollte ihn daran glauben lassen, dass das Diktiergerät wirklich funktionierte. Er entschied sich, dem Ganzen eine Chance zu geben. Paul suchte schon länger eine Alternative zu seinem Notizbuch, weswegen er beschloss, das Diktiergerät ausprobieren. Würde er dann doch nicht in diese Welten eintauchen, hatte er seine Gedanken zumindest aufgenommen und gespeichert. Daher erzählte er dem Aufnahmegerät alles, was ihm einfiel und was er sich merken wollte, um am nächsten Tag mit seinem neuen Buch anzufangen.

Nach dem Frühstück ging er in sein Arbeitszimmer und setzte sich an den Schreibtisch. Der Cursor auf dem Monitor seines Computers blinkte einsam vor sich hin. Sein Blick wanderte zu dem metallischen Aufnahmegerät, welches er am Abend zuvor neben die Tastatur gelegt hatte. Nachdenklich besah er sich das kleine Objekt und nahm es auf. Paul atmete tief durch, schloss die Augen und drückte auf Play. Doch er hörte nur seine eigene Stimme, die ihm alles wiedergab, was er am Abend zuvor gesagt hatte. Als er die Augen öffnete, saß er immer noch am Schreibtisch vor dem aufgeklappten Computer.
„Hab ich's doch gewusst!", fluchte Paul und drückte auf den Stoppknopf. Enttäuschung machte sich in ihm breit, hatte er doch gehofft, tatsächlich in die von ihm erschaffene Welt eintauchen zu können.

Andererseits fühlte er aber auch eine gewisse Erleichterung, immer noch auf seinem gewohnten Stuhl zu sitzen.
Er legte das Gerät wieder neben die Tastatur und wollte sich dafür ohrfeigen, dass er auch nur ansatzweise hatte glauben können, dass das Diktiergerät ihn in eine andere Welt bringen konnte. Paul wusste, dass sein Vater den ersten erfolgreichen Roman geschrieben hatte, kurz nachdem er das Gerät bekam. Es war also wirklich möglich, dass es zwischen diesen beiden Ereignissen ein Zusammenhang gab. Er schob die Gedanken beiseite. Wahrscheinlich hatte er sich einfach nur besser organisieren können mit einem Diktiergerät statt eines Notizbuchs.
Paul startete die Wiedergabe erneut und begann zu tippen, aber es fiel ihm immer noch schwer, die passenden Worte auf das virtuelle Papier zu bringen. Er packte seine Tasche und ging zum Sport, in der Hoffnung, dabei den Kopf ein wenig frei zu bekommen.
Als er zum Mittag wieder zurückkam, dröhnte ihm der Lärm von Baumaschinen in den Ohren, die in einem kleinen Krater unter seinem Fenster einige Rohre freilegten. Der Krach war fürchterlich. Paul wollte die Notizen weiter anhören, konnte aber buchstäblich sein eigenes Wort nicht mehr verstehen. Er holte die Kopfhörer aus der Sporttasche und schloss sie an das Diktiergerät an. Die kleinen Stecker in den Ohren reduzierten die Geräusche der Baumaschinen vor seinem Fenster sofort. Zufrieden lächelte er und drückte wieder auf Play.
Instinktiv hielt sich Paul den Arm vor die Augen, als ihm ein Schwall Staub ins Gesicht wehte. Sein Fenster hatte er geschlossen, deswegen fragte er sich, woher der Sand plötzlich kam. Vorsichtig senkte er den Arm und es verschlug ihm den Atem. Er befand sich in einer kleinen Gasse. Zu beiden Seiten standen Lehmhütten. Ein Leinentuch, welches ihm den Ausblick auf den Rest der schmalen Straße versperrte, schob er beiseite. Genauso hatte er es sich in seiner Fantasie vorgestellt. „Unglaublich!“, entfuhr es ihm. Sein Blick wanderte zu der Hand mit dem Diktiergerät. „Es funktioniert doch …“, flüsterte er.
Er drückte auf Stopp und sofort saß er wieder dort, wo er die Wiedergabe

gestartet hatte. Das Diktiergerät hielt er immer noch fest zwischen seinen Fingern. Er war nicht sicher, was da gerade passiert war. Ein Traum hatte es nicht sein können, da er an seinem Schreibtisch normalerweise nicht einschlief. Paul drückte erneut auf den Knopf mit dem aufgedruckten Dreieck, und genau wie zuvor stand er in der kleinen Gasse. Stopp. Er war zurück am Schreibtisch. Sein Vater hatte tatsächlich die Wahrheit gesagt.
Um das soeben Erlebte richtig zu verarbeiten, machte Paul einen ausführlichen Spaziergang. Da er nicht wusste, ob er in der fremden Welt das Diktiergerät normal nutzen konnte, kaufte er sich unterwegs ein neues Notizbuch, in das er alles aufschreiben wollte. Wie hatte sein Vater das nur so lange geheim halten können? Noch bevor er sich die Frage zu Ende gestellt hatte, wusste er die Antwort bereits. Parker Denmore hat sein Geheimnis bewahrt, indem er allen die Wahrheit erzählt hat. Diese war aber so unglaublich, dass niemand auf die Idee kam, sie könnte wirklich wahr sein. Auch Paul hatte die Geschichte nie geglaubt, bis jetzt.
Den Abend verbrachte er damit weitere Gedanken auf das Diktiergerät zu sprechen. Ideen, die seine Welt noch etwas ausschmücken und erweitern sollten. Aus der Gasse machte er eine belebte Straße mit vielen kleinen Geschäften und fliegenden Händlern. Parker hatte seinem Sohn erklärt, dass er alles, was er am Körper und in den Taschen bei sich trug, mit in die andere Welt nehmen würde. Paul schaute auf den Rucksack, der an einem Haken an der Tür hing und beschloss, diesen für sein Abenteuer zu packen.

Als Paul am nächsten Morgen aufstand, fühlte er sich wie gerädert. Die Aufregung vor seiner Reise und die Gedanken darum, was er alles mitnehmen musste, hatten ihm den Schlaf geraubt. Er frühstückte ausgiebig und packte sich zur Vorsicht noch zwei Sandwiches ein, bevor er sich bereit für seine Expedition machte.
Mit den Kopfhörern auf den Ohren setzte er sich auf das Sofa im Arbeitsraum, den Rucksack legte er auf seinen Schoß. Er atmete noch einmal durch und drückte auf den kleinen Knopf, der die Wiedergabe startete.

Wie am Tag zuvor stand er nur einen Wimpernschlag später in dem Ort aus seiner Vorstellung. Allerdings war dieses Mal alles größer. Aus der Gasse war eine Straße geworden. Der Duft von verschiedenen Gewürzen und Früchten drang von den Marktständen in seine Nase und trotz der Breite der Straße hatte er zwischen den vielen Menschen nur wenig Platz sich zu bewegen. Die Leute um ihn herum redeten in einer Sprache, die Paul nicht verstand.

Paul schloss die Augen und atmete tief ein. Ein Lächeln breitete sich auf seinem Gesicht aus. Für seinen nächsten Besuch würde er sich ein kleines Haus in diese Welt erzählen, in dem er einen Sack voll Geld und passende Kleidung hatte. Schließlich wollte er sich hier wie ein Einheimischer fühlen und komplett in die Welt eintauchen.

Ein kleiner Junge rempelte ihn an und Paul stolperte einen Schritt nach vorn. Das Lachen des Kindes ging im Stimmengewirr der vielen Menschen um ihn herum fast unter. Er sah ihm nach. Etwas war an diesem Burschen anders als an den Kindern, die hier spielten. Erst auf den zweiten Blick fiel ihm auf, was nicht stimmte. Es sah aus, als käme der Junge aus einem Historienroman in Europa. Bagra aber lag im Orient.

Paul überlegte, was wohl schief gelaufen war bei der Beschreibung seiner Geschichte und er sah instinktiv auf die Hand, in der er das Diktiergerät gehalten hatte. Er fluchte, und begann dem Kind hinterherzurennen. „Hey!“, rief er ihm nach. „Bleib gefälligst stehen, du kleiner Dieb!“, doch der Junge hielt nicht an. Stattdessen lief er in eine Gasse. Paul folgte ihm und konnte gerade noch erkennen, wie der Knabe durch eine Tür verschwand. Er ging ihm nach, doch als er über die Türschwelle trat, traute er seinen Augen nicht.

Auf der anderen Seite der Tür war kein Raum, wie Paul es erwartet hatte. Stattdessen stand er vor einer Hütte, inmitten einer riesigen Graslandschaft. Das Schloss, welches Paul in der Ferne auf einem Hügel erkennen konnte, kam ihm sehr bekannt vor. Die Festung erinnerte ihn daran, wie sein Vater in einer seiner Geschichten Burg Bloodstone beschrieben hatte. Den Namen erhielt sie, weil sich die steinigen Wände nach dem Bau durch den Regen langsam rot verfärbten.

König Anduard Borden herrschte dort. Über dem massiven Steinhaus hinter ihm stiegen drei kleine Rauchsäulen in die Luft. Er berührte das rotgoldene Wappen, das neben der Tür prangte. Genau so hatte Paul sich immer die Hütte des Helden Gordred vorgestellt, wenn er die Bloodstone Saga gelesen hatte. Aus irgendeinem Grund war er in einer der Welten seines Vaters gelandet. Dabei hatte er die Kassette doch gelöscht. Es mussten noch Restfragmente dieser Welt darauf gewesen sein und nun überschnitten sich sein Bagra und das Land Tandarin.

Pauls Gedanken überschlugen sich und es dauert einige Minuten, bis er sich wieder gesammelt hatte. Der Junge! Als er sich umsah, konnte er aber weit und breit kein Kind entdecken. Er öffnete die Tür des Hauses und trat ein. Eigentlich hatte er erwartet wieder in Bagra, in der kleinen Gasse zu stehen oder wenigstens im Inneren der Hütte. Stattdessen stand er in einem Raum von gut drei mal drei Metern.

Die Blau schimmernden Metallwände ließen das Büro kühl wirken. Von einem Regal hinter dem futuristischen Schreibtisch lächelten ihn aus Bilderrahmen ein paar freundliche Gesichter an. Die Kabinentür öffnete sich und ein junger Offizier stand vor ihm und salutierte. „Commodore Green, Sir, wir haben eine Nachricht von unserer Überwachungsstation im Underon-Sektor erhalten. Eine Streitmacht der Gaktaniden ist im Anflug auf Kars." Paul stutzte und sah zum Schreibtisch. Außer Ihm war niemand anwesend. Als er nicht antwortete, schaute der Offizier ihn direkt an. „Was sind Ihre Befehle, Sir?" Paul dachte nach. In den *Deep Space Chroniken* gab es einen Commodore Green. Dieser war der kommandierende Offizier auf der Voltaire, dem Flaggschiff der interstellaren Allianz. Er erinnerte sich nur grob an die Geschichte und überlegte, was Commodore Green befohlen hatte. Der genaue Wortlaut fiel ihm nicht mehr ein, doch er wusste noch, dass das Flaggschiff in den Kampf ziehen sollte. Er straffte sich. „Nehmen Sie Kurs auf Kars, Maximalgeschwindigkeit. Schicken Sie zudem eine Nachricht nach Kardara, wir werden Verstärkung brauchen!"

Kars wurde in den *Deep Space Chroniken* von den Gaktaniden vernichtet. Die Voltaire und die Truppen von Kardara kamen zwar noch rechtzeitig

zur Schlacht, doch hatte der Feind eine neue Waffe entwickelt, die den Planeten komplett zerstörte. Commodore Green wurde in der Schlacht tödlich verwundet. Paul schluckte. In dieser Welt hatte er die Rolle von Green eingenommen und war auf dem Weg in genau jenes Gefecht. Er fragte sich, was wäre, wenn er verletzt oder sogar getötet wurde. Er musste den Jungen finden und ihm das Diktiergerät abnehmen. Paul stürmte zur Tür, die sich automatisch öffnete.

Schmerzerfüllt kniff Paul die Augen zusammen und presste die Lippen aufeinander. Er packte sich an den Arm und berührte die schmerzende Stelle. Sein Hemd war aufgerissen und etwas Warmes und Klebriges rann ihm durch die Finger. Blut. Ein handbreiter Schnitt klaffte kurz unterhalb seiner Schulter. Er fluchte: „Das kann unmöglich wahr sein."
Es dauerte eine Weile, bis er sich an das fahle Licht gewöhnte, dass von einer alten Standschale in der Mitte des Raumes ausging. Die silbrige Flüssigkeit darin, beleuchtete schwach die scharfkantigen Wände.
Auch dieser Raum kam Paul bekannt vor. Er hatte alle Bücher von Parker Denmore gelesen und die Beschreibungen waren so detailreich. Das hier musste die heilige Quelle von Vyria sein. Im Roman *Die Legenden von Vyria* schrieb sein Vater, sie könne jede Krankheit auf der Welt heilen. Porrth, der Luskiner, machte sich daher auf sie zu finden. Er wollte seine Frau retten, die von einer unheilbaren Erkrankung befallen war. Schwer verletzt und erschöpft fand er sie schließlich. Er füllte eine Phiole der Flüssigkeit ab, um damit später seine Frau heilen zu können. Erst dann heilte er seine eigenen Wunden. „Er heilte damit seine Wunden!", sprach Paul aus und sah zu seinem Arm. Die Welten, die das Diktiergerät erschuf, waren real genug, ihn zu verletzen, also mussten sie auch real genug sein, dass das heilige Wasser ihn heilen konnte.
Paul versuchte, die Hand an seinem unverletzten Arm zu einer kleinen Schale zu formen. Als er den kalten Inhalt des Beckens berührte, fühlte es sich an, als würden viele kleine Nadeln in seine Haut stechen. Er nahm ein wenig der silbrigen Flüssigkeit und ließ es sich über die Wunde laufen. Der Schmerz verschwand sofort. Voller Verwunderung besah

Paul die Stelle. Wo eben noch ein tiefer Schnitt in der Haut klaffte, war jetzt nicht einmal mehr eine Narbe zu sehen.

Wie im Buch seines Vaters beschrieben, war der Eingang der Höhle kurz unterhalb der Spitze eines der höchsten Berge von Vyria. Verzweiflung stieg in ihm auf, als Paul den Berg hinab ins Tal sah. Er setzte sich auf den großen Felsbrocken, der direkt neben dem Eingang lag und nahm eines der Sandwiches aus seiner Tasche. Obwohl er keinen Hunger verspürte, wusste er, dass er etwas essen musste. Auch einen Schluck aus der Wasserflasche, die er kurz vor seinem Aufbruch noch eingepackt hatte, trank er. Alles um ihn herum fühlte sich so unglaublich an und doch war es real.

Porrth war der Einzige gewesen, der die heilige Quelle je gefunden hatte. Wenn Paul also hier war, dann musste er auch in dieser Welt den Hauptcharakter darstellen. Sein Atem stockte, als ihn bei dem Gedanken eine Erkenntnis ereilte. In jeder Geschichte seines Vaters starb der Held am Ende. Wenn er diesen Jungen nicht schnell fand, dann würde er wohl oder übel erfahren, ob er hier sterben konnte.

Er musste das Diktiergerät also rasch wiederfinden.

Das Dorf am Fuß des Berges sah von Pauls Position aus wie eine Ameisenkolonie. Die langen Reihen, in denen die Bewohner der Ortschaft zu arbeiten schienen, verstärkte diesen Eindruck. Er musste dorthin und hoffen, dass es dort eine Tür gab, die ihn dahin führte, wo der kleine Junge war. Der Weg hinab wurde im Buch nie beschrieben, also konnte Paul sich nicht mal ansatzweise vorstellen, wie lange er brauchen würde.

Er steckte die Wasserflasche und das Papier, in das er das Sandwich verpackt hatte, wieder in seine Tasche und macht sich auf den Weg. Es dauert keine fünf Minuten, da stand er bereits auf einem kleinen Weg, der ihn direkt ins Dorf führte. Sein Blick wanderte zurück den Berg hinauf. Normalerweise hätte er mehrere Stunden brauchen müssen. Paul schätzte, dass es daran lag, dass die Reise ins Tal im Buch auch nicht erwähnt wurde und der Held einfach unten ankam, nachdem er losgegangen war. Er beschloss, den Gedanken später weiter zu verfolgen

und ging ins Dorf. Vor einer der Bambushütten blieb er stehen. Paul legte seine Hand an den Griff und atmete noch einmal tief durch, bevor er die Tür aufstieß und hindurchging.
Ein Windstoß schob ihn einen Schritt nach rechts und stieß ihn gegen einen hüfthohen Zaun. Nur mit Mühe konnte er verhindern, darüber zu fallen und auf der anderen Seite im Matsch zu landen. Schweine grunzten, als sich der Zaun bewegte und sie dadurch aufscheuchte. Paul stand erneut vor einer Hütte aus Holz. Die Tiere und Geräusche um ihn herum ließen darauf schließen, dass es sich um das Wohnhaus eines Bauernhofes handelte.
In der Ferne erkannte er mehrere Gestalten, die sich dem Hof näherten. Sie waren zu dritt und saßen auf Pferden. Als sie näher kamen, konnte er das Banner erkennen, dass einer der Reiter an einer Standarte bei sich trug. Es trug das Wappen von Galway, aus Parker Denmores gleichnamigen Roman. Paul erkannte es, da es vom Verlag auf dem Buchcover abgedruckt worden war. Zu wissen, wo er war, machte es aber nicht besser. In *Galway* war der Hauptcharakter ein irischer Farmer und früherer Kriegsheld namens Brocht. Dieser erhielt vom hiesigen Lord den Befehl eine Bestie zu töten, die das Land bereits eine längere Zeit terrorisierte. Im letzten großen Krieg rettete der Lord Brocht das Leben, weswegen er in der Schuld des Lords stand. Er schwor, dass er dem Lord in seiner größten Not zur Seite stehen würde. Aus diesem Grund stimmte er dem Auftrag zu.
Er erschlug das Monster, wurde dabei aber selbst tödlich verletzt.
„Seid Ihr Brocht?“, fragte einer der Männer, als diese den Hof erreicht hatten. Sie trugen eine silberne Rüstung mit roten und schwarzen Verzierungen. Paul wollte mit dem Kopf schütteln und Nein sagen, doch der Soldat sprach bereits weiter. „Lord Rudger schickt uns mit einer Aufgabe für Euch. Wie Ihr sicher gehört habt, wird Galway seit einer Weile immer wieder von einem Monster heimgesucht, das die Menschen tötet und Kinder entführt. Wir brauchen Euch, um dieses Biest zu erschlagen und Lord Rudger dessen Kopf zu bringen.“
Er stieg vom Pferd. Die beiden anderen blieben in ihren Sätteln sitzen.

„Habe ich eine Möglichkeit, die Aufgabe abzulehnen?“, fragte Paul den gerüsteten Mann und dieser begann zu grinsen. „Natürlich nicht!“
Es war schon ein paar Jahre her, dass Paul das Buch *Galway* gelesen hatte, daher wusste er nicht mehr genau, was Brocht falsch gemacht hatte, um so verletzt zu werden. Doch darüber musste er sich wohl keine Gedanken machen. Wenn er die Hütte betrat, um seine Ausrüstung zu holen, würde er beim Durchschreiten der Tür in einer anderen Welt landen. „Nun gut. Sagt mir, wo sich das Monster befindet, dann werde ich es für Euch töten und Eure Kinder befreie ich ebenfalls.“
Obwohl er wusste, dass er gleich wieder verschwinden würde, klang seine Stimme unsicher. Das Papier der Schriftrollen, die der Kommandant ihm gab, fühlte sich rau an. „In diesen Dokumenten findet Ihr alles, was Ihr wissen müsst. Viel Glück.“
Er wandte sich um und ehe Paul wieder einen klaren Gedanken fassen konnte, waren die drei bereits außer Sichtweite.
Er ging zurück zur Hütte und umfasste den Griff der Tür. Überzeugt, in einer anderen Welt zu landen, öffnete er den Durchgang in die Baracke und trat ein. Paul sah sich um. Die Einrichtung war spartanisch. Aus einer kleinen Nische an der hinteren Wand hörte er ein Klappern und einen Knall, bevor ein entfernt an ein Stinktier erinnerndes Tier an ihm vorbei nach draußen huschte. Scheinbar hatte es die Kisten, die dort standen, als Schlafplatz genutzt und war durch Paul aufgeschreckt worden. Das Geschirr auf dem Tisch und der davon ausgehende Geruch ließen darauf schließen, dass Brochts letzte Mahlzeit schon eine ganze Weile her war.
Paul setzte sich auf den einzigen Stuhl im Raum und dachte darüber nach, was dieses Mal anders war und warum er doch nicht in einer weiteren Welt gelandet war. Wenn er hier nicht wegkam, musste er wohl doch gegen das Ungeheuer antreten. Er ärgerte sich, dass er den kleinen E-Book-Reader nicht eingepackt hatte, den er sonst immer in der Tasche mitnahm. Darin hätte er vielleicht Hinweise gefunden, wie er dieses Monster bekämpfen konnte ohne dabei selbst umgebracht zu werden. In einer abgetrennten Nische fand Paul eine Truhe mit einer

Rüstung, die Brocht gehörte und die er in all seinen Schlachten getragen hatte. Er zog sie an, schnallte sich das Schwert an die Seite und das Schild auf den Rücken und verließ das Häuschen.
Brochts Hengst stand bereits fertig gesattelt vor der Hütte, obwohl Paul ihn vorher noch grasend auf der Wiese gesehen hatte, die im Osten an den Hof grenzte. Er ging zu dem Pferd und strich ihm über den Hals. „Das ist wohl das einzig Gute an diesen Fantasiewelten", sagte er. „Der Teil, in dem ich dich hätte satteln müssen, wurde bei der Beschreibung einfach übersprungen." Er hielt sich am Sattelknauf fest und stellte einen Fuß in den Steigbügel. Mit Schwung zog er sich hoch und setzte sich in den Sattel. Es war deutlich schwerer, als es in den Filmen aussah. „Dann wollen wir doch mal sehen, ob ich dich auch reiten kann."
Paul gab dem Pferd einen leichten Tritt in die Seiten und sagte: „Los!". Das Tier begann zu traben und er hatte Schwierigkeiten sich im Sattel zu halten. Der Ritt hätte normalerweise mehr als einen Tag gedauert, doch hier waren es keine zehn Minuten. Er hielt an und schaute auf die Karte, die der Soldat ihm gegeben hatte. Der Unterschlupf der Bestie befand sich östlich von Galway und musste ganz nah sein. Er untersuchte die Umgebung nach Auffälligkeiten, die er auch auf dem Plan finden konnte. Zwei Hügel, nur wenige Meilen nördlich von ihm, waren das, was er gesucht hatte. Direkt dahinter sollte ein See mit einer kleinen Höhle liegen. Dort musste sich sein Gegner verstecken.
Ein leichter Wind wehte Paul den Geruch von Algen entgegen. Er war am Ziel. Auf der Westseite des Gewässers konnte er den Eingang zur Höhle erkennen, der teilweise im Wasser lag. Er hoffte, dass, wenn er schon nicht den Jungen mit seinem Diktiergerät fand, er zumindest dadurch aus der Geschichte heraus kam, dass er sie bis zum Ende spielte.
Paul zog sein Gladius-Schwert, als er den dunklen Höhleneingang betrat. Die Waffe war leichter als erwartet und gab ihm ein Gefühl der Sicherheit. Vorsichtig watete er durch das knöchelhohe Wasser. Nach einigen Augenblicken, die er sich im Halbdunkel der Höhle

bewegt hatte, hörte er Stimmen. Was sie sagten, konnte er nicht verstehen. Er folgte ihnen, bis der Gang in einer kleinen Halle endete. Paul warf einen vorsichtigen Blick hinein. Ein großer Haufen aus Blättern in einer Ecke erinnerte ihn an ein Nest. Hier musste das Monster wohnen und auf seine Gefangenen aufpassen, die eingesperrt auf der gegenüberliegenden Seite der Lagerstelle saßen und leise ängstlich miteinander flüsterten.

Als er sich gewiss war, dass sich das Ungeheuer nicht in der Höhle befand, betrat er vorsichtig den Raum und schaute sich noch etwas genauer um. Eines der Kinder in den Käfigen erkannte er sofort. Der Junge aus Bagra, der ihn bestohlen hatte. Paul eilte zu ihm. „Wo hast du mein Diktiergerät? Ich brauche es, um uns hier raus zu holen!“, sagte er, doch war er nicht sicher, ob das Kind ihn überhaupt verstand. Dann zeigte der Junge auf etwas. Als Paul in die Richtung schaute, auf die der kleine Dieb deutete, sah er einen Haufen mit allmöglichem glänzenden Zeug. Oben drauf lag das Aufnahmegerät seines Vaters.

Überglücklich ging er zu der Ansammlung schillernder Gegenstände. Doch als er sich bis auf wenige Schritte genähert hatte, dröhnte eine tiefe, laute Stimme durch die Höhle. „HALT!“ Paul hielt in der Bewegung inne. „Du vergreifst dich nicht an meinen Schätzen!“, ertönte die Stimme erneut. Pauls Herzschlag erhöhte sich, sein Atem ging schneller. „Ich will nur mein Diktiergerät wiederhaben, dann bin ich sofort hier weg“, antwortete Paul, doch entweder hatte das Biest ihn nicht gehört oder es ignorierte das, was er sagte. „Wer bist du? Und was machst du in meinem Heim?“, drang die Stimme wieder an sein Ohr. „Mein Name ist Paul, ich bin Schriftsteller und recherchiere hier. Ich will dir nichts Böses. Mein Aufnahmegerät wurde von einem der Jungen gestohlen, die du gefangen hältst. Ich hätte es gerne zurück. Ich verschwinde dann auch sofort, versprochen.“

Während er mit leicht zitternder Stimme die Worte sprach, bewegte er sich vorsichtig weiter. Nur noch ein Schritt trennte ihn von seinem Weg nach Hause. Er sah sich um, konnte das Monster aber nirgendwo sehen.

Behutsam streckte er den Arm aus. Wenige Zentimeter fehlten noch, bevor seine Finger das Metall berührten. Ein plötzlicher Schlag vor die Brust schmetterte Paul gegen die hinter ihm liegende Wand. Das Schwert glitt ihm vor Schmerz aus der Hand und fiel klirrend zu Boden. Nach Luft ringend suchte er die Quelle des Schlags.

Neben den Käfigen entdeckte er es. Das Biest war gute vier Meter lang und es hatte einen Körper wie eine Echse. Die sechs Beine endeten in scharfen, mit krallen besetzten Klauen. Den Schwanz des Tieres schätzte Paul auf weitere sieben Meter. Ungefähr nach zwei Dritteln teilte er sich in mehrere Teile und erinnerte an eine neunschwänzige Katze. Der Kopf war der eines Adlers.

„Das sind meine Schätze. Wer sie will, zahlt den Preis!"

Seine Erinnerungen an diesen Teil der Geschichte kamen langsam wieder. Egal, was er gesagt hätte, die Reaktion war immer die Gleiche. Paul hörte ein leises Surren und sah wie der Schwanz der Bestie ihm erneut entgegenflog. Instinktiv duckte er sich und tauchte unter der Gefahr hindurch. Er griff nach dem Schwert und hielt es vor seinen Körper. Als der Schwanz des Monsters wieder auf ihn zuraste, durchschnitt die Waffe diesen wie Butter. Mit großen Augen sah Paul das abgetrennte Stück an sich vorbeifliegen. Die Höhle wurde von einem ohrenbetäubenden Lärm erfüllt, als das Biest vor Schmerz aufschrie.

Ein Hochgefühl durchfuhr ihn. Er wandte sich in Richtung des Ungeheuers und trat einen Schritt näher. Doch kaum hatte er diesen beendet, wurde er erneut erwischt. Das verkrüppelte Ende des Tieres traf ihn in den Magen und er brach zusammen. Wieder fiel ihm das Schwert aus der Hand. Es dauerte nur einen Augenblick, da stand das Monster über ihm und sah ihn an. Der Blick der Kreatur war bohrend. Paul wollte sich bewegen, doch sein Körper war starr. Ihm wurde übel. Sein Herz raste. Er hielt den Atem an und kniff die Augen zu. Schmerz fuhr ihm in die Finger, als er sie in den harten Boden grub. Das war also das Ende. Mit einer seiner riesigen Klauen holte das Monster aus und Paul spürte einen Windzug, als sie auf ihn herunter rauschte.

Er riss die Augen auf und rang nach Luft. Mit den Händen fuhr er über seinen Körper und suchte nach den Wunden, welche die Bestie hinterlassen haben musste. Es dauerte einige Sekunden, bis er realisierte, wo er war. Vor ihm stand ein kleiner Tisch, der genauso aussah wie der in seinem Arbeitsraum. Er saß wieder zu Hause. Paul fasste sich an den Kopf und nahm die Kopfhörer ab. Sein Blick wanderte zum Diktiergerät, das er wieder in der Hand hielt. Es leuchtete nicht mehr. Zitternd drückte er auf einen Knopf, doch es passierte nichts. Erleichtert seufzte er. Der Akku war leer.
Paul legte den Rucksack und das Aufnahmegerät zur Seite und ging ins Bad. Das eiskalte Wasser im Gesicht tat gut. Er besah sich im Spiegel und untersuchte die Stelle an seinem Arm, an der er sich die Wunde zugezogen hatte. Nichts war zu sehen. Ein lautes, erleichtertes Lachen entfuhr ihm, als ihm langsam klar wurde, dass er wohl nur noch lebte, weil die Batterien der kleinen Kiste den Geist aufgegeben hatten. Er schlurfte in die Küche und nahm einen kräftigen Schluck aus der Milchtüte, die er im Kühlschrank verstaut hatte. Aus dem Obstkorb auf der Arbeitsplatte nahm er sich eine Birne und schlich ins Wohnzimmer. Dort legte er sich auf die große bequeme Couch, wo er erschöpft und mit dem Obst in der Hand einschlief.

Ausgeschlafen trottete Paul am nächsten Morgen in sein Arbeitszimmer. Auf dem Sofa sah er den Rucksack und das Diktiergerät. Erinnerungen an den vorangegangenen Tag schossen ihm durch den Kopf. Der Moment, in dem er eigentlich hätte sterben müssen. Ein Lächeln breitete sich auf seinem Gesicht aus. Er fühlte sich gut, fast wie neu geboren. Den kleinen glänzenden Kasten legte er in den Safe, ohne den Akku wieder aufzuladen.
Aus seinem Rucksack nahm er das Notizbuch. Vorsichtig strich er über den Einband. „Ich hoffe, du hast keine magischen Kräfte!“, sagte er zu der kleinen Kladde, die er sicher und fest in seiner Hand hielt. „So schön es auch ist, die ausgedachte Welt real zu erleben, aber ich bleibe lieber bei Altbewährtem.“

Paul besorgte sich aus der Küche einen Kaffee und setzte sich an seinen Schreibtisch. Der Cursor auf dem Monitor blinkte immer noch. Er legte die Hände auf die Tastatur und begann zu schreiben. Als ihm die Finger steif wurden und die Augen brannten, machte er eine Pause. In seinen Stuhl gelehnt betrachtete er seine Arbeit und stellte zufrieden fest, dass die Worte auf dem Bildschirm nicht einfach nur Sätze, sondern den Beginn eines Romans geformt hatten.

MARCO KÖRNER

Geboren am 12. November im Bergischen Land, begann er bereits in seiner Schulzeit diverse Pen-&-Paper-Rollenspiele zu spielen. Da die Regelwerke sehr teuer waren, fing er schon früh an, eigene Welten und Charaktere zu erschaffen.

Er ist ein großer Fan der Phantastik, weswegen sich auch seine Geschichten und Abenteuer in diesem Genrebereich bewegen.

Wine van Velzen

Nichts außer einer aschfahlen Steinwüste und einem einzelnen mächtigen Baum, dessen strahlendes Licht rötlich glühte. Mehr gab es nicht im Seelenreich. Der Himmel, die Erde, alles im ewigen Grau, soweit das Auge reichte. Bis auf den Baum, auf dem sich graue Seelen niederließen. Um deren Heil und weiteren Weg kämpften die himmlischen Streiter gegen die kriegerischen Amazonen aus der Hölle. Ein erbitterter Kampf um jede einzelne Seele. Ein Kampf, der vor tausenden von Jahren begann und mit dem Tod des letzten Menschen auf Erden enden wird.

Laut schlugen die Schwerter aufeinander. Körper, die verschlungen kämpften, wälzten sich im Staub. Dolche blitzten auf, Morgensterne wurden geschwungen, Schreie und Flüche ließen die Luft vibrieren. Bariel, der Anführer, und seine Seelenstreiter kämpften entschlossen und mit aller Kraft gegen die Töchter aus dem Reich der Finsternis an. Die Schwerter schlugen hart und klirrend aufeinander. Weder die Engel noch die Höllentöchter gönnten der anderen Seite den Sieg. Die Kämpfe betrafen jede einzelne Seele, die sich zwischen den Ästen auf Lignummortem, dem Baum des Todes, aufhielt. Während Dara zurückwich, um dem Schlag von Bariel auszuweichen, erfasste er mit einem schnellen Rundumblick die Lage auf dem Austragungsort. Zwei der Seelen schwebten von den Ästen hinunter zu seinen Mitstreitern, die ihre Hände zu einer Schale gefaltet hochhielten. Hell und rein strahlten die Seelen, die vor dem errungenen Sieg der Engel mit dunklen Schatten behaftet waren. Noch bevor sie die erhobenen Hände erreichten und ihre Reise ins Himmelreich antreten konnten, schrie sein Instinkt, dass ihm Gefahr drohte. Dara, die Höllentochter und Meisterin des Schwertkampfes, holte zu einem zerstörenden Schlag aus. Der Engel wich geschmeidig nach links aus. Er schützte sich vor dem fatalen Hieb, indem er mit der zur Seite gehaltenen Klinge das feindliche Schwert abgleiten ließ. Bariel konterte extrem schnell. Seine rechte Hand blieb am Griff, die linke fasste nach. Über den eigenen Kopf hinweg ließ er das Schwert kreisen, dann holte er geschickt aus und ließ es niedersausen. Die Tochter der Hölle sprang zur Seite. Die göttliche Waffe krachte auf den steinigen Boden. Funken sprühten und Bariel spürte die Vibration bis zu den Schultern hinauf. Dara lächelte boshaft. »Müde, Engel? Du bist viel zu langsam. Warum gibst du nicht auf?« Ihre rot glühenden Augen sahen den Anführer der Seelenstreiter herausfordernd an. Bariel spürte, wie Groll in ihm aufkam. »Täusche dich nicht, du niederträchtige Ausgeburt der Hölle, noch ist das Ende des Kampfes offen.« Dara lachte nur noch lauter. »Du kannst mich nicht beleidigen und in diesem Kampf nicht besiegen, Bariel«, kreischte sie sarkastisch. Sie sah hinüber zum Seelenbaum. Die Seele, um die sie kämpften, wurde bereits schattenhafter.

Während die Seelen auf dem Baum saßen, schickte ihnen Lignummortem Erinnerungen und Gefühle aus dem Leben, das sie auf Erden führten. Ihre Entscheidungen, ihre Fehler, die sie machten, ihre Urteile, die sie fällten, ihr Verhalten gegenüber ihren Mitmenschen, all diese Dinge konnten die Seelen noch einmal empfinden. Bereuten sie ihr Handeln, wurden die dunklen Schatten gereinigt. Bereuten sich nicht, wurden sie glanzlos, bis das letzte Leuchten in ihnen erstarb und sie schwarz wurden. Bariel und seine Streiter sowie die Kriegerinnen motivierten sie, sogen Kraft aus ihren Empfindungen und Entscheidungen, was letztendlich die Engel oder die Höllentöchter zum Sieg führte.

Schwer und kaum noch zu bewegen, kippte Bariel das Schwert aus den Händen, dessen strahlendes Leuchten erlosch. Besiegt fiel der Seelenengel auf die Knie und schloss erschöpft und ausgebrannt die Augen. Wieder einmal hatte das Böse gesiegt. Diese Seele konnte er nicht retten. Zu stark war Dara, Tochter der Unterwelt, und zu schwach die menschliche Seele, um gegen das Dunkle und Böse anzukämpfen. Bariel öffnete die Augen und sah, wie die finstere Kriegerin die Hände hochhielt. Die graue Seele mit den silbernen Schattenrändern löste sich von dem kraftvollen Ast. »Komm zu mir, meine Schöne«, rief ihr Dara lockend zu. Ein scharfer Stich in Bariels Herz ließ ihn aufkeuchen. Wie sich die Seele auf den Händen der Kriegerin niederließ, verschwand der silberne Kranz und sie wurde rabenschwarz. Dara, die Tochter von Satanel und Lilith, hatte von Geburt an einen besonderen Status in der Hölle. Dämonen und Legionen zollten ihr Respekt und viele der niedrigen Kreaturen hatten Angst vor ihr und ihrer Macht. Dara kämpfte selten fair. Für sie stand der Sieg an erster Stelle. Wie sie ihn errang, war ihr gleichgültig. Sie sah den Engel verächtlich an. Genugtuung in ihrer Stimme ließ den himmlischen Krieger erstarren. »Satanel wird sich erkenntlich zeigen, ich bringe ihm die meisten Seelen. Keine andere Kämpferin ist so stark wie ich. Wenn er erfährt, dass ich dich geschlagen habe, wird er bestimmt sehr großzügig sein.« Jedes ihrer Worte löste in Bariel Enttäuschung und Ärger aus. Das Wissen, versagt zu haben, zehrte unaufhörlich an ihm. »Es ist nicht

vorbei, Dara. Wir werden bald wieder aufeinandertreffen. Gehe davon aus, dass es dein einziger Sieg gewesen ist, den du heute gegen mich errungen hast.« Mit lauter, boshafter Stimme beschwor Dara einen dunklen zähen Nebel herauf, der sich um sie wob und verhüllte. »Ich freue mich auf unsere nächste Begegnung, Bariel«, hörte der Engel die Kämpferin siegessicher rufen, bevor sie mit der gewonnenen Seele und dem Nebelschleier verschwand.

Die Kraft des Seelenkämpfers kehrte zurück. Bariel hob sein Schwert auf und setzte sich auf einen Stein. Mit zusammengepressten Lippen sah er den Seelenbaum an. Den uralten Baum mit den dicken und knorrigen Ästen gab es seit einer Ewigkeit. Menschliche Seelen, deren weiterer Weg unbestimmt war, fanden sich auf ihm wieder. Die Himmelsstreiter und die der Hölle trugen einen Kampf um sie aus. Doch nicht nur ihre Geschicklichkeit, Kraft und ihr Können bestimmten, wer sie bekam. Die Seele selbst konnte mitentscheiden, wenn sie genügend Kraft und Willen aufbrachte und die Macht des Baumes nutzte. Diese Seelen, die von Azrael und seinen Gehilfen zu Lignummortem geschickt wurden und sich auf seinen Ästen niederließen, waren weder völlig rein noch gänzlich bösartig. Ihre Farben variierten von hell- bis dunkelgrau. Um all diese Seelen kämpften die Streiter des Guten und Bösen. Der Baum existierte seit Anbeginn der Menschheit, von Azrael dem Todesengel selbst gepflanzt. Der Cherub bekam von Gott die Anweisung, einen geeigneten Platz zu finden, damit er die grauen Seelen dorthin schicken konnte. Die Grauen, wie sie Azrael und alle anderen Engel nannten, sollten die Möglichkeit bekommen, den Weg in den Himmel oder in die Hölle zu finden. Nachdem der Platz von Azrael gewählt wurde und der Herr ihn für guthieß, legte der Todesengel, den vom Schöpfer erhaltenen Samen, in die staubige, steinige Erde. Über Nacht wuchsen kräftige Wurzeln und es entstand in wenigen Tagen der Baum der Seelen. Sein Stamm war hochgewachsen und ähnelte denen der Mammutbäume auf Erden. Azrael, der erste Todesengel, gab dem Baum den Namen Lignummortem. Bevor der Baum von ihm gepflanzt wurde und die

Grauen sich darauf niederließen, entschieden Azrael und seine Todesengel, wohin die Reise der Seelen ging. Nur selten griff Gott ein oder nahm ihnen die Entscheidung ab. Azrael, der oberste Todesengel und seine Thanatos hatten bis zum Tode des letzten Menschen die Verantwortung für den Baum. Auch die göttlichen Seelenstreiter, die unter seinen Ästen für die Grauen kämpften, waren verpflichtet ihn zu beschützen. Aus dem starken Geäst saugten die gestrandeten Seelen Kraft. Es blieb ihnen überlassen, ob sie diese Energie zum Läutern nutzten, damit sie heller und reiner wurden. Bariel und seine Streiter wollten jede Seele ins Himmelreich bringen, doch ihre Widersacher wurden in den tausenden von Jahren spürbar stärker. Er beobachtete seine Streiter, wie sie um jede Seele kämpften. Geschickt gingen sie mit den Schwertern um, und dennoch gewannen sie immer seltener. Bariel rieb sich mit den Händen über das Gesicht. Niedergeschlagen sah er zum Seelenbaum.

»Lignummortem, deine Äste tragen immer häufiger die strittigen, grauen Seelen. Die Menschen leben ohne Werte. Sie sind machthungrig ohne Maß und Ziel, doppelzüngig und ehrlos. Nur wenige leben und handeln nach Gottes Geboten. Die Menschheit führt Kriege, die grausam und abscheulich sind. Die Natur wird von ihnen schamlos und niederträchtig ausgebeutet. Warum greift Gott nicht ein? Wäre der Garten Eden nicht besser für die Menschheit? Sollten sie nicht zurück zum Ursprung ihrer Wurzeln? Es würde keine Kämpfe um die Seelen mehr geben.« Bariel hatte sich in Rage geredet. Er verstand die Menschen nicht. Sie hatten die Freiheit und den eigenen Willen von Gott bekommen und nutzten beides dreist aus.

Wie Bariel hadernd vor Lignummortem stand, begannen die Grauen auf den knorrigen Ästen sanft zu schwingen. Ein strahlendes glänzendes Licht erschien, hüllte den uralten Baum ein. Der Engel kniff die Augen zusammen. Der schillernde Schein blendete. Bariel hörte plötzlich eine Stimme. Es war nicht Lignummortem, der Baum des Todes, der ihm antwortete, sondern der mächtige Todesengel Azrael.

Seine warme, wohlklingende Stimme ertönte laut und mahnend, ließ die Seelen vibrieren.Er trat in all seiner imposanten Herrlichkeit hinter Lignummortem hervor und sah Bariel freundlich an. »Warum grämst du dich, Bariel? Steht es dir zu, über Gottes Entscheidungen zu urteilen oder zu hadern?« Beschämt senkte der Engel den Kopf. »Es tut mir leid, Azrael. Es steht mir in keiner Weise zu, Gottes Entscheidungen anzuzweifeln.« Der machtvolle Cherub kam auf den Seelenstreiter zu und sie setzten sich auf einen Stein. Beide schwiegen eine lange Zeit. Der Todesengel schwächte sein blendendes Licht ab. Bariel konnte ihn daraufhin ansehen, ohne dass seine Augen schmerzten. Obwohl er den Todesengel kannte und sich oft mit ihm unterhalten hatte, brachten Azraels Charisma und Aura ihn außer Fassung. Bariel konnte nachvollziehen, weshalb die meisten Seelen sich von den Körpern lösten, wenn sie seine Nähe spürten und er sie rief. Seine Aura bestand aus purer, hingebungsvoller Liebe, sie versprach Sicherheit und Geborgenheit. Wer wollte sich nicht in Azraels Arme legen und das Gefühl der absoluten Obhut und Fürsorglichkeit erleben? Bariel verstand nicht, warum sich manche Seelen sträubten und den menschlichen Körper nicht verlassen wollten.

Azrael holte den Streiter aus seinen Überlegungen, indem er wieder das Wort ergriff. »Die Menschen haben von unserem Herrn den freien Willen bekommen. Es liegt an ihnen, wie sie mit ihrem Leben und dem der anderen umgehen. Sie selbst handeln, denken und fühlen. Das Resultat daraus ist die Farbe ihrer Seele, die sich aus den Körpern löst, wenn ich und meine Thanatos den Tod bringen.« Bariel nickte zustimmend. »Meine Todesengel und ich schicken Lignummortem die Grauen, damit sie die Möglichkeit haben sich zu läutern. Entscheiden sie sich für den anderen Weg oder sind sie alleine zu schwach, liegt es an dir und deinen Streitern, ihnen zu helfen. Eure Aufgabe ist es, für jede einzelne Seele zu kämpfen, Bariel«, erinnerte Azrael den Seelenengel und legte ihm die Hand auf die Schulter. Sofort spürte der Engel eine innere Ruhe, die sich in ihm ausbreitete. Betreten sah Bariel den Herrscher des

Todes an. »Es muss am Verlust der Seele liegen, dass ich mich so gehen ließ. Dara ist mächtig und sie wird immer stärker. Von allen Töchtern aus der Hölle gewinnt sie die meisten Seelen. Gegen sie zu verlieren, ist für mich bitter.« Azrael runzelte die Stirn und dachte nach, wie seine Antwort ausfallen sollte, damit Bariel ihn verstand. In Gedanken versunken sah er zu Lignummortem.

»Der Seelenbaum ist die letzte Rettung der Grauen. In seiner Wurzel ist eine immense Kraft, die sich hinauf zu jedem Ast erstreckt. Die Seelen können sie nutzen und verändern dadurch ihre Farbe. Eure Kraft ist nicht immer ausschlaggebend, sie hilft den Seelen zu entscheiden, welchen Weg sie einschlagen. Lignummortem ist neutral. Er greift nicht ein, sondern gibt ihnen einen Platz, bietet ihnen die Möglichkeit aus seiner Kraft zu schöpfen.« Bariel nickte. Das wusste er bereits und dennoch schmerzte ihn jede Niederlage.

Schweigend saßen sie nebeneinander. Bariel dachte an den letzten Kampf mit Dara. In den letzten dreihundert Jahren war sie stärker geworden und ihren Kampfstil hatte sie erheblich verbessert. Zu gerne wüsste der Engel, wer sie in der Hölle trainierte. Bariel sah die Höllentochter vor sich. Er beobachtete, wie sie mit geschmeidigen, flinken Bewegungen mit dem Schwert ausholte und ihn angriff. Ihre Schnelligkeit war kaum noch wahrnehmbar, er konnte sie nur noch erahnen. Dara agierte präzise und schlug hart zu. Fehler erlaubte sie sich so gut wie keine mehr. Bariels Streiter waren ihr ausnahmslos unterlegen. Bisher konnte nur er sie besiegen. Und nun hatte er ebenfalls versagt. Die Seele musste den Weg in die Hölle antreten. Selbst war sie zu schwach, um sich am Baum des Todes zu läutern. Damit sie sich gegen das Böse hätte wehren können, hätte sie willensstark sein und dem Guten den Vorrang geben müssen. Doch diese Seele bereute nicht. Sie fühlte sich wohler, je dunkler sie wurde. Dara fiel es leicht, sie zu manipulieren. Nur deshalb hatte sie gesiegt. Nur deshalb hatte er verloren. »Das Böse geht seit Jahrtausenden auf der Erde um, Bariel. Das weißt du so gut wie ich. Manchmal liegt es nicht

in der Hand des Streiters, für welche Seite sich die Seele entscheidet.« Der Engel fragte sich, ob Azrael seine Gedanken lesen konnte. Bevor er ihn darauf ansprechen wollte, stand der Todesengel auf. Die Streiter auf dem Feld hielten einen Moment inne. Bevor sie den Kampf wieder aufnahmen, verneigten sich die Engel und Höllentöchter vor ihm. Die Seelen auf dem Baum bebten, wollten sich von Lignummortem lösen und zu ihm schweben, doch die Äste gaben sie nicht frei. Der Cherub sah sie zärtlich an, dann drehte er sich zu Bariel um, der ihm gefolgt war. »Gräme dich nicht, Engel. Du kannst nicht jede Seele retten. Alles hat seinen Sinn«, erklärte er mit seiner gütigen Stimme. Hell erstrahlte der Todesengel in dem gleißenden Licht und Bariel schloss die geblendeten Augen. Als er sie wieder öffnete, war Azrael verschwunden.

Übelriechender Nebel tauchte neben Bariel auf. Aus ihm stieg die Höllentochter Dara. Ihr rabenschwarzes Haar hatte sie zu einem dicken Zopf geflochten, aus dem spitze Dornen sprossen. Ihre Brust schützte ein tizianroter Panzer, der sich an ihren Körper schmiegte. In der Hand hielt sie kampfbereit ihr Schwert. Ihre Augen funkelten den Engel spöttisch an. »Satanel war sehr zufrieden mit mir. Die Seele, die ich ihm brachte, ist so schwarz wie der Höllenpfuhl.« Ihr eiskaltes Lachen ließ Bariel einen Schritt zurückweichen. Schnell fasste er sich wieder und erwiderte: »Du hattest ein leichtes Spiel, Dara. Diese Seele wollte nicht gerettet werden.« Die Höllentochter sah zu Lignummortems Ästen hinauf. Ihr Blick blieb an einer der Grauen hängen, die sich langsam vom Seelenbaum löste. Unschlüssig schwebte sie ein Stück hinunter, setzte sich auf einen Ast, erhob sich, schwebte wieder ein Stück hinab, bis sie sich auf dem Ast, der dem Boden am nächsten kam, niederließ. Ihr Kern glänzte unbeschmutzt, doch um ihn herum hatten sich dunkle bis schwarze Schatten gebildet, die heftig pulsierten. »Sie wird mir gehören«, erklärte Dara siegessicher. Der Streiter stellte sich in Position und hob sein Schwert an, das er mit beiden Händen am Griff festhielt. Ohne ein Wort zu sagen, griff Bariel an.

Die Schwerter krachten aufeinander, Funken sprühten, die Luft erzitterte. Bariel bewegte sich so schnell, dass Dara ihm kaum folgen konnte. 'Seine Hiebe gegen sie waren klug durchdacht. Sie trafen die Tochter der Hölle, dass sie vor Schmerz aufschrie. Das Gespräch mit Azrael hatte dem Seelenstreiter Kraft verliehen. Er wollte dieser Seele helfen, den Weg ins Himmelreich zu finden. Sie war noch nicht verloren und ein Blick auf sie verriet dem Engel, dass die Schatten bereits heller wurden. Überrascht erkannte Dara, dass Bariel ihr in diesem Kampf überlegen war. Sie griff überstürzt an, der Engel wich ihrem Schwert gekonnt aus. Dara begann vor Jähzorn zu erblassen. Wut kochte in ihr hoch. Sollte ihre Überheblichkeit sie den Sieg kosten? War sie zu selbstsicher gewesen? Satanel hatte ihr einen Tag auf Erden geschenkt, als sie die Seele zu ihm brachte und berichtete, wie sie Bariel geschlagen hatte. An diesem Tag, den sie sich bereits ausgesucht hatte, würde sie so viele Menschen verführen, wie es ihr möglich war. Wenn ihre Seelen von Azrael geholt wurden und er sie zu Lignummortem schickte, hätte sie ein leichtes Spiel gegen die himmlischen Seelenstreiter.

Doch diese Seele, die zitternd über dem Ast schwebte, würde sie nicht bekommen. Dara erkannte, wie ihre Chance schwand. Die Schatten der Grauen verschwanden, wurden zu einem reinen Licht. Mit einem zornigen Aufschrei schlug sie mit dem Schwert nach Bariel, der den Hieb abfing und zurückschlug. Er traf Dara an der Hüfte. Sein Schwert schnitt die Lederbänder ihres Schutzschildes durch und es fiel klirrend zu Boden. Beim nächsten Angriff flog ihr das Schwert aus der Hand und sie strauchelte. Sie fiel hart auf den steinigen Boden. Bevor sie nach der Waffe greifen konnte, zog er sie am dornigen Zopf auf die Knie. Bariel umschlang mit einem Arm ihren Körper und hielt sie eisern fest. Er zog einen Dolch aus der Scheide und setzte die glänzende Klinge an ihren Hals. »Du hast verloren!« Seine Stimme drang leise an ihr Ohr und sie spürte seinen heißen Atem. Würde sie sich bewegen, könnte er sie ernsthaft verletzen. Sie schluckte hart und spürte, wie die scharfe Klinge ihre Haut aufritzte. Schwarzes Blut sammelte sich in dem

schmalen Schnitt, wurde zum Tropfen und lief an ihrem Hals entlang. Der Engel konnte sie nicht töten, aber doch so sehr verletzen, dass sie Zeit zum Regenerieren bräuchte. Das wollte sie nicht riskieren. »Ich gebe mich geschlagen«, flüsterte sie hasserfüllt. Der Streiter nahm den Dolch von ihrem Hals, lockerte den Griff und zog sie am Arm hoch. Die Niederlage überwältigte Dara, der Zorn in ihr flammte erneut auf und ihre Augen funkelten unbeherrscht. Bariel sah Hass und Zorn in ihnen lodern. »Engel!«, spuckte sie ihm gehässig entgegen. »Ich weiß nicht, wie du die Seele beeinflusst hast. Wer gab dir die Macht dazu?« Bariel lächelte Dara an. Das entflammte den Zorn in ihr noch mehr. »Du, … du mieser, diebischer Engel. Du hattest Hilfe, gebe es zu«, schrie sie hasserfüllt. »Ich bin stärker als du! Ich habe dich bereits einmal besiegt. Wer hat dir geholfen? Sag es! Wer!« Der Streiter schüttelte den Kopf. Mit Sanftmut in der Stimme antwortete er: »Ich hatte keine fremde Hilfe, Dara. Allein mein Glauben, meine Zuversicht und meine Liebe stärkten die Seele. Nur damit habe ich dich besiegt.« Das sollte es gewesen sein? Dara konnte es nicht glauben. Noch immer hielt sie es für denkbar, dass jemand Bariel geholfen hatte. »Wie konnte ich dich dann das letzte Mal besiegen? Wie war das möglich, Engel?« Lauernd stand sie vor ihm und suchte in seinem Gesicht nach der Antwort. Seine Züge wirkten weicher, in seinen Augen leuchtete Liebe. Dara schluckte angeekelt, ihr wurde übel. Sie löste angewidert ihren Blick von ihm und sah zum Baum des Todes. Er würde noch viele Jahrhunderte, wenn nicht gar Jahrtausende existieren und weitere Millionen von Seelen aufnehmen.

Dieser Sieg war ihr nicht vergönnt, doch sie würde ihre Chancen bei jeder anderen bekommen. Die Höllentochter würdigte Bariel und der Seele keinen Blick mehr und rief den Nebel zu sich. Sie ließ sich von ihm verhüllen und verschwand darin. Der Engel hörte ihre grellen Schreie und Verwünschungen, bis sie schließlich leiser wurden und verstummten. Bariel hob die Hände und rief die Seele zu sich. Während sie zu ihm hinunter schwebte, verschwanden die restlichen Schatten und sie begann zu strahlen.

Lignummortem, der Baum des Todes, leuchtete in seinen warmen Rottönen und Bariel glaubte, den Chor des Himmels singen zu hören. Seine Äste trugen die Grauen, gaben ihnen Kraft und zeigten ihnen ihre Verfehlungen. Der Engel ging zu dem uralten Baum und legte seine Stirn an den Stamm. »Dank Azrael und seinen Worten bin ich stärker geworden. Wenn die Seelen deine Kraft annehmen und sie für ihre Reue und Reinigung nutzen, werden meine Streiter und ich noch vielen von ihnen den Weg ins Himmelreich zeigen. Ohne dich, Lignummortem, hätten sie diese Chance nicht. Sie wären für die Ewigkeit im leeren „Nichts" gefangen. Sie könnten nicht entkommen, weil es keine Pforte gibt, durch die sie fortreisen könnten. Durch dich, Seelenbaum, wählen sie einen Weg, der sie dort hinbringt, wo sie hingehören.«

WINE VAN VELZEN

Wine van Velzen | Pseudonym: T.B. Ems

Die Autorin wurde 1960 in Esslingen am Neckar geboren. Sie wohnt mit ihrer Familie seit 1983 auf der Ostalb. In ihrer Freizeit geht sie auf Reisen, fotografiert und malt mit Acrylfarben auf Leinwand.

Unter dem Pseudonym T.B. Ems veröffentlichte sie bisher diese **E-Books**: „Trilogie Gilde der Hüter“ , „Daphne die Psychopathin“

Taschenbuch und E-Book:

„INZEST! Carls Töchter“

Kurzgeschichten der Autorin sind in folgenden Anthologien erschienen: Reihe "Farbspiel", Teil 1 – 12, "Unheimliche Geschichten" bei Karina-Publishing Wien.

Im Januar 2017 erschien bei Karina-Publishing Wien das **Buch** „Verflucht und besessen – Paranormale Begegnungen“ sowie im Februar darauf das **Märchenbuch** „Das gestohlene Licht von Adelumus“

Ihre Autorenseite auf Amazon:

https://www.amazon.de/Wine-van-Velzen/e/B01MY2BKXG/ref=dp_byline_cont_book_1

WÖRTER-SCHMERZ

Anastasiya Maria

Die Luft war von unzähligen Wörtern erfüllt. In zahlreichen Formen, Größen und Farben flogen sie durch die Gegend, umkreisten die vielen, vielen Köpfe der Menschen und legten sich dann und wann auf deren Zunge, endlich erleichtert, einen Nutzen zu erbringen, um gleich darauf ausgesprochen zu werden und wieder jemanden Neuen zu finden, um ihn zu beglücken und ihre Aufgabe zu erfüllen.

Viele Starke und Selbstbewusste hinterließen auch den Hauch eines einzigartigen Duftes, welcher in der Sonne glitzerte. Manche flogen schnell und beeilten sich eifrig, andere ließen sich mehr Zeit und schwebten gemütlich dahin. So auch das eine lächelnde unaufdringliche Wort, das sich suchend umsah. Freudig dachte es daran, was für ein schöner Tag ihm bevorstand und wem es alles dienlich sein würde. Wie sehr es doch liebte, ausgesprochen zu werden! Der süße Klang erfüllte jedermann und brachte Freude und Erleichterung. In den meisten Fällen zauberte es auch ein strahlendes Lächeln auf das Menschengesicht. Was für eine herrliche Aufgabe!

Neugierig bewegte sich das Wort auf das erste Menschenpaar zu, über dem die meisten anderen Wörter der Umgebung schwirrten. „... und das kann ich mir nicht gefallen lassen!“, sagte der kleinere Mann zu seinem Gesprächspartner. Er war in einen eleganten Anzug gekleidet. Dazu trug er glänzende schwarze Schuhe und eine ebenso schwarze Aktentasche, die in seiner rechten Hand baumelte. Die graue Krawatte hatte die gleiche Farbe wie seine momentane Stimmung: Eine trübe graue Wolke bildete sich um den kleinen Mann, die immer größer wurde. Das bescheidene Wort bemerkte erst jetzt, dass alle anderen Wörter ebenso die gleiche Ausstrahlung aufwiesen. Ungeduldig flogen sie auf die beiden Männer zu und drängten sich in deren Köpfe und Münder. Dabei hinterließen sie eine schwarzgraue Spur, die die Luft erschwerte.

„Ich bin seit zwanzig Jahren in diesem Unternehmen. Was glaubst du, wer mehr Erfahrung hat? Unerhört ... Ich kann es einfach nicht glauben. Eine richtige Unverschämtheit!“ Die Stimme des Mannes nahm zu. Wütend flogen brauchbare Wörter in ihn, um ausgesprochen zu werden und Größe, Stärke und Einfluss zu erlangen. Die graue Wolke wurde größer und nahm ebenfalls an Intensität zu, denn der Mann ließ nun seine Gefühle heraus. Mehr und mehr breitete sie sich aus und bedeckte schließlich auch den Gesprächspartner des jungen Mannes. Wie Asche und Staub drang die Stimmung in seinen Körper und übertrug sich auf ihn. Ein Kräuseln der Stirn und hochgezogene Augenbrauen waren die Folge. Ebenso wie die trüben Wörter, die um ihn gestrichen waren und

sich nun gierig in seinen Kopf stürzten, kurz bevor der Betroffene dem kleinen Mann antwortete: „Wie recht du hast. Wir müssen uns sofort etwas überlegen. Er ist so einer Position sicherlich nicht gewachsen. Wir könnten versuchen seine Arbeit zu erschweren, indem wir ..."
Weiter konnte das unaufdringliche Wort nicht zuhören, denn es wurde von schmutzigen, wütend surrenden Wörtern zur Seite gedrängt. Außerdem wollte es gar nicht mehr zuhören. Traurig wandte es sich ab. Hier würde es keinen Nutzen erbringen können.
Doch die Enttäuschung hielt nicht lange, denn weiter vorne, auf einer Parkbank, erblickte das bescheidene Wort drei junge Frauen, die sich die Köpfe zugesteckt hatten und sich aufgeregt unterhielten. Hier und da erklang ein Kichern oder Lachen. Ein gutes Zeichen. „...von der sie den Kleidungsstil einfach nachahmt!", sagte die eine Jugendliche, eine hübsche Frau in Jeans und dunkelgrüner Bluse.
„Wie alt ist die bitte?", fragte die Zweite in einem engen grau gestreiften Kleid.
„Voll kindisch. Findet ihr nicht auch?", stimmte die Dritte zu, die einen kurzen Rock trug.
Auch hier schwirrten verschiedenste Wörter umher. Manche von ihnen hafteten an den Kleidern und warteten sehnsüchtig auf eine Wende des Gespräches. Andere hatten mehr Glück und wurden gerade gebraucht. Auch hier verweilte das unaufdringliche Wort nicht lange, denn die Situation schien auch dieses Mal unpassend. Abermals wandte es sich ab und fing nun energischer zu suchen an. Das nächste Menschenpaar, das es erblickte, ging entlang eines kleinen Sees spazieren. Es handelte sich um einen älteren Mann, dessen Gesicht von unzähligen Falten durchzogen war. Grau gekleidet, in gleichfarbiger Stimmung, spazierte er neben einer Frau, die einen braunen Dackel an der Leine hielt. Das unaufdringliche Wort wurde neugierig, als es die anderen Wörter bemerkte, welche die zwei Menschen umkreisten. Manche von ihnen unterschieden sich nicht im Geringsten von den Wörtern, dem das bescheidene Wort heute schon begegnet war: Trüb, grau und traurig waren sie, mit einem Hauch von Ungeduld und Zorn. Manche aber wiesen genau das Gegenteil auf:

Ihre Ausstrahlung war bunt, glücklich und gutgesinnt. Das Wort musste näher an das Geschehen fliegen, bis es plötzlich verstand, was vor sich ging. Die Wörter kämpften. Die negative Stimmung konnte in eine positive kippen, deswegen fanden sich so viele verschieden gesinnte von ihnen. In Schwärmen oder kleineren Gruppen umkreisten die Wörter einander. Hier und da klammerten sich seine Mitwörter an negative Wörter und bemühten sich zu verhindern, dass sie in den Kopf des Mannes und der Frau gelangten. Oder sie versuchten Wörter zu Boden zu zerren und zu vernichten. Denn auch das Gute hatte seinen Preis. Genauso spielte sich dies andersherum ab. Die schmutzigen Wörter verfolgten den bunten Hauch, den ihre Gegner hinterließen, und versuchten diese zu bekämpfen. Die Luft war von wütendem Surren erfüllt, mit einer mächtigen und unsichtbaren Intensität. Mit Spannung.

Vorsichtig, ohne von den anderen bemerkt zu werden, flog das bescheidene Wort näher. Es wollte zuerst hören, worum es ging, bevor es seinen Mitwörtern zur Hilfe eilte. „... schon mehr als drei Jahre her! Damit ist nicht zu spaßen! Du kannst nicht von mir erwarten, dass ich das einfach so vergesse?“

Die Stimme des Mannes war tief und wutentbrannt. Er ließ sich nichts einreden, hatte eine Mauer um sich gebaut, die alle anderen Wörter, Stimmungen und Meinungen blockte. Die Luft um ihn herum war geladen, seine Ausstrahlung elektrisiert und feindselig. „Ich verstehe, dass du wütend bist. Aber hör doch, lieber Bruder! Mit so einer Einstellung tust du dir nicht gut ...“

Die sanfte Stimme der Frau dämpfte das vibrierende Schwirren, die Güte in ihrer Stimme stärkte die bunten Wörter. Einmal mehr fochten sie den für Menschen unsichtbaren Kampf aus, duellierten mit unsichtbaren Waffen, kämpften um die Aura, die Atmosphäre und den Einfluss auf die Gedanken der Menschen.

„Schlechte Einstellung? Oh Schwester, verstehst du es denn immer noch nicht? Das war unser Geld! Unser Eigentum! Wie kannst du es nicht zurückwollen?!“ Die Intensität nahm zu. „In allem Aufgezählten hast du recht, lieber Bruder. Nur lohnt es sich nicht, über Vergangenes zu ...“

„Vergangenes?! Bin ich denn schon tot? Was du redest ist falsch und reiner Unsinn!“
„Wärst du denn glücklicher mit all dem Geld?“
„Was stellst du für lächerliche Fragen, was weichst du vom eigentlichen Thema ab?!“
„Mit Verständnis und Geduld ...“
„Geduld??“
Der Mann blieb stehen und bewegte aufgebracht seine Hände. Sein Ärger verwandelte sich in Zorn. Der Kampf der Wörter verschärfte sich noch mehr.
„Wie kannst du es nur wagen, so darüber zu reden?! Ich sage dir nur eines! Mit deinem weichen Herzen wirst du es zu nichts bringen!“
Der Mann war rot angelaufen, die graue Wolke um ihn wies nun verschiedenste schmutzige Töne auf, in der sich Wut, Hass und Verabscheuung fanden. Kein positives Wort schaffte es, sich durch diesen giftigen Nebel zu kämpfen. Verzweifelt versuchten die Mitwörter des unaufdringlichen Wortes die Frau vor der schlechten Stimmung zu schützen, denn es versuchten bereits dunkle und wütende von ihnen sich in ihren Kopf zu drängen. Das bescheidene Wort stürzte sich auf eines, das sein Ziel schon fast erreicht hatte. Plötzlich fand es sich mitten im Geschehen. Es wurde gerempelt, zu Boden gedrückt und geschlagen. Verbissen kämpfte es weiter und gab nicht auf, raffte all seine Kräfte und Entschlossenheit zusammen ...
Und doch schaffen sie es am Ende nicht. Es waren einfach zu viele – die Stimmung übertrug sich auch dieses Mal. Das unaufdringliche Wort bemerkte bald, dass sie nicht Oberhand gewinnen würden und kämpfte sich erschöpft einen Weg aus dem Kampf heraus. Manche seiner Mitwörter schafften es jedoch nicht und wurden zu Boden gerissen. Traurig sah das bescheidene Wort zu, wie manche die Farbe und Form verloren, wie sie von negativen Wörtern überwältigt wurden und wie sie sich schließlich verwandelten – nun auch grau und trist.
Und dann geschah die schlimmste Befürchtung. Plötzlich schien die Stimmung zu explodieren. Grellrote Funken durchzogen die Schwärze

und zerschnitten die Luft. Der Mann hatte zu fluchen begonnen. Neue Wörter, mächtiger als alle anderen, da sie das erste Mal ausgesprochen wurden, verließen den Mund des Mannes und stürzten sich voller Gier, Hass und Entschlossenheit auf die übrig gebliebenen Mitwörter. Keinenklaren Gedanken konnte der Mann fassen. Er wurde von Aggressivitäteingehüllt, die Spannung war kaum zu ertragen. Alles außer den Menschen verstummte: Tiere, Pflanzen und Worte. Ein Baum warf weinend ein Blatt ab, das direkt vor den Füßen der zwei streitenden Menschen landete und verwelkte ...

Am Ende des Tages war die Luft im Park von Farblosigkeit erfüllt. Wut, Eifersucht und Traurigkeit brachten Streit und Hass. Nun dominierten sie triumphierend: Aus allen Winkeln und Ecken drangen sie, schwirrten boshaft lächelnd herum, mächtig und groß. Die Stimmung – schlecht, erschöpfend und trüb. Die Vögel zwitscherten nicht mehr und auch alle anderen Tiere huschten verschreckt in ihren Bau. Pflanzen neigten traurig den Kopf. Schmerz begleitete sie alle.

Am Morgen saß das unaufdringliche, einst lächelnde Wort vollkommen kraftlos auf einem Ast und zitterte. Es war gefährlich, einen ganzen Tag lang von niemandem ausgesprochen zu werden. Es verlor an Stärke und Kraft. Besorgt stellte es fest, dass es auch langsam verblasste. Bald würde es sich ganz auflösen und vergessen werden. Niemals hätte es gedacht, dass es bei so vielen Menschen kein einziges Mal innerhalb eines Tages gebraucht werden würde. Doch nun besann es sich. Es war kaum Mitwörtern mit gleicher Stimmung und Nutzen begegnet. Vielleicht war es einfach ... am falschen Ort. Konnte das sein? Gab es denn niemanden, dem es dienlich sein konnte? Wieso war ihm diese Wandlung nicht schon aufgefallen? War dies nur hier, in diesem Park, so oder ... überall sonst auch?

Das Wort hatte keine Kraft, um an einen anderen Ort zu fliegen. Nicht mehr. Der Kampf, die Niederlage und Traurigkeit, das Nicht-Ausgesprochen-Werden hatten es ausgelaugt. Es zog nun nicht einmal einen Hauch hinter sich her, es fiel nicht mehr auf. Seine Wirkung und Farbe schrumpfte mehr und mehr zusammen, verbleichte ...

Der Tag brach an, Sonnenlicht drang durch die dichten Wolken. Doch auch die goldenen Strahlen vermochten es nicht, die für Menschen unsichtbaren Wunden zu heilen: die verpestete Luft, die welkenden Pflanzen, die verschreckten Tiere, die verblassenden Wörter und ... die schlechte Atmosphäre. Hilflos sah das Wort zu, wie Frauen und Männer nach und nach den Park betraten, in den grautristen Nebel eingehüllt wurden und wie die Wörter in sie drangen und ihre Gefühle, Gedanken und Ausstrahlung änderten. Lediglich Kinder blieben länger verschont. Bei ihnen war es doch so viel schwieriger, denn ...

Das Wort richtete sich auf. Aber natürlich! Wieso hatte es nicht früher daran gedacht? Hektisch stieß es sich ab, flog los und sah sich verzweifelt um. Es musste einfach einer Gruppe Kinder begegnen! Plötzlich hatte es einen Funken Hoffnung, eine kleine Flamme, die seinen Schmerz linderte und ihm Kraft gab. Auch der Wind spürte die plötzliche Ahnung und half dem Wort, indem er stärker blies und das Wort durch den Park wehte. Hier und da schwirrte es hin, bis es schließlich zwei Jungen entdeckte, vollkommen vertieft in ihr Spiel. Sie hatten ihre Köpfe dicht beieinander und starrten zum Boden hinunter. Als das Wort näher flog, bemerkte es jedoch, dass sie auf einen kleinen Bildschirm starrten und ... nicht redeten. Und hier und da fluchte oder schimpfte einer von ihnen, und das Wort hastete weiter. Pflanzen, Tiere und Menschen flogen vorbei, bei dem kleinen See erschrak es, als es sein blasses Spiegelbild erblickte ...

Noch war es nicht zu spät.

Der Spielplatz. Dort. Dort wollte es hin. Dort würde es von Nutzen sein. Es musste einfach! Als die bunten Spielgeräte in der Ferne sichtbar wurden, nahm das Wort einen schwachen Hauch von Freude wahr, der in der Nähe von Kindern nahezu immer zu spüren war. Und als es schließlich einen Jungen und ein Mädchen erblickte, die in einem Sandkasten spielten, war seine Erleichterung und Freude nahezu unbeschreiblich. Langsam und stockend flog es auf deren Köpfe zu. Die Luft nahe der Kinder war entladen und friedlich, die Stimmung gelassen, beruhigend und wärmend. Vögel zwitscherten, die Blätter in den Baumkronen wippten glücklich über den zwei kleinen Menschen, die bunten Wörter ließen

sich vom Wind hin- und herschaukeln. Das bescheidene Wort schwebte näher, wurde von seinen Mitwörtern freudig begrüßt und sofort gestützt. Zitternd wandte es sich den Kindern zu. „Weißt du? Sie ist wunderschön, weil sie eine Prinzessin ist. Also lass uns ... für sie ein Schloss bauen!“, sagte das Mädchen mit hoher Stimme und knetete aufgeregt den Sand.
„Ja! Und einen hohen Turm, wo sie spielen kann!“, antwortete der Junge und machte sich eifrig daran, dem Mädchen zu helfen.
Das bescheidene Wort sah lächelnd zu. War dies nicht der perfekte Ort, um ... eine kleine Pause zu machen? Sich auszuruhen? Wieso war es auf einmal so schwer, in der Luft zu bleiben?
Und als das Wort das Gefühl hatte, bald nicht mehr zu sein, schwirrtenauf einmal seine Mitwörter – seine starken und glänzend großen Mitwörter – auf und versuchten zu helfen. Sie fingen an, die Situation für das Wort zu ändern. Brauchbare von ihnen flogen hastig in die Köpfe der Kinder. Das Wort bekam es nur am Rande mit. Es war ... so müde. Ein weiteres Mal dachte es traurig, wie es am gestrigen Tag von keinem Menschen gebraucht worden war, wo doch seine Wirkung allen so gut tat. Die Geräusche um das Wort wurden leiser; die Kinder, Vögel und Pflanzen, seine surrenden Mitwörter. Die Welt verstummte mehr und mehr ...
Es war der kleine Junge, seine fragende Stimme, die das unaufdringliche Wort schließlich aufhorchen ließ.
„Kannst du mir bitte die Schaufel geben?“
Das kleine Mädchen streckte die winzige Hand aus, die rote Schaufel fest umklammert. Und da spürte es das unaufdringliche Wort: den leichten Sog. Das erleichternde und ziehende Gefühl, das von dem kleinen Jungen ausging. Und neue Kraft durchflutete seinen wunden Körper, es stieß einen Jubelschrei aus. Noch was es nicht vorbei ... Es flog auf den Kopf des Jungen zu. Und drang ein.
Der kleine Junge nahm die Schaufel entgegen. Und plötzlich, kurz bevor er antwortete, war ihm, als lege sich eine leichte Süße auf seine Lippen.
Er verzog den Mund, lächelte.
Und sagte: „Danke.“

ANASTASIYA MARIA

Anastasiya Maria, Autorin und Wortkünstlerin, geboren am 11. November 1997; schrieb ihren ersten Abenteuerroman mit 12 Jahren; schloss 2016 das Sprachgymnasium GRg3 Kundmanngasse in Wien ab; studiert derzeit an der Pädagogischen Hochschule in Wien; sieht jedes Buch als ein Tor in eine wunderbare Welt; schöpft ihre Inspiration vor allem beim Spazierengehen und Zeitverbringen mit Kindern; begeistert sich für positive Psychologie und Farben; ist eine große Tierfreundin; bringt ihre Ideen nicht nur durch das Schreiben zum Ausdruck, sondern auch durch Schauspielern, Zeichnen und kreatives Gestalten; ist Hobby-klavierspielerin; interessiert sich für Literatur, Surrealismus, Psychologie und Theater; schreibt derzeit neben Kurzprosa an einem Roman; ihre Kurzgeschichte „Stumme Melodie“ wurde für den Hattinger Förderliteraturpreis 2017 nominiert.

BISHERIGE VERÖFFENTLICHUNGEN:

Das Märchen von der Liebe
Anthologiebeitrag in Frauen schreiben wundervoll – Apollon Temel Verlag

Khrystyna
Anthologiebeitrag in Glücksmomente – Elbverlag

Stumme Melodie (Kurzgeschichte)
ist für den Hattinger Förderliteraturpreis 2017 nominiert worden

Fesseln (Kurzgeschichte)
Lesung zur Jubiläumsfeier der Zeitschrift Cognac & Biskotten

LEBEN IN MÖGLICHKEITEN

Maria Dobenecker

„Nein! Syrel!“, schrie Arian, doch der Speer aus schwarzer Magie durchbrach bereits ihren magischen Schild. Er sprang vorwärts und stieß sie beiseite. Ihr ohnehin schon geschwächter Schild zerbrach damit vollständig. Arian spürte eine stechende Kälte, die sein Innerstes zerfraß. Der Schrei blieb ihm in der Kehle stecken.
Syrels vor Schreck geweitete Augen waren das letzte, was er sah, bevor er unter der Macht des schwarzen Speers zusammenbrach.

„Das empfinde ich jetzt aber als äußert ärgerlich“, sprach eine höhnende Stimme. Arian drehte sich im Kreis und fand sich in vollkommener Leere wieder. Er tastete verwundert seine Rüstung nach Verletzungen ab.
„Was ist das für ein Spiel, Dämon?“ Er zog den Dolch aus seinem Stiefel.
„Hm. Tja. Also als Spiel würde ich das jetzt nicht unbedingt bezeichnen.“
Vor Arian bildete sich eine schwarze Wolke. Ein hagerer Mann in edler Kleidung und Hut verfestigte sich daraus. „Für mich sieht das nämlich doch recht ernst aus.“
Arian zielte mit seinem Dolch direkt auf den Hals, doch sein Hieb zog nur durch schwarzen Rauch hindurch.
„Ts, Ts. Menschen. Sie sind immer so hitzköpfig. Merken nie, wenn sie geschlagen sind. Anders als die süße Halbelfe.“
„Wo ist sie? Wo ist Syrel?“
Der Dämon streckte die Hand aus und zeigte mit knochigem Finger hinter Arian. Mit bebenden Herzen wandte sich der junge Mann um. Dort hatte sich im weißen Nichts ein magisches Fenster aufgetan. Es war, als würde er aus einem hohen Turm auf ein Standbild heruntersehen. Arian musste nähertreten.
Ihm stockte der Atem und sein Körper verkrampfte sich.
Er selbst stand dort unten.
In der Sekunde seines Todes eingefroren.
Syrel war in der Bewegung ihres Sprungs erstarrt, die Hände nach ihm ausgestreckt.
Der magische Speer drang bereits aus seinem Rücken heraus.
Neben Arian schüttelte der Dämon in Mannesgestalt enttäuscht mit seinem Kopf. „Schau dir dieses Durcheinander an. Was soll ich nur mit dir tun? Dachtet ihr wirklich, ihr könntet mich besiegen? Mich? Ich bin kein Gespenst oder eine dieser korrupten Kreaturen, die ihr immer jagt. Von dem Augenblick an, als ihr mein Anwesen betreten habt, gehörten eure Seelen mir.“
Arian verstand.
„Dann nehmt meine Seele, doch lasst Syrel gehen.“
„Ja!“, rief der Dämon laut und warf seinen Hut in die Luft.

„Genau da liegt das Problem.“ Er lachte gequält. „Weißt du, Junge.“ Er legte die Hände auf Arians Schultern, wurde aber grob abgeschüttelt. „Das da, das ist ein Opfer. Ich kann keine Seele an mich nehmen, die sich opfert.“
Arian zog die Stirn in Falten und schaute erneut auf das Szenario seines Todes herunter.
„Dann verzieht Euch! Lasst mich in Frieden in die nächste Welt übergehen“, forderte er mit fester Stimme. Ein dämonisches Grinsen war die Antwort.
„Das könnte ich, doch ich glaube nicht, dass du das wirklich willst. Schau nur.“
Die Szenerie lief nun in Zeitlupe weiter. Der Speer durchdrang Arians Körper, flog aber unaufhaltsam weiter ... „Nein!“, brüllte Arian. „Nein! Stoppt es! Bitte!“
Die Halbelfe stürzte sich, um Arian aufzufangen, direkt in den weiterfliegenden, schwarzen Tod hinein.
„Ich sehe, du verstehst.“ Er klopfte Arian auf die Schulter. Ein Schaudern erfasste ihn. „Dann können wir ja jetzt zum Geschäftlichen kommen.“
„W-Wie ...?“
„Ich könnte sie, genau wie dich, jetzt sterben lassen. Doch außer zwei tote Körper in meinem schönen Anwesen hätte ich dabei nichts gewonnen. Denn ihre Seele ist unglücklicherweise durch dein Opfer ebenfalls vor mir geschützt. Deshalb ...“ Er machte eine ausschweifende Handbewegung. „Schenke ich euch das Leben. Ihr könnt nach Hause gehen.“
„Wo ist der Haken?“
„Der Haken? Der Haken besteht darin, dass du, mein Junge.“ Arian ließ sich widerwillig gegen die Brust tippen. „einen Pakt mit mir eingehst.“
„Der da wäre?“
„Kein Mann vieler Worte, wie? Nun, solltest du innerhalb von sieben Tagen wieder sterben, dann habe ich keinerlei Ansprüche. Andernfalls ... tja ... nehme ich mir deine Seele.“
„Du verschiebst meinen Tod, um eine zweite Chance auf eine Seele zu kriegen?“

„Und ihr beide eine zweite Chance auf das Leben. Vor allem sie. Ohne den Pakt ist sie auf der Stelle tot. Lass mich nicht so kaltherzig dastehen."
Arian sah nachdenklich zu Syrels angsterfülltem Blick.
„Einverstanden."
Ein Handschlag und der Speer in Arians Brust zersprang in tausend Scherben. Es blitzte vor seinen Augen.

„Arian! Arian, wach auf!"
Syrels Heilzauber glühte auf ihrer Hand und blendete ihn. Stöhnend drehte er sich beiseite. Als ihn die Erinnerung aber wie ein Blitz traf, setzte er sich auf.
„Du lebst", rief er und umfasste ihre schlanken Finger in seinen Händen.
Syrels Augen wurden schmal.
„Mach das nie wieder!" Er öffnete den Mund, doch die Worte blieben ihm im Halse stecken.
„Es muss eine andere Möglichkeit geben, als dich vor mich zu werfen. Du kannst von Glück reden, dass es nur eine Illusion gewesen ist. Der Dämon wollte wohl nur von seiner Flucht ablenken." Sie strich ihre blonden Haare genervt über die spitzen Ohren. Sie tat das immer, wenn sie gestresst war. „Geht es dir gut?", fragte sie schließlich ruhiger.
Arian nickte.
„Dann sollten wir abhauen. Der Älteste muss sofort von dem Anwesen hier erfahren. Diese Illusionen sind neu. Davon stand nichts in den Berichten."
Sie half ihm auf und machte sich auf den Weg. Am Tor stiegen sie auf ihre Pferde, doch Arian schaute zweifelnd zurück.
„Ich bin mir nicht sicher, ob es eine Illusion gewesen ist."
Auf der Treppe erschien plötzlich die Gestalt des Mannes mit Hut. Arian schrak zusammen. Langsam legte der Dämon seinen Zeigefinger an die Lippen und löste sich in schwarzen Rauch auf.
„Wie meinst du das?", fragte Syrel.
„Ach. Vergiss es. War nur so ein Gedanke."

Den ganzen Ritt zurück sprach Arian nur wenig. Er fühlte sich unwohl und ratlos. Somit überließ er es diesmal auch Syrel, dem Ältesten Bericht zu erstatten, als sie in Tiefenhall, dem Hauptquartier der Dämonenjäger, ankamen. Sein Kopf kreiste seltsam, doch erst als er alles doppelt sah, verstand er.
Er spürte seinen Fall nicht, sah nur die Farben des Teppichs tanzen, ehe alles im Nichts versank.

„Was soll das denn jetzt?“, rief er in die weiße Leere hinein.
Das Lachen des Dämons ertönte als ewiges Echo, bevor der Mann von hinten neben Arian trat.
„Hast du gedacht, du könntest sieben Tage lang allen von mir erzählen? Das Gift meines Speeres zerfrisst dich.“ Er öffnete mit einer Handbewegung das magische Fenster. Von oben herab konnte Arian nun wieder seinen bewusstlosen Körper sehen. Man trug ihn in den Saal der Heilung, ohne zu wissen, was ihm fehlte.
„In sieben Tagen bist du tot.“ Der Dämon zuckte mit den Schultern. „Tut mir leid.“
„Du bist ein Lügner. Du hast versprochen -“
„Halt! Kein Wort zu viel, mein Guter. Du lebst, sie lebt. Nur liegst du halt im Koma.“
Durch das Fenster sah Arian Syrel an sein Bett treten. Sie machte sich lautstark Vorwürfe. Sie hätte sich über seine Schweigsamkeit wundern müssen. Etwas merken, irgendwas. Ihre Tränen schmerzten ihn am meisten.
„Dumm gelaufen, Bursche. Sie muss dir wirklich viel bedeuten.“ Der Zorn in Arians Augen loderte. „Ich schwöre, würde ich nicht in deiner Sphäre feststecken -“
„Laaangweilig. Menschen! Spar dir die Worte. Du hast hier keine Macht und das weißt du.“ Mit ausschweifenden Gesten beschwor er ein neues Bild in dem Fenster.
Arian erkannte es sofort. „Da bin ich gerade erwacht.“
„Süß, wie du dich so geblendet wegdrehst. Leider konntest du dadurch

ihren erleichterten Gesichtsausdruck nicht sehen." Neugierig geworden, beugte sich Arian vor. Tatsächlich schienen Angst und Trauer von ihr abzufallen. Sogar ein Anflug eines Lächelns lag auf ihren dünnen Lippen. Mit einem Schnipsen ließ der Dämon die Zeit weiterlaufen.

Der Arian aus der Vergangenheit setzte sich ruckartig auf. „Du lebst."

Syrels Gesicht wandelte sich augenblicklich und ärgerlich hielt sie ihm eine Predigt.

„Stoppen wir das mal hier", sprach der Dämon und alles gefror zu einem Standbild. „Dir ist bewusst, dass sie das gesagt hat, weil sie schreckliche Angst um dich hatte, oder?"

„Natürlich. Das ist nicht das erste Mal, dass ich bei einem Kampf verletzt wurde. Wir sind seit Jahren Partner."

„Warum hast du ihr in der ganzen Zeit denn nie gesagt, was du für sie fühlst?"

Arian sah ihn verständnislos an.

„Ja. Ja, so einfach hätte es sein können", sagte der Mann und ließ das Bild weiterlaufen.

Syrel bedeckte ihre spitzen Ohren. „Geht es dir gut?", fragte sie mit weicher Stimme. Arians Ebenbild aus der Vergangenheit allerdings reagierte nun anders.

Er legte seine Handflächen an ihre Wangen und küsste sie.

„Was tust du da?", rief Arian aus.

„Dir eine Möglichkeit zeigen. Das Leben besteht aus so vielen verpassten Gelegenheiten. Ein Jammer. Schau, wie deine Freundin es genießt."

Arian errötete, als er sich selbst und Syrel bei ihrem leidenschaftlichen Kuss beobachtete. „Willst du wissen, wie sich das anfühlt?", säuselte der Dämon. Arian antwortete nicht.

Mit dem Schnipsen der knochigen Finger fand sich Arian plötzlich im Körper seines Ebenbildes wieder. Syrels Lippen lagen auf seinen und ein betäubender Sturm von Gefühlen tobte in seiner Brust. Erschrocken löste er den Kuss und sah in ihre großen blauen Augen.

Seine Hände schoben sanft ihr Haar hinter die Ohren. Sie schloss die Augen und küsste ihn erneut. Er hatte das Gefühl auf Wolken zu schweben.

Dieser Traum einer verpassten Gelegenheit währte leider nicht lange. Den Rest des Tages musste Arian in dem weißen Nichts verbringen. Der Dämon ließ ihm jedoch das Fenster zur Wirklichkeit geöffnet. So sah er sich selbst beim Sterben zu. Syrel kam an sein Bett und erkundigte sich nach seinem Zustand. Die Trauer in ihren Augen brach ihm das Herz. Er spürte ihre Küsse noch auf seinen Lippen. Küsse, die niemals geschehen waren.

Am nächsten Tag erschien der Dämon erneut. „Hast du dich endlich sattgesehen?"
„Es ist eine Folter, seine Liebsten um sich trauern zu sehen."
„Wahrlich. Lass uns was anderes machen."
Mit einem Wink beschwor der Dämon das Bild von der Akademie herauf. Arian war dort mit den anderen jungen Männern im Schwertkampf unterrichtet worden. Insbesondere aber auch in der Abwehr von Magie. Dort hatte er Syrel das erste Mal gesehen. Elfen hatten sie dort abgegeben und im Vorbeigehen hatte er gehört, wie sie das Mädchen Halb-Mensch schimpften.
Die Vision stoppte, als sie den anderen Schülern vorgestellt wurde. Arian sah weg.
„Reue?", fragte der Dämon.
„Ich war jung und dumm." Trauernd beobachtete Arian, wie sein jüngeres Ich auf den Neuankömmling zusteuerte.
„Die Elfen haben dich Halb-Mensch genannt." Er musterte sie kritisch von oben bis unten.
„Ich sei den Menschen ähnlicher, sagen sie", antwortete sie schüchtern und lächelte ihn an.
„So ein Quatsch!" Er packte ihre spitzen Ohren und zerrte daran. „Du hast diese hässlichen Elfenohren." Syrel streckte die Hand aus und stieß ihn mit Magie von sich. Er plumpste auf den Boden.
„Elfenmagie!" Er spuckte aus. „Du bist uns überhaupt nicht ähnlich, Elfe!" Mit Tränen stürzte sie sich auf ihn. Prügelnd rollten sie über den Boden, bis ein Meister sie mit Gewalt trennen musste.

Der Dämon seufzte. „Ich glaube, ab hier hättest du es noch retten können."
Die Zeit sprang zurück zu dem Punkt, als sich Syrel und Arian gegenüberstanden.
„Ich sei den Menschen ähnlicher, sagen sie."
Arian spürte ein Ziehen und fand sich in seinem jüngeren Körper wieder. „Ja. Möglich", sagte er hastig, weil ihm auf die Schnelle nichts anderes einfiel. Das Misstrauen und den Zorn von damals besaß er längst nicht mehr. „Willkommen an der Akademie", fügte er noch hinzu. Ihr Lächeln wurde breiter.
„Dankeschön."
Anstatt als Feinde begannen sie ihre Bekanntschaft als Freunde. Arian zeigte ihr das Gelände. Es war sehr seltsam, sich mit der noch völlig lebensfrohen und offenen Syrel zu unterhalten. Sie erzählte ihm so bereitwillig von Dingen, die er erst Jahre später von Kollegen erfahren hatte. Nun bereute er seine Worte von damals nur noch mehr als zuvor.

Tag für Tag schaute Arian dabei zu, wie seine Kollegen in der Realität an sein Krankenbett traten. Kein Heilzauber oder Trank wirkte. Die Verzweiflung war groß. Syrel wälzte die dicksten Bücher, fand jedoch keinen Hinweis und wurde zusehends betrübter.
Der Dämon zeigte Arian täglich eine weitere Möglichkeit, die seinem Leben mehr Glanz verliehen hätte. Vom Mittsommerfest bis zu ihrem Namenstag, selbst die kleinsten Gesten hatten unglaubliche Auswirkungen. Sie war seine Geliebte, oft sogar seine Frau.
Arian begriff, wie nahe sie sich in Wahrheit immer gestanden hatten. Wie war es möglich, dass er es nie gesehen hatte?
Die Syrel in den verschiedensten Varianten seines Lebens war sanfter, zärtlicher und eindeutig glücklich. Gleichzeitig war sie ihm aber auch eigenartig fremd, denn diese Seiten kannte er an ihr nicht.
Nun würde er aber nie wieder die Gelegenheit haben, es besser zu machen. Sein Körper starb und der siebte Tag rückte näher.

Am sechsten Tag erhob sich wie gewohnt die Gestalt des edel gekleideten Mannes aus dem Rauch. „Ah. Mach doch nicht so ein betretenes Gesicht."
„Was erwartest du? Ich sterbe morgen ... und du hast mich dazu gebracht, mein gesamtes Leben zu hinterfragen."
„Ich habe dir doch versprochen, dein Leben zu verschonen."
Arian runzelte die Stirn. „Willst du mir nicht verraten, welche der ganzen Möglichkeiten in deinem Leben dir am besten gefallen hat?"
„Wozu?"
Der Dämon sah ihn vielsagend an. „Na, um darin weiterzuleben."
Arians Herz schlug plötzlich schneller. Er musste nicht sterben. Es gab eine andere Möglichkeit.
„Du wirst den Platz eines anderen Arian einnehmen und dich auch an nichts anderes erinnern. Euer Kampf mit mir – niemals geschehen. Wir würden uns also gar nicht kennen." Der Mann breitete die Arme aus. „Das ist mein Angebot. Dreh die Zeit zurück. Geh einen anderen Weg. Das ist der Ausweg aus der Misere, in der du gerade sitzt."
„Verlockend", musste Arian zugeben, doch er machte ein betretenes Gesicht.
„Oh, du musst dich erst morgen entscheiden. Morgen ist der große Tag. Bis dahin ... darfst du dir deine heutige Reise selbst aussuchen."
Arian schaute überrascht auf. „Wirklich?"
„Was darf es sein? Eine heiße Nacht? Noch einmal euren ersten Kuss erleben? Ah. Ich weiß, der Ball, auf den du sie begleiten wolltest."
„Ein normaler Tag", unterbrach ihn Arian.
„Was bitte?"
„Ich wünsche mir einen ganz normalen Tag. Wo wir zuhause im Hauptquartier sind. Keine Liebelei, keine Küsse ..."
„Hm. Einen Tag, wie es ihn genauso in deinem Leben gegeben haben könnte?"
Arian nickte.
„Wie langweilig." Doch mit einem Schnipsen erfüllte der Dämon ihm diesen Wunsch.

Arian fand sich in der großen Halle von Festung Tiefenhall wieder. Die vertrauten Säulen und die alten Läufer auf dem Steinboden zauberten ein Lächeln in sein Gesicht. Energiegeladen lief er an der Waffenkammer und der Bibliothek vorbei. Die Gerüche ließen sein Herz höher schlagen.
„Oh Arian. Heute gar nicht unterwegs?“, fragte ihn ein Kollege auf dem Gang. Nach einem kurzen Wortwechsel lief er weiter. Arian wusste, dass seine Reisen nicht den ganzen Tag anhielten und er hatte ein Ziel.
Er wollte zu Syrel.
Wie erwartet, war sie in ihrem Zimmer. Ungehört schlich er sich hinein. Die Halbelfe saß an ihrem Tisch und nähte an ihrem hellen Reisemantel, der über die ganze Arbeitsfläche verteilt war. Lautlos zog er seinen Dolch, um ihr eine kleine Strähne ihres Haares abzuschneiden. Eine Diele aber knarrte unter ihm. Von dem Geräusch alarmiert fuhr sie herum.
„Arian!“ Ein Stoß wütender Magie warf ihn gegen die Kante ihres Bettes. Aus voller Kehle begann Arian zu lachen.
„Das ist nicht witzig! Du bist viel zu alt für diesen Scherz – und du weißt, dass ich das hasse!“
„Syri ... nun sei doch nicht so. Syri ...“, scherzte er und rappelte sich auf. „Es wäre doch nur eine ganz kleine Locke gewesen.“
„Syrel fuhr sich aufgeregt durch das Haar und bedeckte damit ihre Ohren. „Meine Haare sind mir wichtig.“
„Ja. Ich weiß“, sagte er und hob die Hände. „Ich tu es nie wieder.“
Sie warf eine Rolle Garn nach ihm. „Das sagst du immer. Unhold.“
Der Hauptmann rief unten auf dem Hof nach Arian.
„War ja klar, dass du wieder dort oben bist“, rief dieser, als Arian und Syrel aus dem Fenster schauten. „Du hast den nächsten Dienst am Tor.“
„Bin unterwegs.“ Er begann aus dem Fenster zu klettern.
„Untersteh dich, Arian!“, schimpfte Syrel, doch der Dämonenjäger hangelte sich bereits an den Vorsprüngen entlang. „Dann stürz meinetwegen ab. Ich heile dich ganz sicher nicht.“
„Schau, ist doch alles gut“, brüllte er, als er unten angekommen war. Sie schlug nur das Fenster zu. Arian schaute lächelnd zu Boden. Er hatte dieses Gefühl so vermisst. Er war zuhause. Zum letzten Mal.

Diese Dimension würde sich wohl bald auflösen. Er hatte keine Zeit mehr. Arian sah wieder zu Syrels Fenster hoch.
„Syrel!“ Er formte die Hände zu einem Trichter. „Syriii!“
Das Fenster wurde grob aufgerissen und eine verärgerte Halbelfe schaute heraus. „Was?“
„Ich liebe dich“, rief er, so laut er konnte. „Ich liiiebe dich.“
Ihr Mund öffnete sich. Die Lippen bebten, doch sie sagte kein Wort. Arian blieb lächelnd unten stehen.
„Und sollte ich morgen für alle Ewigkeiten die Augen schließen und nie wieder aufwachen, dann sollst du wissen, dass ich es für dich getan habe. Ich bereue keinen Augenblick, den wir erlebt haben, wie wir ihn eben erlebt haben. Denn das waren wir. So wie wir wirklich sind und so liebe ich es. So liebe ich dich.“
Arian drehte sich um und begann zu laufen. Er hörte sie nach ihm rufen. Es brannte in seinen Augen, doch er wurde immer schneller.

Am nächsten Tag wählte Arian den Tod. Der Dämon der Versuchung schleuderte seine Seele zurück in den sterbenden Körper. Die Schmerzen waren beinahe unerträglich. Krämpfe und Schwindel plagten ihn. Auf die Fragen seiner umstehenden Kollegen konnte er nicht mehr antworten. Seine Kehle war trocken und zugeschnürt. Die letzten Atemzüge gingen röchelnd. Er würde ersticken.
„Deine letzte Gelegenheit“, sprach die süße Stimme des Dämons. Als Syrel weinend an seinem Bett erschien, fasste er mit letzter Kraft ihre Hand.

Dann blieb sein Herz stehen.

Arians Körper erstrahlte in einem hellen Licht. Einen Moment später schlug er die Augen auf.
„Du Narr. Von allen Möglichkeiten, die ich dir geboten habe ...“, bebte die Stimme des Dämons durch den Raum. Dann erschien er für alle Anwesenden sichtbar in der Luft. „... wählst du die glanzlose Wirklichkeit?

Ich hätte dir alles geben können. Alles. Dummkopf. Die Liebe deines Lebens, Macht, Ansehen. Nur Narren schlagen solch ein Angebot aus."

Arian war verwirrt. Er richtete sich langsam auf, schaute auf seine Hände, atmete frei. Dann dämmerte es ihm. „Das Opfer. Du konntest mich nicht töten. Es war Teil des Paktes. Du musstest mich gehen lassen."

„Du hast mir mit deiner kleinen Heldentat schon ihre Seele gestohlen. Doch dich, dich hätte ich bekommen können. Du hast es genossen, versuch nicht, dein eigenes Begehren zu verleugnen ..."

„Verschwinde, Dämon!", donnerte Arian. „Du hast keinen Anspruch mehr auf mich."

Die Gestalt verflüchtigte sich augenblicklich in schwarzen Rauch.

Um ihn herum begannen die Dämonenjäger aufgeregt zu diskutieren, doch Arian schaute in Syrels fassungsloses, verweintes Gesicht. Er strich ihr zärtlich das Haar hinter die Ohren.

„Bin wieder da", sagte er und küsste sie sanft.

Maria Dobenecker

Maria Dobenecker lebt und arbeitet in Mecklenburg-Vorpommern als unauffällige Sachbearbeiterin. Neben dem Tennisspielen geht sie in ihrer Freizeit aber auch zu Live-Action-Rollenspielen und zum Bogensport.

Doch bereits seit ihrer Kindheit schickt sie ihre fiktiven Figuren auf dem Papier in Abenteuer. Meistens mit einer Prise Humor, gilt es das Unerwartete geschehen zu lassen und persönliche Erkenntnisse zu sammeln. Inzwischen bevorzugt sie dabei Romane und Kurzgeschichten des Fantasy-Genres.

Als Ehrerbietung für einige ihrer liebsten Charaktere aus Spielen oder Serien, hat Maria sich auch schon zu so einigen Fangeschichten hinreißen lassen.

Seit 2009 veröffentlicht sie ihre Texte in den Weiten des Internets. Diese werden dann nur von denjenigen gelesen, die sie auch finden wollen.

Ihr Ziel ist es, eines Tages aus dem Schatten ihres Pseudonyms herauszutreten.

Illustration von Oliver Madlener (www.omadart.eu)

Die Geschichte mit den Geschichten

Rafaela Creydt

Der Hof zum Überwintern war dann der falsche, wenn die Hand an deinem Hintern nicht zu dem Menschen gehörte, dessen Hintern du gern in deiner Hand hättest. Dass du in die Hand an deinem Hintern zuvor die Hälfte deiner Ersparnisse abgezählt hattest, um auf eben dessen Hof für den Winter willkommen zu sein, änderte daran gar nichts.

Dass zumindest hielt sich Calamita vor Augen, während sie im ersten Schnee des Jahres über die Handelsstraße stapfte.

Das Gasthaus, vor dem sie sich nach zwei solchen Tagen die nasse Kapuze von den Haaren streifte, kannte sie nicht. Nach dem Desaster auf dem Hof konnte sie sich einen Gasthof für den ganzen Winter auch nicht mehr leisten. Aber dort drin konnte sie vielleicht ein bisschen was an den anderen Gästen verdienen. Wie viel und ob überhaupt vorhanden dieses Bisschen war, war freilich wieder etwas Anderes. Calamita seufzte tonlos. Da drin konnte ein sehr langer, freudloser Winter auf sie warten. Aber hier draußen würde es mit Sicherheit ein kalter. Calamita stieß die schwere Tür auf. Holzrauch und der Duft von Eintopf und Menschen wallten ihr entgegen.

Wie hatte ihre Meisterin zu sagen gepflegt?
In unserem Beruf schafft man sich seine Bühne selbst.
Calamita sprach: „Ich bin ein friedliebender Geschichtenerzähler und biete euch mein Können für den Abend an."
Die Meute an den Tischen blieb größtenteils unbeeindruckt.
Nicht gut.
Vom Tresen blickte die Wirtin nur kurz zu ihr herüber.
„Dann setz dich zu der anderen ans Feuer."
Feroca begann ihre Geschichte später so: „Jeder weiß, dass erwachsen werden nichts mit dem Alter zu tun hat. Es passiert, wenn du entscheidest, wer du selbst sein willst."
Die fünfzehnjährige Calamita hatte geglaubt, sie sei erwachsen geworden, als ihre Mutter starb und ihr Vater sie als Lehrling an eine Geschichtenerzählerin verkaufte. Die dreiundzwanzigjährige Calamita hatte geglaubt, sie sei erwachsen geworden, als ihre Meisterin ohne ein Wort verschwand und nie wieder auftauchte.
Die dreißigjährige Calamita sah durch den dämmerigen Schankraum zum Kamin am anderen Ende und stammelte: „Meister?" Sie drängte sich durch die Gassen zwischen den vollen Bänken. Mit den Jahren waren Calamitas Haare blasser geworden. Aus dem Feuerkopf war Blond mit Zimt geworden und aus der wilden Mähne ein langer Zopf. In den Augenwinkeln wurzelten die ersten Falten eines Lebens in Wind, Regen und Sonne.

Ihre Meisterin Feroca war noch immer klein, mit einem Knoten braunen Haares, aus dem sich feine Strähnen lösten. Sie hatte zurückgelehnt auf einer Bank am Feuer gesessen, eine Hand auf dem Knie des großen Mannes neben sich. Sie stand auf und zog Calamita in eine feste Umarmung.

„Calamita! Was treibt dich denn so spät im Jahr noch durch die Welt?"

Calamita musste lachen, so absurd normal war diese Frage in einer Welt, die gerade auf den Kopf gekippt war und Konfetti aus den Taschen rieseln ließ. Die einzig mögliche Antwort war daher die Wahrheit: „Das Leben, Meister. In Gestalt der Hintern anderer Leute."

Die Meistererzählerin hatte noch immer ein Lachen, das jeden Raum ausfüllte, dunkel und kräftig wie das beste Bier. Für einen Moment schauten die anderen Gäste tatsächlich von ihren Krügen auf. Feroca löste sich aus Calamitas begeisterter Umarmung, wedelte mit den Händen und vertröstete lachend ihr Publikum: „Später, Leute, später."

Sie ließ sich am Boden in den Schneidersitz fallen und zog ihren Lehrling mit sich. „Die Hintern anderer Leute, soso. Erzähl mir davon."

Calamita schüttelte den Kopf, als müsse sie Wasser oder das Konfetti aus den Ohren bekommen.

„Sicher. Aber Meister, wo warst du? Wo hast du dich herumgetrieben? Bis eben war ich mir sicher, du wärst tot."

Als sie das sagte, war es wie in der Geschichte: Ein Eisenband um ihr Herz zerbrach. Ihr Meister war nicht tot.

„Unkraut vergeht nicht", sagte der Meister und winkte ab.

Calamita fühlte sich einer Musterung durch strenge Augen unterzogen. „Und du wohl auch nicht. Gut schaust du aus."

Sie zuckte die Achseln. „Ich bin zurechtgekommen. Ich musste zurechtkommen. Aber wo warst du?"

Ferocas Lächeln im Feuerschein war ein wenig zu klug für den Rest der Welt geblieben.

„Erst deine Hintern, dann meine Vergangenheit."

Also zog sich Calamita den Umhang von den Schultern, wischte sich die schmelzenden Flocken vom Kopf und erzählte von ihrer und

anderer Leute Verirrungen in ihrem ersten Winterquartier. Sie machte eine lustige Anekdote daraus und schloss damit, wie sie ihrem Verehrer entkommen war, indem sie über die Rücken der Bewohner des Schafstalls geklettert war.
Feroca lachte an den richtigen Stellen und drückte am Ende ihren Arm. „Die erzählst du später nochmal."
Calamita schüttelte den Kopf. „Ich habe noch andere, bessere", sagte sie. „Und jetzt du."
„Ja, dann muss ich wohl. Eine Geschichte für eine Geschichte."
Feroca erzählte die Geschichte einer wandernden Frau, die nachts von ihrem Lager im Wald aufstand, um die Sterne zu betrachten. Auf ihrem Spaziergang fand sie eine Lichtung, auf der schwarze Steine zu einem weiten Kreis geordnet waren. Sie trat in die Mitte der Steine, über denen sich der Himmel drehte, so dass die Frau zuletzt, schwindelig von diesem Tanz, stürzte. Sie fiel und wanderte durch sternenlose Dunkelheit, bis das Morgenlicht sie auf einem Feld in der Erntezeit fand. Als die Arbeiter sie anriefen, stellte die Frau erstaunt fest, dass sie keine Frau mehr war, sondern ein Junge von nicht einmal zehn Jahren.
„Ich war noch nie ein Junge gewesen, müsst ihr wissen." Feroca erzählte die Geschichte längst für die ganze Halle und die ganze Halle lachte bei diesen Worten. Die Meistererzählerin musste sich nicht einmal vom Boden erheben. *Wir schaffen uns unsere Bühne selbst*, dachte Calamita. Mehr als ihren Geburtsort hatte sie diese Stimme vermisst.
„Und es war ... viel ... zu lange her, dass ich ein Kind gewesen war", fuhr Feroca fort. „Zuerst wollte ich nur ein paar Tage bleiben. Aber mit der Arbeit, mit den Spielen, mit den Freunden, schlüpfte mir, wie jedem Kind, die Zeit aus den Fingern. Ich war Rodeln im Winter und Schwimmen im Sommer. Ich habe sogar Lesen gelernt.
Wie viel Zeit vergangen war, merkte ich erst, als meine Stimme brach und die Mädchen mich auf einmal so komisch ansahen."
Sie zwinkerte ihrem Publikum zu.
„Also ging ich zurück zu dem Feld und in dem Feld war ein Kornkreis. Über dem Kreis drehten sich die Sterne. Ich fiel. Ich fand den Steinkreis,

ich trat hinaus und ein ausgiebiger Blick in meinen Ausschnitt zeigte mir, dass ich wieder eine Frau war."
Während die Leute noch lachten, der Erzählerin Fragen und Münzen zuwarfen, grinste Calamita und schüttelte den Kopf.
„Eine gute Geschichte. Eine wirklich gute Geschichte. Aber was ist wirklich passiert?"
In gespielter Verschnupftheit zog Feroca eine Braue hoch. „Du glaubst mir nicht?"
Die junge Erzählerin machte mit dem Arm eine spöttische Bewegung wie die Verbeugung eines Höflings. „Du bist ein Meister deines Faches."
Sie waren noch dabei, sich zu necken, als ein Mann sich zu ihnen herunterbeugte. Ferocas Verehrer hatte sich längst lautlos verzogen. Dieser hier war ein anderer. Nervöser.
„Könnt ihr auch Heldengeschichten?"
In einer Bewegung sahen die beiden Frauen auf. „Die Fahrt des Rasmus von Rodenstein?", schlug Calamita vor. „Die siebzehn Schlachten der Sibylla? Leben und Sterben von Leonhard und Leonor?"
„Die Jagden des grünen Meisters?", ergänzte Feroca, während Calamita von ihrem ersten Bier trank.
„Nein, ich meine", er hockte sich hin und flüsterte fast. „Eine über mich?"
Calamita schaute ihn sich genauer an. Er war jünger als sie. Eher breit, ohne dick zu sein, mit dunkelblonden Locken und einem vermutlich eine Woche alten Bart. Keine Narben, keine Waffen. Was nichts heißen musste.
„Wie ist denn dein Name?", fragte sie vorsichtig.
„Pit."
Sehr sorgfältig achtete sie darauf, dass ihr Gesicht keine Erheiterung zeigte. „Tut mir sehr leid."
„Es ist ganz sicher unser Verlust", betonte Feroca.
Pit grunzte. „Ich weiß, dass es keine gibt. Noch nicht. Darum geht es ja."
„Setz dich doch." Feroca rückte ein Stück zur Seite. „Wie können wir dir helfen?"
„Könnt ihr eine Heldengeschichte über mich erzählen?"
„Was für Heldentaten hast du denn vollbracht?", fragte Calamita.

„Ist das wichtig?“
„Naja ...“
„Eigentlich nicht“, beschied Feroca.
Aber Pit wollte sich rechtfertigen: „Es geht nur darum, dass ich eine neue Anstellung brauche. Ich habe nicht genug, um den Winter über bleiben zu können. Aber es gibt hier einen Händler, der vielleicht noch weiter will, nur hat seinen Begleitschutz die erste Grippe des Jahres erwischt. Wenn ihm klarwerden würde, was für ein Gewinn ich für ihn wäre ...“
„Rechtshänder?“, fragte Feroca.
„Er?“, fragte Pit verwirrt. „Weiß nicht.“
„Du.“
„Schon.“
„Schwert und Schild?“, vermutete Calamita, und Pits seliges Lächeln bestätigte es ihr.
„Dies ist eine Geschichte über Pit, die gerade Rechte“, begann Feroca, aber nur leise, für Pits Ohren. „Wie sie verbreitet wird in allen Ländern, in den Städten und Häfen.“
Ab heute, dachte Calamita.
„Schwerer Novemberregen fiel auf die Dächer der Burg, darinnen zechten Pit und seine Recken. Schwarz lag die Nacht auf den Wäldern ringsum, aber in der Halle war frohes Feiern.“
Als ihre alte Meisterin eine Pause machte, stieg Calamita ein. Ihre eigene Stimme war ein wenig heller als Ferocas, wie herber Met gegen das Bier der Älteren. „Da flog die Türe zur Halle auf und schreiend und zitternd stand dort die Wache. Die schwarzen Unholde!, brüllte sie.“
„Die schwarzen Unholde!“, wiederholte Feroca. „Die nämlich hatten bereits den schlecht bewachten Burghof überrannt und strömten die Treppe zum Bergfried empor, während die Zecher noch ihre benebelten Köpfe schüttelten.“
„Pit allein hatte bereits Schwert und Schild ergriffen und setzte mit einem gewaltigen Flankensprung über den Tisch. Auf dem Metall des Schildes rutschte er zur Tür, so freudig wie ein Kind auf Skiern.“
Das brachte Calamita einen tadelnd-überrumpelten Blick von Feroca ein,

der die Jüngere fast zum Lachen gebracht hätte.
„In einer einzigen eleganten Bewegung sprang Pit an der Tür von seinem Schild und ergriff ihn, bereit, sich in den Kampf zu stürzen, während seine Kameraden noch ihre Schwerthänge suchten."
Feroca schwieg.
Pit sah von einer zur anderen und wieder zurück.
„Ja, und?", fragte er eifrig. „Wie geht's weiter?"
Calamita winkte dem Schankknecht nach zwei neuen Bieren und einer Schale Eintopf für sich selbst.
Feroca setzte sich zurecht.
„Du verstehst sicher, Pit", sagte sie, „dass unser Gewerbe ein schwieriges ist. Eine Geschichte, einmal vorgetragen, gehört uns nicht mehr. Jeder kann sie in seinem Kopf mitnehmen und erzählen, wo immer und wie oft er will. Sehr schwierig, mit diesem Gewerbe sein Leben zu bestreiten. Wir werden so leicht bestohlen."
Pit war ein Denkmal verwirrter Überforderung.
„Was sie meint", erklärte ihm Calamita, „ist, dass wir bezahlt werden möchten, bevor wir weitermachen."
„So kalte Worte", seufzte Feroca.
„Es ist Winter, Meister." Calamita unterdrückte ein haltloses Lachen. Sonne und Wind! Das Leben war wieder so, wie es sein sollte.
„Ah", sagte Pit. „Ja. Ach so."
Unter seinem Wams fummelte er einen Beutel hervor. Mit einer Hand fegte er die Binsen zur Seite und zählte eine Handvoll Münzen auf den Boden zwischen den beiden Frauen. Es war größtenteils Kupfer.
Feroca hatte die Münzen in ihre Hand gestrichen, bevor Calamita die eigene ausstrecken konnte.
„Im Burghof glänzte der Regen auf den Rüstungen der Unholde. Mit einem gewaltigen Satz sprang Pit, die Gerade Rechte, direkt hinein in das Getümmel."
Vereint bescherten die Erzählerinnen Pit einen Kampf mit fünfzig Unholden, die er ganz allein zum Tor hinaustrieb. Schwer verwundet brach Pit in den Armen der holden Burgherrin zusammen, saß jedoch

schon eine halbe Stunde später wieder singend und trinkend am Tisch.
Pits Wangen glühten vor Begeisterung.
„Könnt ihr die noch mal erzählen? Genauso?“
Die beiden sahen sich an.
„Ist das Schnee da draußen?“, fragte Feroca.
„Wir sind Geschichtenerzähler, Gerade Rechte“, sagte Calamita. „Möchtest du die Frage noch mal stellen?“
„Und könnt ihr sie dem Händler erzählen?“
„Natürlich.“
„Und könnt ihr sie mir aufschreiben? Ich würde sie gern meiner Mutter zeigen.“
„Das ist eine erfundene Geschichte, Pit“, erinnerte Calamita.
Aber er winkte grinsend ab. „Das weiß ich. Aber sie freut sich bestimmt trotzdem. Macht ihr das?“
„Sicher“, sagte Feroca. „Aber das gibt es nicht umsonst.“
Pit war schon aufgesprungen, nickte nur noch und rannte zu seinen Freunden zurück.
Weil Calamita und Feroca von Geschichten lebten und manchmal von Gerüchten, gelegentlich von Lügen, erzählten sie Pits Heldentat nicht dem Händler. Stattdessen erzählten sie im Lauf des Abends vielen Leuten viele verschiedenen Geschichten, unter anderem auch die Heldentat der Geraden Rechten. Schon als Pit spät in der Nacht in Richtung der Zimmer schlurfte, machten ihm die Leute respektvoll Platz.
Calamita und Feroca rollten sich vor dem Kamin zusammen, das Privileg des wandernden Volkes. Warum für ein kaltes Zimmer bezahlen, wenn man kostenlos im Warmen liegen konnte?

ᔓ

„Natürlich zahle ich einen angemessenen Preis“, beteuerte Calamita der Wirtin am nächsten Morgen. „Aber bevor du auf deiner Forderung bestehst, überlege noch mal, was du selbst am besten weißt: Ein guter Erzähler ist gut fürs Geschäft. Ich werde die Leute aus dem Dorf in deine

Schenke ziehen. Sie werden dein Bier trinken."
Die Wirtin nickte. „Das weiß ich. Deshalb hab ich ja auch schon eine."
Feroca hockte ungerührt über ihrem Frühstück.
„Und zwei verkaufen auch nicht mehr Bier als eine."
„Sei dir da nicht so sicher." Ein schwacher Versuch, der auch als solcher erkannt wurde.
„Du zahlst den vollen Preis – täglich oder im Voraus", sagte die Wirtin und lächelte das Lächeln all derer, die glücklich am längeren Hebel sitzen. „Und du musst ja nichts erzählen, wenn du nicht willst."
„Danke vielmals." Calamita bezahlte für eine Woche, und die Frau schob ihr das Frühstück über den Tresen.
Grütze war Grütze und hatte nie zu Calamitas Lieblingen gehört.
„Im blassen Licht des Morgens", sagte sie, nachdem sie sich auf die Bank neben Feroca fallen gelassen hatte. „Wo warst du wirklich?"
Die Ältere leckte ihren Löffel ab. „Ich habe es dir erzählt. Im flackernden Licht des Feuerscheins."
„Nein. Du hast eine Geschichte erzählt."
„Schließt das aus, dass es die Wahrheit ist?"
„Sicher nicht. Aber das du durch einen Steinkreis im Sternenlicht in einen kleinen Jungen verwandelt wurdest? Das ist eine Geschichte." *Und das du sechs Jahre keinen Gedanken an mich verschwendet haben willst, besser auch.* Aber das sagte Calamita nicht.
Feroca murmelte etwas Unverständliches und trug ihre Schale in die Küche. Calamita fluchte leise und hieb ihren Löffel in die Grütze, wo er steckenblieb.

ᔓ

„Warum soll es eine Geschichte sein? Weil Magie darin vorkommt?"
Noch immer schneite es sacht aus einem schweren Himmel, als die beiden Frauen am Vormittag die Sonne suchten.
Wie sie es immer getan hatte, setzte Feroca die Unterhaltung in dem Moment fort, in dem Calamita glaubte, ihre Meisterin werde nie mehr

darauf zurückkommen.
„Mein Lehrling hat einmal an Magie geglaubt."
Sie stapften über die Dorfstraße. Aus den Ställen zu beiden Seiten muhten die Tiere und klapperten die Eimer. Calamita warf ihrer Meisterin einen kurzen Blick zu und wickelte sich enger in ihren Umhang.
„Ich habe ein bisschen was von der Welt gesehen, Meister. Ich habe Dinge erlebt, die Magie gewesen sein können."
„Ah. Du bist zum Skeptiker geworden."
„Erfahren. Das Wort heißt 'erfahren'."
„Sehr gut. Erfahren."
Calamita sah zum stumpfen Himmel hinauf und erinnerte sich daran, dass sie kein Lehrling mehr war. Sie hatte nie eine Prüfung vor ihrem Meister abgelegt, aber sie hatte jahrelang selbstständig von ihrem Handwerk gelebt. Sie war kein Lehrling mehr.
Deshalb hatte sie auch das Recht zu sagen, was sie dachte, dachte sie und sagte: „Hör auf, es lächerlich zu machen. Du weißt ganz genau, was ich meine. Ob es Magie nun gibt oder nicht, magische Steinkreise und Frauen, die zu kleinen Jungen werden, gibt es nicht."
„Das weißt du also. Wie schade."
„Meister ..."
„Musst du nicht noch die Geschichte für Pit aufschreiben?" Feroca drehte mitten auf der Straße um und ging zurück.
Auch eine Art, ein Gespräch zu beenden.
„Das kannst du doch auch tun", rief Calamita ihr hinterher. „Angeblich hast du doch Schreiben gelernt",
„Hab ich." Feroca ließ sich nicht aufziehen und hielt auch nicht an. „Aber nie Kalligraphie."
„Ich auch nicht!"
Aber am Ende war es doch wieder Calamita, die Pits Epos in der nach kaltem Rauch riechenden Halle niederschrieb.

„Natürlich bezahlst du uns“, sagte Feroca, während Calamita schon klar wurde, wie ausnehmend dämlich es gewesen war, Pit die Blätter hinzulegen, bevor der ihnen das Geld gab.
„Ich habe euch doch schon bezahlt. Gestern Abend.“
Er nestelte an seinem Beutel herum, in dem er gerade die Blätter verstaut hatte.
„Das war für den Vortrag und das weißt du auch. Wir wollen unsere Bezahlung für die Niederschrift.“
Meine Niederschrift, dachte Calamita und wunderte sich selbst über die Bitterkeit.
„Aber die Schrift war doch mit dem Geld von gestern Abend auch bezahlt!“
„Nein. War sie nicht. Und das weißt du auch. Wir haben es dir gesagt und du hast zugestimmt.“
„Daran kann ich mich nicht erinnern!“
Und vielleicht stimmte das sogar, dachte Calamita.
„Das ändert nichts daran, dass es nur recht und billig ist, wenn du die Niederschrift bezahlst“, sagte sie freundlich. „Du weißt doch, dass die paar Kupfer viel zu wenig waren für die Arbeit, die wir uns gemacht haben.“
Pit schien nahe daran, zu weinen. „Aber ich habe nicht genug, um euch zu bezahlen!“
„Ich habe Silber in deinem Beutel gesehen.“
In Ferocas Stimme schimmerten plötzliche Felsen wie die Vorboten von Stromschnellen in einem ruhigen Fluss. Pits Augen weiteten sich ein wenig. Seine Rechte glitt nach unten, aber er hatte sein Schwert nicht dabei.
„Seid Ihr der, den man 'Die gerade Rechte' nennt?“
Ein hagerer Mann stand plötzlich am Tisch. Stickereien zierten die Aufschläge seiner pelzgefütterten Jacke.
„Das ist er.“ Mit einer kleinen Verbeugung zog Calamita sich selbst und

Feroca zurück. Pit starrte ihnen verwirrt hinterher, bis er sich an den Mann und seinen neuen Ruf erinnerte und seine Schultern straffte.
„Und warum?“, fragte Feroca, als sie wieder auf ihren Plätzen vor dem Feuer saßen.
„Wenn er wirklich kein Geld hat, hat er vielleicht welches, sobald er seine neue Anstellung hat.“
„Wenig überzeugend formuliert. Aber am Inhalt habe ich nichts auszusetzen.“
„Oh, danke sehr. Wie gnädig.“
„Gern Geschehen.“
Sie beobachteten, wie Pit und sein Händler die Hände einschlugen.
„Sehr schön.“
Weniger schön war der kurze Blick, den Pit auf die Erzählerinnen warf und dann eilig den Raum verließ.
„Der Hund drückt sich“, sagte Feroca.
„Der Hund hat alles, was er wollte.“
Sie blickten ihm eine Weile schweigend hinterher.
„Erfahren“, sagte Feroca.
Mehr nicht.
Calamita stand auf und ging.
Bevor sie ihr Maul nicht mehr halten konnte.

ᔓ

Zwischen Gasthaus und Dorf lag ein Obsthain. Calamita stapfte von einem knorrigen, schwarzen Baum zum andern und schielte in die kahlen Äste. Sie ratschlagte mit sich selbst, ob es nun jeweils ein Apfel-, Kirsch- oder Birnbaum war, den sie da vor sich hatte, um nicht an andere Dinge zu denken. Gelegentlich trat sie gegen einen Stammanlauf.
Feroca hatte die Kapuze aufgezogen und die Arme vor der Brust verschränkt.
„Haben die armen Kerle dir etwas getan?“
„Verschwinde.“

„Ich denke nicht. Ich habe dich eine Weile nicht gesehen, weißt du?“
„Ach nein? Wirklich? Das war nicht meine Schuld, oder?“
„Meine auch nicht.“
„Komm mir nicht so! Komm mir nicht mit Steinkreisen und den Freuden des Bauernstandes!“
„Komm mir nicht mit diesem Ton!“
„Du hast mich jeden Ton gelehrt, den ich beherrsche, also beschwer dich nicht und jetzt – verschwinde.“
„Warum sollte ich?“
„Weil ich sonst die Wahrheit sage.“
„Auf die du ja so große Stücke hältst.“
Und das war zu viel für Calamita.
„Du bist eine manipulierende, selbstsüchtige Hexe, die sich in ihr eigenes Geheimnis einwickelt wie in einen geklauten Mantel!“, rief Calamita. „Bitteschön! Die Wahrheit: Du bist einfach so verschwunden, hast mich auf der Straße stehen lassen, mitten im Nirgendwo. Ohne ein Wort.
Ich hab dich gesucht. Drei verdammte Jahre bin ich jeden Weg abgelaufen, habe in jeder Schenke von hier bis in die Länder fremder Zungen nach dir gefragt. Ich war sogar bei meinem Vater, du elendes Miststück.“
Sie holte Luft, eisig kalt und stechend war die, aber als Calamita sah, wie Feroca die Kapuze vom Kopf streifte und den Mund öffnete, fuhr sie dazwischen.
„Nein. Die Wahrheit.
Nach drei Jahren war ich überzeugt, dass du tot bist, irgendwo auf der Straße überfallen und von den Füchsen aufgefressen, und ich bin in den Krieg gezogen. In den Krieg! Ich habe Dinge gesehen, die glaubst du nicht. Oder vielleicht doch, schließlich hat Feroca ja alles schon gesehen, nicht wahr?
Und dann komme ich zurück, und stolpere über dich. Einfach so. In einer Schenke. Mit einem Kerl für die Nacht im Arm. Und du hast nicht mal den Anstand, das kleine bisschen Anstand, mir zu sagen, wo du warst. Oder auch nur ein schlechtes Gewissen zu haben. Oder dir Sorgen um mich gemacht zu haben!“

Sie drehte sich um und trat noch einmal gegen den unschuldigen Apfelbaum. „Scheiße."
„Und wieso glaubst du, ich hätte mich nicht gesorgt?", fragte Feroca leise.
„Weil ich es nicht gesagt habe? Muss ich immer alles sagen? Bist du so eine Plaudertasche? Ich bin Erzähler. Ich rede den ganzen Tag. Lass mir mein Schweigen."
Langsam drehte Calamita sich um. „Aber wenn du dich gesorgt hast, warum bist du dann nicht gekommen?"
„Ich habe mich nicht gesorgt. Du warst dreiundzwanzig! Kein plärrender Säugling. Wurzel und Regen! Und ich habe dich ausgebildet. Natürlich würdest du zu Recht kommen. Bist du ja auch."
Selbstgerecht, dachte Calamita.
„Aber dir liegt an mir?"
Feroca schnaubte.
„Sag es!"
„Worte! Was für ein Kind bist du, dass man dir immer alles sagen muss?"
„Kein Kind mehr. Du hast es gerade selbst gesagt."
„Nun, vielleicht habe ich mich geirrt."
„Diese Worte sind wahrlich ein Wunder aus deinem Mund."
Sie starrten sich an.
Feroca spuckte in den Schnee. „Gut. Du bist kein Kind. Dann benimm dich auch nicht wie eines."
„Du bist nicht meine Mutter."
„Ach. Wirklich."
Die Worte, die in diesem Moment zwischen ihnen hingen, hätten für die Abende eines langen, eisig kalten Winters gereicht. Und sie hätten ihn kein bisschen wärmer gemacht.
Aber es war Feroca, die schließlich nickte und ging, einen Ausdruck im Gesicht, der Calamita trotz allem ins Herz schnitt.

An einem langen Winter, einem halbleeren Beutel, einer geschäftstüchtigen Wirtin und einem säumigen Kunden hatte auch der Untergang der Welt, wie Calamita sie kannte und haben wollte, nichts geändert.
Am Nachmittag, mit rotgefrorener Nase und tauben Fingern suchte sie deshalb den hellsten Platz in der Halle und musste feststellen, dass Feroca ihn vor ihr gefunden hatte. Schweigend rutschte Calamita auf die Bank auf der anderen Seite des Tisches und breitete ihr Schreibzeug unter dem Fenster aus.
Feroca hatte einen Zettel vor sich liegen. Die meisten Zeilen zwischen den Klecksen waren durchgestrichen.
Calamita presste die Lippen aufeinander, bis sie bemerkte, dass Feroca das gleiche tat.
Also gut. Schnaps ist Schnaps.
„Lass hören", sagte Calamita.
„Seit wann wäre meinem sensiblen, ehemaligen Lehrling so etwas Schnödes wie Geld wichtig?", fragte Feroca.
„Und seit wann wäre ein so irdisches Gut wie Geld meinem ehemaligen, allem Menschlichen weit überlegenen Meister wichtig?"
Mund verziehen, Augen zusammenkneifen, ein Grinsen, das von säuerlich zu herausfordernd wuchs. „Seit dem überlegenen Meister in diesem Jahr kaum Zeit blieb, welches zu verdienen. Muss ich ‚Kornkreis' sagen?"
Was wiederum Calamita den Mund verziehen ließ.
„Halbe-halbe", sagte sie. „Du hängst doch." Sie tippte auf die durchgestrichenen Zeilen.
Und wo hast du eigentlich schreiben gelernt? Aber Calamita verbat sich, daran zu denken, dass vielleicht doch ... *Kornkreise. Aber sicher.*
Es blieb dabei, Feroca war vieles, unter anderem auch eine verdammt gute Erzählerin. Sie hing zwar, aber zu zweit wurden aus den Knoten noch vor dem Abendessen Fallstricke für Pit.

„... in dieser Welt gilt sogar Pit als großer Held. Pit, der unterm Tische saß, als draußen man die Menschen fraß“, murmelte Feroca gerade laut genug, dass Pit sie hören konnte.
„Sein alter Schild glänzt noch wie neu. Pit schlägt sich nicht, er kuckt nur treu“, erzählte Calamita niemandem im Besonderen.
Feroca nickte versonnen. „Er säuft wie ein Loch und tanzt wie Eber, hat keine Manieren und eine steinerne Leber.“
„Galant wie eine bleierne Ente, gib's auf Pit – geh doch in Rente.“ Calamita wollte ihm nur einen guten Ratschlag geben.
Feroca machte einen spöttischen Diener.
„Verstehst du, was wir dir sagen wollen, Pit?“, fragte Calamita.
Pit nickte fahrig und wischte sich über den Mund. Er war kalkweiß geworden, als die beiden in seine Kammer gekommen waren. An dieser Gesichtsfarbe hatte sich seitdem nichts geändert. „Eisen und Steine“, krächzte er und strahlte dann plötzlich. „Das ist ja noch besser als das erste!“
„Was?“
Diesen Moment wollte Calamita pflücken, zwischen den Seiten ihres Buches pressen, trocknen und für immer aufheben: Ihr Meister war sprachlos.
Nicht, dass es ihr selbst anders gegangen wäre. „Was?“
„Kann ich davon auch eine Abschrift haben?“
„Pit, nur damit wir uns verstehen ...“ Vor langer Zeit hatte Calamita jüngere Geschwister gehabt. Manchmal hatte es geholfen, ihnen ganz langsam alles zu erklären.
„Du schuldest uns Geld. Für die Abschrift deines erfundenen Heldenepos. Wenn du uns nicht bezahlst, werden wir diese kleinen Verse verbreiten. Dann bist du nicht mehr die Gerade Rechte. Dann bist du Pit, der unterm Tische saß.“
Darüber musste Pit einen Moment nachdenken.
„Das ... ist gemein“, entschied er.

Tatsächlich wie mein kleiner Bruder, dachte Calamita und wusste nicht, ob sie lachen oder weinen sollte. „Das ist Geschäft", verbesserte sie ihn. „Und das Geschäft ist folgendes", erläuterte Feroca. „Du bezahlst uns angemessen, und wir schwören, diese schönen Verse niemals wieder vorzutragen, noch niederzuschreiben."
„Außer einmal, für meine Mutter."
Von dieser Forderung ging Pit nicht ab, aber dafür war er bereit, sie mit Silber auszubezahlen.
Sofort.
Er stapelte das Häufchen Münzen auf dem Hocker neben seinem Bett. „Galant wie eine bleierne Ente", kicherte er dabei.
„Wenn das Mama hört!"
Vor der Tür teilten Calamita und Feroca die Beute.
Halbe-halbe.
„Schreibst du es auf?", fragte Feroca.
Calamita nickte. „Deine Handschrift ist keinem zuzumuten."
Sichtlich erschüttert ob der vielgestaltigen Wunder dieser Welt schüttelte Feroca den Kopf. „Schon gar nicht dieser vielgeplagten Matriarchin."

Der Platz am Feuer gehört den Erzählern. Man sagt, dort erzählen sie einander ihre eigenen Geschichten, wenn Träume die Welt regieren und vom Feuer nur die Glut geblieben ist.
Eine hatte einen langen Zopf und lehnte am Kamin. Eine hatte einen Knoten brauner Haare und änderte sich nie.
„Wirst du mir jemals erzählen, wo du gewesen bist?"
„Alles, was ich dir sagen will, habe ich dir gesagt."
„Wirst du mir zumindest irgendwann sagen, ob es die Wahrheit ist?"
„Irgendwann wirst du es vielleicht wissen. Dann bist du ein Meistererzähler. Und dann wird es dir egal sein."
Calamita schaute auf ihre Meisterin und dachte: *Meine Güte, was für ein Gehabe.*

Aber sie beendete diese Geschichte später so: „Erwachsen bist du in dem Augenblick, in dem du erkennst, dass deine Ikonen Risse haben. Und du sie trotzdem liebst."

Rafaela Creydt

Rafaela Creydt wurde 1982 am Rande Göttingens geboren. Nach Abitur und der Erkenntnis im ersten Semester Germanistik, dass nicht jeder zum Theoretiker geboren ist, fand sie im Studium der Landschaftsarchitektur genau die richtige Mischung aus Kreativität und Wirklichkeit.

Sie hat in fünf verschiedenen Städten in drei Bundesländern gewohnt, interessiert sich für viel zu vieles von Rollenspiel bis Design, und lebt zur Zeit als Landschaftsarchitektin in Nürnberg.

In all diesen Wirrungen bildet das Schreiben phantastischer Geschichten den einzigen roten Faden.

„Die Geschichte mit den Geschichten" beruht auf beinahe wahren Gegebenheiten.

Mehr Geschichten von und Informationen über Rafaela Creydt und ihre Welten gibt es auf www.rafaela-creydt.com oder auf Facebook.

Die Illustration stammt von Oliver Madlener, dem es in seinen Arbeiten als Künstler und Illustrator vor allem darum geht, die Atmosphäre einzufangen. Mehr seiner Arbeiten gibt es unter www.omadart.eu und auf Instagram.

Das neunundzwanzigste Zeichen

Olaf Lahayne

Das Wasser fließt ununterbrochen und kommt ans Ziel:
das Bild des wiederholten Abgründigen.
So wandelt der Edle in dauernder Tugend
und übt das Geschäft des Lehrens.
(I Ging)

„Vater! Admiral! Seid Ihr da?“
Die Frage war eher ein Flüstern; sie wirkte jedoch wie ein Ruf da das verhaltene Klatschen des Wassers gegen die Bambusplanken des Bootes ansonsten das einzige Geräusch zu sein schien.
„Natürlich sind wir da, Junge“, entgegnete der ältere der zwei Männer, die im Bug des Bootes standen.
„Verzeiht, aber bei diesem Nebel ... Ich sehe gerade noch den vorderen Mast“, antwortete es vom Heck her. „Soll ich den Anker werfen?“
„Achte besser auf Segel und Kompass!“, widersprach der Vater. „Wir müssen jeden Windhauch nutzen.“
Ohne sich umzuwenden, was durch die Lamellenrüstung ohnehin erschwert wurde, schaltete sich darauf der zweite Mann am Bug ein: „Sind wir auf Kurs?“
„Genau nach Norden“, erwiderte der Sohn nach kurzem Zögern. „Der Wind hat eine Spur gedreht; vielleicht einen Strich von Süd nach Südwest.“
Der Vater blickte am Vordermast hinauf und studierte die schwachen Regungen des Segels. „Eher eineinhalb Strich“, folgerte er. Dann zog er die Linke aus dem Überwurf, der ihn vor der Gischt schützte, und legte auch sie ans Steuerruder, um dieses einen Tick an sich heran zu ziehen.
Der Rüstungsträger nahm dies mit einem Nicken zur Kenntnis: „Wie weit noch bis Dokdo?“
„Müssen sehr nahe sein“, versprach der Alte.
Wieder nickte sein Nebenmann: „Gut. Ich kann dir nicht genug danken, mein Freund! Ohne euch hätten wir nie erfahren, was hier draußen geschieht. Und dann auch noch freiwillig hierher zurückzukehren ... Jeden Offizier meiner Flotte hätte ich dafür belobigt und befördert.“
„Herr, wir sind einfache Fischer“, erwiderte der Alte verlegen. „Wir fischten zufällig bei Dokdo ...“
„Und entkamen den Breitseiten, die man auf uns abfeuerte“, unterbrach ihn der Sohn aus dem Nebel heraus. „Anders als die Boote von Onkel Hong und Onkel Bak.“
„Schweig, Junge! Aber es ist wahr; die Geister des Meeres standen uns

bei. Doch wenn der Admiral sich in die Höhle des Tigers wagt, so ist das wenigste, was wir tun können, ihm den Weg zu zeigen."
„Gewiss, Vater. Nur ... wäre da ein Schiff der königlichen Flotte nicht besser geeignet? Eines der Schildkrötenschiffe?"
„Du Narr! Hast du vergessen, dass Admiral Won die alle in der Schlacht bei Busan verloren hat? Dieser unfähige, versoffene ..."
„Lasst gut sein", unterbrach der Admiral den Alten. „Selbst wenn ich noch eine Flotte hätte, die diesen Namen verdient: Ich bin nicht hier, um zu kämpfen. Fünf Jahre haben wir die Japaner bekriegt, haben Hunderte ihrer Schiffe versenkt, und doch ..."
Darauf nahm er seinen eisernen Helm ab. Einige Augenblicke schaute er stumm auf die bronzene Drachen-Figurine, die in der Mitte des Helmes saß und dessen Schwanz im Nasenschutz des Helmes auslief. Dann klemmte er sich den Helm unter den Arm und zupfte die Rüstung zurecht. Er lauschte. Der Mann am Ruder wollte etwas anmerken, aber der Admiral kam ihm mit einer knappen Geste zuvor.
„Zeit, die weiße Flagge zu hissen, Junge."
Der Alte starrte und horchte in den Nebel hinein: „Jetzt höre ich es auch ... Ist das die Brandung?"
Der Sohn widersprach: „Das sind Kanonen!"
Der Admiral schüttelte mit einem grimmigen Lächeln den Kopf: „Nein. Das sind die Daiko des Taiko."
„Die was?"
„Die Trommeln auf den Schiffen des Taiko Toyotomi Hideyoshi. Die benutzen sie bei Nebel, um einander ihre Positionen zu signalisieren. Die Flotte ist also immer noch da, wo ihr sie vor vier Tagen gesichtet habt. Gut! Nun, bei diesem Wetter ..."
„Buddha steh uns bei! Ein Gewittersturm klingt lieblich dagegen."
„Schweig, Sohn, und setz die Flagge: Du hast den Admiral gehört!"
Nackte Füße eilten übers Deck, und dann erspähte der Vater die Silhouette seines Sohnes am hinteren Mast. Als sich der Admiral kurz darauf umwandte, erahnte er die schlaff am Masttopp hängende weiße Flagge.
„Festhalten!", rief aber im gleichen Moment der Alte. Tatsächlich blähte

einen Augenblick später eine Windböe die Segel, entfaltete die Flagge und ließ das Fahrzeug nach links krängen. Der Admiral hatte sich noch rechtzeitig an der Reling festgehalten, der Vater am Ruder, doch sein Sohn knallte auf die Planken. Während der Junge sich aufrappelte, hörte er, wie die Trommeln verstummten, und er sah, wie sich der Nebel rasch lichtete. Dann trat er an die Seite der zwei anderen Männer; so verfolgte das Trio, wie sich in rascher Folge schwarze Schemen aus dem Nebel herausschälten: Schemen von Schiffen, von Hunderten Segelschiffen, die sich um zwei schroffe Felsinseln versammelt hatten, Fahrzeuge in vielen Größen, die jetzt alle, alle in Bewegung kamen, und das nicht nur wegen des aufkommenden Windes. Vom vordersten Fahrzeug aus war das Fischerboot nur noch eine Kanonenschussweite entfernt, und dort traten nun wieder die Trommeln in Aktion: Rasch wechselnde Rhythmen sandten eine Botschaft an den Rest der Flotte.

Wie Fischerboot und Schlachtschiff Bord an Bord lagen, konnten die Koreaner die Kanonen zählen, die sie durch ein Dutzend Luken anstarrten – ebenso wie Dutzende Matrosen und Krieger entlang der gepanzerten Reling. Vater, Sohn und Admiral versuchten dies zu ignorieren – und gleichfalls die Kommandos, die an Bord des anderen Schiffes ertönten.

Diese Kommandos verstummten, sobald sich eine Basstrommel zu Wort meldete. Während diese noch dröhnte, schob sich das Fischerboot am Schlachtschiff vorbei. „Kommt das von Dokdo her?"

Der Admiral verneinte die Frage des Vaters: „Vom Flaggschiff. Seht!"

Tatsächlich schob sich hinter der vorderen Felseninsel ein Schiff hervor, das alle anderen Fahrzeuge in den Schatten stellte.

„Bei Buddha; was ist das?"

„Sie nennen das Atakebune", beantwortete der Admiral die Frage des Sohnes. „Wohl vierzig Schritt lang, hundert Ruderer, zehn Kanonen ... Da, seht: das Wappen des Daimyo Kurushima Michifusa."

Er nickte zu dem Flaggschiff hinüber, dessen einziges Segel drei stilisierte Wellen zierten. Ehe die Fischer Worte fanden, wandte sich der Admiral dem Sohn zu: „Gut; sie respektieren unsere Flagge. Hol die Truhe!"

Der Sohn nickte, und während er unter Deck eilte, schwenkte sein

Vater das Ruder; so bewegten sich Fischerboot und Flaggschiff fast frontal aufeinander zu; alle anderen Fahrzeuge machten Platz.
Als der Sohn – eine armlange, eisenbeschlagene Truhe tragend – wieder an Deck kam, lagen die zwei Schiffe fast Bord an Bord, und eine Strickleiter wurde vom Deck des Atakebune herabgelassen. Darauf nickte der Admiral den beiden Fischern zu: „Bereit?"
Als Antwort schlüpfte der Sohn durch zwei lederne Riemen, wodurch er die Truhe wie einen Rucksack aufsetzen konnte.
„Gut. Nochmals danke, meine Freunde! Sobald dein Junge zurück ist, fahrt ihr heim!"
Der Alte nickte zögerlich: „Was ist mit Euch? Ohne Euch wäre es nie gelungen, die ersten japanischen Flotten zu stoppen – und ohne Flotte kein Nachschub für das Landheer; ohne Nachschub keine Eroberung Koreas – von China ganz zu schweigen! Meint Ihr nicht, dass der Feind dies ebenso gut weiß wie ich? Solltet Ihr nicht wenigstens verschweigen, wer Ihr seid?"
Aber der Admiral schüttelte nachdrücklich den Kopf: „Je bedeutender der Unterhändler, desto ernstzunehmender das Angebot. Sorgt euch nicht! Lebt wohl!"
Damit setzte er den Helm auf, trat an die Reling und ergriff die Strickleiter. Trotz der Rüstung erklomm er sie zügig; so war er schon auf Deckhöhe, wie der Sohn mit der Truhe folgte.
Wenig später stand er drei Schritt hinter dem Admiral an Bord des Flaggschiffes: Links ein Dutzend Krieger mit Bögen, rechts ein Dutzend mit Arkebusen, und in der Mitte, unter einem blutroten Baldachin vor dem zweigeschossigen Deckaufbau, saß ein Samurai in voller Rüstung samt Helm und Maske sowie mit Schwert in der Rechten.
Für einige Herzschläge herrschte dröhnendes Schweigen. Der Admiral nickte dem Samurai zu; dann wandte er sich zu seinem Begleiter um: „Stell die Truhe ab; dann geh!"
Der Junge ließ sich nicht lange bitten: Die Blicke der Japaner vermeidend, nahm er die Truhe vom Rücken und setzte sie langsam und leicht zitternd einen Schritt hinter dem Admiral ab. Als er sich anschickte,

zur Strickleiter zurückzukehren, versperrten ihm zwei Bogenschützen den Weg. Auf einen Wink des Daimyos hin gaben diese nach kurzem Zögern den Weg frei, und so konnte der Junge wieder über die Reling klettern.

Sobald man hörte, dass sich das Fischerboot entfernte, wandte sich der Samurai mit wenigen, dahingeknurrten Worten an seinen Gast. „Ich spreche kein Japanisch", antwortete der Admiral auf Mandarin. „Ich nehme an, hier spricht niemand Koreanisch?"

Prompt antwortete der Samurai ebenfalls auf Mandarin: „Ihr sprecht die Sprache der Ming? Gut! Wer seid Ihr und was wollt Ihr an Bord meines Schiffes – zumal unbewaffnet? Wisst Ihr, wer ich bin?"

Der Admiral nickte: „Ihr seid Kurushima Michifusa, Flottenkommandant des Taiko Toyotomi Hideyoshi. Und ich bin Yi Sun-sin, Oberbefehlshaber der königlichen Flotte Koreas."

Die Umstehenden verstanden nur die beiden Namen, doch das reichte. Mehrere Krieger murmelten ‚Yi Sun-sin!?' und blickten einander, vor allem aber den Admiral mit großen Augen an. Der Samurai brachte das Gemurmel zum Verstummen, indem er das Schwert auf die Planken knallte. Dann erhob er sich, und während er auf seinen Gast zuschritt, nahm er Maske und Helm ab.

„Yi Sun-sin!" knurrte nun auch er. „Ist es möglich? Ihr wisst, dass Ihr meinen Bruder Michiyuki getötet habt?"

Der Admiral verzog keine Miene: „Bei Dangpo, wo seine Truppen plünderten und mordeten."

Kurushima trat bis auf einen Schritt an Yi heran, und er war bemüht, seine Gefühle nicht allzu offen zu zeigen: „Was sollte mich daran hindern, Euch sofort den Kopf abzuschlagen?"

Yi ignorierte die Frage: „Ich komme im Namen von König Seonjo, um zu verhandeln. Wie ernst unser Wunsch nach Frieden ist, soll das Geschenk zeigen, das mir Seine Majestät für den Taiko anvertraute."

Damit trat er einen Schritt zur Seite und wies auf die Truhe. Der Samurai zögerte kurz; dann nickte er dem hintersten Bogenschützen zu, indem er beiläufig auf den Behälter deutete. Der Mann verstand,

trat hinter die Truhe, schob die Riegel zur Seite und hob langsam den Deckel an.
Das Gemurmel, das sich darauf erhob, war lauter als das vorherige, und diesmal ward es vom Samurai nicht unterbunden. Stattdessen trat er an die Truhe heran und starrte in deren Inneres: Dort ruhten in einem Futter von rotem Samt acht Perlen: links und rechts jeweils drei faustgroße grüne Perlen, in der Mitte zwei kinderkopfgroße gelbe Perlen, und alle schienen aus ihrem Inneren heraus zu strahlen.
Ohne den Blick von den Preziosen abzuwenden, murmelte der Samurai etwas auf Japanisch; der Admiral antwortete auf Mandarin: „Perlen aus dem Hort des Drachenkönigs des Ostmeeres – was ihr ‚japanisches Meer' nennt. Seit Jahrhunderten eines der kostbarsten Besitztümer der koreanischen Krone."
„Es gibt sie also wirklich?"
„Wie ihr seht."
„Man sagt ... sie sollen magische Kräfte haben?"
Der Admiral zuckte mit den Schultern: „Davon weiß ich nichts. Ich bin nur ein einfacher Soldat."
Wie hypnotisiert glotzte Kurushima in die Truhe. Endlich riss er sich los, knallte den Deckel zu und drehte sich ruckartig zu Yi um: „Die hätten wir in Hanseong ohnehin erbeutet: Der Wind hat gedreht und aufgefrischt; wir können endlich wieder Segel setzen. Und welche Flotte sollte uns diesmal stoppen? Ihr habt Glück, dass Ihr Gastrecht genießt! Der Taiko selbst soll Euer Urteil fällen, daheim in Nagoya!"
Darauf brüllte er den Kriegern etwas auf Japanisch zu, indem er auf seinen ‚Gast' deutete. Dies – verbunden mit dem Verschließen der Truhe – löste bei allen die Erstarrung; zwei Bogenschützen traten links und rechts an den Admiral heran und fassten ihn beim Arm. Der Koreaner nickte nur und ließ sich abführen.
Zwei Deck tiefer führte man den Gefangenen in eine kaum drei Schritt im Quadrat messende Zelle im Heck des Schiffes. Nachdem man die Tür hinter ihm geschlossen hatte, trat Yi an das eine Elle breite, vergitterte Fensterchen, die einzige Lichtquelle des kahlen Verschlags. „Sie lichten

Anker und setzen Segel. War zu erwarten.“ Schließlich nahm er den Helm ab und setzte ihn sachte auf dem Boden ab. „Wir sind allein, Yuna.“
Erwartungsvoll blickte er auf die Drachen-Figurine am Helm. Prompt begann der Miniatur-Drache zu zucken; er streckte die vier Klauenfüße, um sich dann am roten Rossschweif hinauf zu schlängeln. „Hast du wirklich erwartet, dass sie dein Angebot annehmen, Sun-sin?“
Der Admiral seufzte müde: „Der Taiko hat Abertausende Männer verloren; diese Flotte ist sein letztes Aufgebot. Aber als ich das Wappen von Kurushima sah ...“
Während er sprach, hob er den Blick: Teils schlängelte sich der Drache weiter hinauf, teils streckte sich seine Gestalt, und kaum ward man dessen gewahr, stand schon eine junge Frau neben dem Helm; vom Charakter der Bronze blieb der glänzende Schein des goldgelben Gewandes sowie das schwarzmetallisch schimmernde, hüftlange Haar.
Eine Weile weidete sich Yi an dieser Erscheinung. Schließlich lächelte die Frau verlegen: „Ist etwas anders an mir?“
Unbewusst strich sich der Admiral über die ergrauten Haare: „Oh nein: Du bist so anmutig wie vor dreißig Jahren, Yuna. Damals, als du mich in dein Reich eingeladen hast, war ich ein lebenslustiger Mann von dreiundzwanzig Jahren und ich glaubte, meine Heimat würde nur auf meine Dienste warten. Nun sieh mich an: Rundlich, grau, gezeichnet von Krieg, Krankheit und Folter ...“
Da legte die Frau beide Hände sanft an die Wangen ihres Gegenübers: „Und doch ist mein Angebot heute dasselbe wie damals. Im Reich meines Vaters spielt Zeit keine Rolle.“
Yi lächelte melancholisch, während er seine Rechte auf die Linke der Frau legte: „Welch ein Narr ich bin! Immerhin: Heute kann ich deinem Vater als Gegengabe seine Perlen anbieten.“
Die Frau nickte ernst: „Ja; es hat Vater beschämt, dass ihm, dem Drachenkönig, diese unersetzlichen Kleinodien geraubt wurden. Sie weit im Inland zu wissen, weit weg vom Ostmeer, außer seiner Reichweite ... Diese Wunde schmerzt und erzürnt ihn bis heute – mehr noch als meine Zuneigung zu den Menschen.“

Darauf griff sich der Admiral in den Nacken. „Nun, mal sehen, wie sehr dieser Zorn noch lodert! Zum Glück ließ Kurushima mich nicht durchsuchen."
Er zog eine dutzendfach aufgewickelte, dünne Schnur über den Kopf, dessen anderes Schlaufenende er unter der Rüstung hervorzog. Am einem Schnurende hing ein Häkchen, am anderen – gehalten von einer filigranen Silberfassung – eine augapfelgroße, türkis schimmernde Perle.
„Die Kranich-Perle", murmelte die Königstochter. „Ein letztes Mal ..."
Der Admiral hielt darin inne, die Schnur abzuwickeln: „Noch ist es nicht zu spät."
Die Frau blickte den Mann kurz an und schüttelte dann nachdrücklich den Kopf. „Nein. Nein – es muss sein!"
Sie umfasste die Perle, und ehe Yi noch eine weitere Windung der Schnur abgewickelt hatte, verwandelte sich Yuna wieder: Wieder nahm sie die Gestalt des Miniatur-Drachen an, der sich dann um die Schnur wand.
Der Mann nahm das nickend zur Kenntnis: „Alles Gute, Yuna: Du weißt, es bleibt nicht viel Zeit."
„Sorge dich nicht! Lass mich hinab, Sun-sin: Ich sehne mich nach dem Wasser, dem Element unserer Familie."
Der Mann konnte nur noch nicken, wie er an das Fensterchen trat, um das Schnurende mit der Perle und dem Drachen ins Freie zu hängen. Dann ließ er vorsichtig den Rest der Schnur nachgleiten. Als er kein Gewicht mehr spürte, befestigte er das Ende mit dem Haken am Fenstergitter.
„Alles Gute, Yuna", murmelte er nochmals. „Wir werden es brauchen."

Mitternacht. Der Himmel war wolkenverhangen, und weit und breit sah der Offizier keine Lichtquelle; nur zu seiner Rechten, hinter den Anhöhen im Süden, war der Widerschein einer Stadt zu erahnen. Die einzigen Geräusche waren das Brandungsplätschern an der Felsküste und ein leises, rhythmisches Klappern. Letzteres kam von dem menschlichen Schemen her, der im Lotussitz direkt an der Felskante saß; von den Felsen war

der Schemen nur zu unterscheiden, weil ab und an der Nordwind sein Gewand blähte.
Der Offizier schlich sich leise an den Hockenden heran – doch nicht leise genug: „Zurück aus Hanseong, Yi Wan?“
Überrascht stoppte der Neuankömmling fünf Schritte hinter dem Posten: „Woher wisst Ihr, dass ich es bin, Bruder?“
Nach wie vor blickte der Mönch aufs Meer hinaus: „Viele Soldatenstiefel stapften noch nicht über die Höfe von Yonggung – und dafür danke ich dem Erleuchteten!“
Dafür sah sich nun der Offizier um: „Fürwahr ein Wunder: Bei Nacht und ohne Lampen, da erahnt man selbst von hier aus kaum die Hallen, Pagoden und Schreine Eures Tempels. Tagsüber allerdings ...“
Der Mönch nickte: „Das nächstbeste japanische Schiff kann unseren Tempel entdecken – und plündern! Wenn nicht bald ... wartet! Sehr Ihr das?“
Er hob seine Linke, in der er einen Rosenkranz mit hölzernen Perlen hielt, und da begriff der Offizier, was da geklappert hat. Worauf der Posten aber deutete, erahnte er kaum: „Der Abt tat gut daran, Euch hier zu postieren: Ich wünschte, ich hätte Eure Augen! Was ist ... Kommt da etwas geschwommen? Ein Fisch?“
Aber der Mönch erhob sich bereits: „Das ist sie.“
Der Offizier fragte nicht nach, wer gemeint war; es war auch nicht nötig: Kaum waren die beiden Männer über die Felsen ans Wasser herabgeklettert, da hatte sie auch schon das Tempelgelände erreicht. Instinktiv schreckte der Offizier ein, zwei Schritt zurück, als der gehörnte Kopf des Wesens über ihm schwebte, während der hintere Teil des schlanken Schuppenleibes sich noch durch die Brandung schlängelte. Als das zweite Beinpaar an Land stieg, schien das Wesen den Kopf zu senken, schien zu schrumpfen, und ehe man sich dessen versah, stand die Gestalt einer Frau an der Wasserkante. Die Brandung umspülte ihre Füße; die zwei Männer stiegen auf den letzten noch trockenen Felsen. Dort verneigte sich der Mönch tief: „Willkommen zurück, Yuna, Tochter des mächtigen Drachenkönigs!“

„Verneigt Euch nicht!“, erwiderte die Frau, da der Offizier dem Beispiel folgte. „Es bleibt nicht viel Zeit.“
So richteten sich die beiden Männer wieder auf, und nun fand auch der Offizier Worte: „Also hat mein Onkel die Flotte gefunden.“
„So ist es: Mitten im Ostmeer, bei den Felsen, die ihr Dokdo nennt. Aber der Wind hat gedreht; in zwei Tagen können sie Busan erreichen.“
Der Offizier blickte gen Süden zum Widerschein jener Stadt: „So suchen sie doch die Entscheidung auf dem Schlachtfeld! Aber was geschah mit meinem Onkel?“
„Er ist gefangen, doch er lebt – und er ließ die Kranich-Perle ins Wasser hinab.“
„So ist der Köder ausgeworfen! Aber ... verzeiht meine Zweifel, doch Yi Sun-sins Leben hängt davon ab – und das Schicksal des Reiches! Seid Ihr sicher, dass Euer Vater dies merkt? Und dass er ... Wie soll ich sagen? Dass er die Witterung aufnehmen kann? Obwohl sich die Flotte bewegt?“
„Unterschätze niemals die Macht des Drachenkönigs, Yi Wan!“, mahnte der Mönch. Yuna jedoch lächelte verständnisvoll: „Gerade an dieser Perle liegt meinem Vater sehr viel. Und da er so gut wie ich weiß, dass sie sich im Meerwasser innerhalb von drei Tagen auflösen wird ... Gewiss hat er sein Gefolge bereits ausgeschickt.“
„Dann wollen wir nicht zurückstehen!“
Damit griff der Mönch zu dem Horn, das an seiner Seite hing, und blies hinein. Das Echo des Hornrufes war kaum verhallt, da eilten weitere Mönche und Soldaten herbei. Als letztes erschien der greise Abt, den der Posten mit einer Verneigung begrüßte: „Ehrwürdiger Hyujeong: Die Flotte des Feindes ist unterwegs! Sie kommt von Dokdo her.“
Der Abt lächelte hintergründig: „Dann wollen wir sie nicht warten lassen. Der Admiral hat seinen Teil getan, und wir den unseren. Seht, Yi Wan, was uns gelang, während Ihr wieder mal bei Hofe um Hilfe batet!“
Der Offizier zuckte zusammen, als die relative Ruhe schlagartig endete: Einen Steinwurf entfernt, unterhalb einer mehrstöckigen Steinpagode, begann es plötzlich zu zischen, zu fauchen und zu quietschen.

Als sich Yi Wan umwandte, sah er, wie zwei scheunentorgroße Eisentüren zur Seite schwenkten; sie gaben eine Öffnung im Fels frei, in dem einen Lichtschein zu erahnen war. Als die Türen zum Stillstand kamen, hörte man es aus dem Inneren der Höhle zischen. Rasch ward es lauter; auch der Lichtschein wurde heller, und nach kurzem Warten schob sich die Lichtquelle ins Freie: Ein Dutzend Mönche mit Fackeln, die auf einem Objekt standen, das mit Müh und Not durch das Tor passte. „Das Schildkrötenschiff ... Es ist fertig?"

„Es ist fertig", bejahte Hyujeong Yi Wans Frage. „So wie Euer Onkel es plante: Fünfzig Schritt lang, fünfzehn breit, mit Platz für zweihundert Mann, geschützt vom besten Holz Koreas, von fingerdicken Eisenplatten sowie tausend armlangen Stahlstacheln."

„Erstaunlich! Aber selbst solch ein Schiff – was hilft es gegen eine ganze Flotte? Ja, wenn es tauchen könnte, wie anfangs geplant ..."

Wieder lächelte der Abt hintergründig, da er vier Mönche bemerkte, die über eine Steinstiege einen kostbar geschmückten Schrein herbeitrugen: „Nur Geduld, junger Freund: Die Idee, die Dampf-Technik unserer chinesischen Verbündeten zu nutzen, war weise: Schließlich kann man unter Wasser schlecht rudern oder segeln!"

Der Offizier hatte jenes Quartett noch nicht bemerkt; stattdessen studierte er das Schiff, das sich nun in voller Länge im Freien befand und dezent vor sich hin zischte: „Gewiss. Nur leider braucht man halt auch Feuer, um Dampf zu erzeugen, und in einem Schiff, das unter Wasser schwimmt ..."

„Nicht unbedingt", unterbrach ihn Hyujeong. „Ihr wisst, was das größte Heiligtum des Yonggung-Tempels ist?"

Jetzt, wo sich das Quartett dem Ufer näherte, bemerkte Yi Wan es, und er begriff: „Ihr meint ... die leuchtenden, ewig glühenden Steine, die einst die Mongolen dem Kloster schenkten? Von denen man sagt, dass sie vom Himmel gefallen seien?"

Der Abt nickte: „So ist es, mein Freund: Mit ihnen können wir genug Dampf erzeugen, ohne Feuer machen zu müssen – und damit kann das Schiff lange genug unter Wasser fahren."

Auch Yuna verfolgte aufmerksam, wie die Träger mit ihrer Fracht zu dem

Schiff hinüberwateten: „Dies könnte sogar meinen Vater überraschen.“ Und auch sie lächelte erwartungsvoll, ehe sie sich wieder verwandelte und zurück ins Meer glitt.

„Was geschieht hier, Yi? Was hat das zu bedeuten?“

Wie Kurushima in die Zelle des Admirals gestürmt war, war er mit einem japanischen Redeschwall auf ihn eingestürmt; nur mit Mühe gelang es ihm, Sätze auf Mandarin zu formulieren. Yi dagegen antwortete in aller Seelenruhe, obwohl auch ihm der Lärm nicht entgehen konnte, der von draußen in die Zelle drang: „Was meint Ihr?“

„Was ich meine?“, schrie der Samurai, dessen Rüstung und Schwert zahlreiche Spritzer einer grellgrünen, dampfenden Substanz verunzierten. „Das wisst Ihr sehr genau: Unser Schiff wird von Drachen angegriffen, Drachen aus dem Meer, fünf oder sechs, jeder länger als mein Schiff! Sie sind hinter den Perlen her: den Perlen, die *Ihr* auf mein Schiff gebracht habt!“

Der Admiral gab sich mäßig erstaunt: „Also stammen sie wirklich aus dem Hort des Drachenkönigs? Und er will sie sich wiederholen? Sich für den Diebstahl rächen? Und ich dachte, das wären alles nur Legenden.“

Ehe der Samurai etwas entgegnen konnte, übertönte ihn ein besonders schrilles Krachen. Dann strich vor dem Fensterchen ein blaubeschuppter Körper entlang, schneller als jeder Läufer, und dennoch dauerte es mehrere Herzschläge, bis der Körper in einer tentakelbesetzten Schwanzspitze auslief – einer Schwanzspitze, die allerlei Holztrümmer mit sich in die Tiefe zog.

„War das der Mast?“, fragte der Admiral mit maliziösem Lächeln, wie Drache und Trümmer mit einem mächtigen Klatschen außer Sicht verschwanden.

„Spottet nur!“, erwiderte der zornesblasse Samurai. „Mag sein, dass die unser Schiff zerlegen. Mag sein, dass sie auch mich töten. Doch ich werde ehrenvoll sterben – und Ihr sterbt mit uns! Aber der Rest der Flotte wird

Busan erreichen, bald auch Hanseong, und ..."
Jetzt wurde Yi doch ungeduldig: „Meint Ihr, ich hätte nicht gewusst, dass mein Weg hier enden würde? Und was den Rest der Flotte betrifft ..."
Er trat ans Fenster, denn er hatte etwas gehört, was Kurushima erst nun auffiel: „Was zischt da so? Mehr Drachen?"
„Das jüngste Schiff unserer Flotte", erwiderte Yi und er mochte sich ein stolzes Lächeln nicht verkneifen. „Seht!"
Tatsächlich trat der Daimyo darauf neben den Admiral: „Ein Schildkrötenschiff!? Und es hat schon zwei meiner Schiffe versenkt! Woher ... Wie viele davon habt ihr?"
„Dies eine."
„Nur eines?", höhnte der Samurai. „Gegen die dreihundert Schiffe meiner Flotte? Was ... da, es sinkt schon."
Yi schwieg, doch sein Lächeln irritierte Kurushima. So starrte er weiter durch das Fensterchen, und er mochte nicht glauben, was er kurz darauf zu sehen bekam: „Was ... es taucht wieder auf? Und es rammt meine Schiffe von unten? Nein, das glaube ich nicht!"
Nun war es an Yi zu höhnen: „Das Gefolge des Drachenkönigs zerlegt Euer Schiff und Ihr wollt nicht wahrhaben, dass ein Schiff tauchen kann? Dann ..." Hier unterbrach er sich selbst: Denn nun schlängelte sich der Miniatur-Drache durchs Fenster, und wie der Japaner noch zurückschreckte, stand Yuna schon in ihrer menschlichen Gestalt in der Zelle. „Bereit, Sun-sin?"
Der Admiral nickte: „Hier ist alles getan; hier werde ich nicht mehr gebraucht."
Darauf trat die Frau auf den erstarrten Samurai zu, wobei sie vom Koreanischen zum Japanischen wechselte: „Kurushima Michifusa: Ich bringe Grüße von deinem Bruder."
„Was ... Wer ...", stammelte der Daimyo noch, doch da legte die Frau schon ihre Hand auf dessen Brust. Kaum hatte sie sacht die Rüstung berührt, sackte der Mann in sich zusammen wie ein entleerter Sack Reis.
Und während außerhalb der Zelle Balken barsten, Planken brachen und Segel rissen, fassten Yi und Yuna einander an den Armen: „Endlich!"

„Dort drüben: Dort sind noch welche!“
Sich mit der Linken vor der versinkenden Sonne schützend und mit der Rechten an einer der Stahlstacheln festklammernd, die das Deck des Schildkrötenschiffes spickten, lehnte sich Yi Wan weitestmöglich vor; so suchte er zu erspähen, was der neben ihm am Schiffsbug stehende Mönch entdeckt hatte: „Ich sehe ... doch, ja: Da klammern sich noch einige Japaner an einem Mast fest.“
Mit leisem Zischen änderte das Schiff seinen Kurs. Links und rechts von dem Duo an der Bugspitze sorgten je sechs Mönche mit langen Stangen dafür, dass ihr Boot nicht mit den zahllosen anderen Trümmerteilen kollidierte, die auf dem Wasser trieben. „Wie viele Schiffe mögen es gewesen sein, die wir versenkt haben?“
„Hyujeong hat einunddreißig gezählt“, antwortete der Posten, ohne den Blick von den Überlebenden abzuwenden. „Dazu das Flaggschiff, das vom Gefolge des Drachenkönigs zerlegt wurde ... Aber ich schätze, bei der Flucht der Rest-Flotte sind mehr als doppelt so viele Schiffe kollidiert und gesunken.“
„Macht immer noch über zweihundert Schiffe, die entkommen sind“, folgerte Yi Wan. „Die hätten wenigstens ihre Leute einsammeln können.“
Damit wandte er sich zum Heck des Schiffes um, wo sich – bewacht von Arkebusieren – zwischen den Stacheln einige Dutzend japanische Matrosen und Krieger festklammerten.
„Nun, wir ...“, begann der Mönch. Dann aber bemerkte er etwas: „Seht!“
Da sah es auch sein Nebenmann: Ein goldschimmernder Helm mit rotem Schweif schwamm auf ihn zu. „Gib das her!“
Der Offizier entwand dem nächststehenden Mönch die Stange und mit dieser fischte er den Helm aus dem Wasser. Während das Schiff fast zum Stillstand kam, musterten Yi Wan und der Posten das Objekt: „Ist das nicht der Helm Eures Onkels?“
Dem Neffen fiel es schwer, Worte zu finden: „Ja, aber ... wieso schwimmt er?

Und warum ist er nun ganz golden? Und ... die Drachenfigur, die da in der Mitte war, fehlt. Stattdessen ist da dieses Zeichen eingebrannt: Sechs Linien übereinander; die obere und untere durchbrochen ..."

Erst dies erstaunte den Mönch hörbar: „Das ist das achtundzwanzigste Zeichen aus dem *I Ging*!"

Yi Wan blickte seinen Nebenmann verwirrt an: „Das Buch der Wandlungen ... Was bedeutet dies?"

„Der See geht über die Bäume weg: das Bild des Übergewichts im Großen", rezitierte der Mönch feierlich. „So ist der Edle, wenn er allein steht, unbesorgt, und wenn er auf die Welt verzichten muss, unverzagt. Ein letzter Gruß, mein Freund ..."

Damit trat er zu seinen Brüdern, um ihnen bei der Bergung der Überlebenden zu helfen.

OLAF LAHAYNE

Geboren und aufgewachsen in Niedersachsen, lebt der Autor seit 1997 in Wien, wo er als wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Technischen Universität tätig ist.

Seit 2008 veröffentlichte er ca. 70 Kurzgeschichten aus so ziemlich allen Genres. Die Erzählungen wurden in diversen Anthologien sowie Zeitschriften wie „Asphaltspuren“, „Driesch“, „Exodus“ und „Radieschen“ abgedruckt. Drei Kollektionen dieser Geschichten sind auch gesondert als E-Books erhältlich.

2016 erschien eine Thomas-Bernhard-Monografie unter dem Titel „Beschimpft Österreich!“ bei Vandenhoeck & Ruprecht.

Die Erzählung zu „Das neunundzwanzigste Zeichen“ wurde durch mehrere Reisen nach Korea inspiriert sowie durch das Studium der lokalen Geschichte und Sagenwelt.

Illustration von Doris Rafaela Castillo Cueva

Die Wiederkunft der Grünen Göttin

Dr. Karsten Beuchert

Paris. Man schreibt das Jahr 2018. Es ist die „grüne Stunde“, die „heure verte“, gegen 18 Uhr. In einem Straßencafé könnte ein unerkannter Beobachter die folgende Szene belauschen.

Die Anästhesistin Laura und der Medizinjournalist Fred, die sich kurz zuvor auf einer Fachtagung kennengelernt haben, sitzen sich an einem Rundtisch gegenüber, um sich zu beschnuppern. So klein der Tisch ist, noch berühren sich ihre Hände nicht. Ein bisschen knistert es, aber ganz will der Funke noch nicht überspringen.

Die Frau schaut den Mann an, während sie die opalisierende Flüssigkeit in ihrem Glas mit sanften, fließenden Bewegungen kreisen lässt. Ein bisschen legt sie den Kopf schräg, und das Blitzen in ihren grünen Augen würde einem aufmerksamen Beobachter verraten, dass das, was sie gleich sagen wird, von Bedeutung ist.
„Wir sollten vorsichtig sein! Aktuelle Untersuchungen legen nahe, dass Thujon, und damit Absinth, nicht nur tatsächlich die Kreativität fördert – angeblich soll auch die aphrodisierende Wirkung inzwischen nachgewiesen sein."
Sie beendet den Satz und lässt die befeuchteten Lippen leicht geöffnet. Auch der Journalist schaut sein Gegenüber an, doch unvorsichtigerweise ist der Fokus seines Blickes kurz vor ihrer letzten Aussage in den Bereich zwischen ihrer Kehle und ihrem Bauchnabel gewandert, der auf ihn viel anregender wirkt als das Getränk in seinem oder ihrem Glas. „Ach, geh!", antwortet er auf die gehörte Sachaussage. „Seit Jahrzehnten belegen alle Untersuchungen, dass die Thujon-Dosis viel zu gering ist – und die halluzinogene Wirkung kommt vom Alkohol, und früher noch von Fuselölen. Alles purer Hype, sonst nichts!"
Beide schweigen. Die kreisende Flüssigkeit im Glas der Ärztin kommt zum Stillstand.
Plötzlich schreckt der Mann auf und schaut der Frau doch wieder in die grünen Augen.
„Hast Du etwas gesagt?"
„Nein", antwortet sie, und im Timbre ihrer Stimme schwingt bei dem einen kleinen Wort ein Orchester von subtilen Bedeutungen, die inzwischen eher Distanz ausdrücken.
„Oh", sinnt Fred, der Journalist, nach. „Ich war gerade unsicher, ich dachte, ich hätte etwas gehört. Ein bisschen klang es wie – ein Lachen …?"

Das Wüetisheer, die Wilde Jagd, rast durch die vom abnehmenden Mond fahl beschienenen winterlich kahlen Wälder des Schweizer Kantons Neuenburg und mäht alles nieder, was sich ihm in den Weg stellt.

Fast alles. Außerstande sieht sie sich, zu handeln, weder ausweichen kann sie noch sich niederwerfen noch beten. Fern scheint ihr Gott in dieser Stunde, während das flackernde Licht der fackeltragenden Reiter unentrinnbar näherkommt, und ihre Seele bereitet sich auf das dräuende Ende vor.

Nur stumm beugt sie das Haupt, als der Anführer sie erreicht, dichtauf gefolgt von seinen Mannen, der Meute der Hunde und den kreisenden Eulen. Doch anstatt erschlagen oder einfach niedergeritten zu werden, fühlt sie sich ergriffen und erhoben und mit kraftvollem Schwung vor den Reiter auf den nackten Pferderücken gesetzt.

Kaum wagt sie, sich umzuschauen, kaum schafft sie es bei dem wilden Ritt, während sie dem Peitschen von Zweigen und Ästen auszuweichen versucht, die trotzdem schmerzhafte Striemen auf ihrer Haut hinterlassen.

Und doch meint sie, im Augenwinkel glatte Haut zu erahnen, kein bärtiges Männerantlitz wie das eines wilden Ritters oder gar des Göttervaters Wōdan. Und ist es nicht warm und weich an ihrem Rücken? Weder spürt sie männlich harte Muskeln, noch die unnahbare Trennschicht einer Rüstung oder eines Harnischs. Fast meint sie, die sanfte Rundung weiblicher Brüste zu erahnen. Ein wenig schafft sie es, sich zu entspannen, und schaut nach vorne. Das Wüetisheer rast durch den mondbeschienenen Wald und scheint etwas zu jagen. Doch was? Nichts ist auszumachen. Ist womöglich die Jagd selbst der Sinn, und nicht die Beute?

Eine unerwartet harte Hand drückt sie nach vorne und unten an den Hals des Reittieres, und etwas blitzt neben ihr auf. Die Person, die das Pferd ganz ohne Zaumzeug, nur mit Beinen, Geschick und eisernem Willen lenkt, hat einen silbernen Bogen ergriffen und steht kurz davor, einen goldenen Pfeil abzuschießen.

Doch was ist die Beute? Hoch steigt der sonnenfarbene Pfeil gen Himmel und Silbermond, um weit voraus und außer Sicht zur Erde zurückzufallen. Was kann auf diese Weise erlegt werden?

Schließlich erreicht die Wilde Jagd den Ort, an dem der Pfeil senkrecht

in einer Fläche grünen Mooses steckt, in der Nachbarschaft wilder Kräuter an einem kleinen Bachlauf. Das Reittier kommt zum Stillstand, und bevor sie unsanft direkt neben dem Geschoss zu Boden geworfen wird, erkennt sie, dass um dieses herum rötliche Flüssigkeit durch das Grün sickert, als wollte die Sphäre der Erde ein bisschen von dem zurückgeben, womit die Sphäre des Lebens sie über Jahrtausende getränkt hat.
Im Aufblicken ersieht sie, dass es sich bei dem Anführer der Wilden Jagd tatsächlich um eine Frau handelt. Doch hat diese keine Ähnlichkeit mit der Perchta oder der Fru Gauden oder gar der Weißen Frau, von denen sie gehört hat. Stolz aufgerichtete Schönheit, welche die Reiterin ist, wirkt sie, als entstamme sie einer fernen und sehr viel älteren Zeit. Die Blicke der beiden Frauen treffen sich, dann wendet die Jägerin grußlos ihr Reittier, und die Wilde Jagd rast von dannen.
Der Fackelschein verblasst, die lärmenden Geräusche verklingen, und unter dem Licht des fahlen Mondes zurück bleibt sie, die allein auf weichem feuchtem Moos liegt, neben einem scheinbar nutzlos verschossenen goldenen Pfeil, um den sie sich langsam zusammenkrümmt wie ein Kleinkind, das auf nichts mehr vertrauen kann als auf den letzten Rest eigener Körperwärme, und auf die Erinnerung an die Begegnung mit einer vorbeigegangenen Göttin.
Allmählich erstarrt sie, wird ebenfalls zu Wald, ihre Haut zu Borke, während das weiche Moos sanft über sie kriecht und sie zärtlich einhüllt.
Etwas stirbt.
Und etwas anderes wird geboren werden.

Schwer atmend und mit schweißfeuchter Haut erwacht Henriette Henriod, die im kleinen Schweizer Dorf Couvet gemeinhin als „Mutter Henriod“ bekannt ist, aus ihrem Albtraum. Es ist kurz vor der Morgendämmerung, noch ist es dunkel im Dorf und in den umliegenden Wäldern des Val-de-Travers. Neben ihr im Bett schnarcht ihr Ehemann. Ansonsten ist es still, nur ein paar frühe Vögel zwitschern leise. Nichts deutet darauf hin, dass in den Wäldern des Kantons Neuenburg

in dieser Winternacht eine Wilde Jagd stattgefunden haben könnte.
Und doch ist sich die Mutter Henriod nicht sicher. Zu deutlich, zu plastisch stehen ihr die Ereignisse des Traums vor Augen, insbesondere die hochgewachsene Gestalt der Reiterin und Jägerin. Zögerlich kneift sie sich in die Haut des Handrückens. Es tut weh, und dies ist ein Indiz für die Verlässlichkeit der Realität, in der sie aufgewacht ist.
Doch was mag dieser Traum zu bedeuten haben, den sie nie zuvor hatte? Eine vage Ahnung breitet sich in ihr aus – in ihr, die sie eine Heil-kundige ist, mit altem Wissen von einem Ausmaß, das kaum jemand im Dorfe ahnt. Nur ganz wenige Auserwählte dürfen wissen, wie tief ihre Kenntnisse in Wirklichkeit reichen. Selbst noch in diesem Jahre des Herrn 1765 ist es für weise Frauen ratsam, sich verborgen zu halten. Sie versucht, die Erinnerung zu klären. Bereits im Traum war es so klar, dass die Anführerin der Jagd keine Perchta ist, und auch nicht die Gattin des Wōdan. Mit der Gewissheit der Kundigen erspürt die Mutter Henriod erneut, dass sie woanders suchen muss, weiter entfernt und tief in einer fast vergessenen Vergangenheit. Die Ahnung verdichtet sich, als sie sich des Krautes erinnert, das im Traum nahe der Moosfläche am Bachlauf gestanden hat. Das Wermutkraut. *Artemisia absinthium.*
Ein Schaudern durchläuft den Körper der Heilkundigen, selbst unter der warmen Bettdecke neben ihrem schnarchenden Ehemann, als ihr bewusst wird, dass sie anscheinend von Artemis persönlich, der wilden und häufig unbarmherzigen Göttin der Jagd, einen Auftrag erhalten hat, dessen Inhalt und Tragweite ihr bei Weitem noch nicht klar ist.
Allein, die Weisung einer Olympierin duldet weder Widerspruch noch Aufschub. Und so würde sie nun herauszufinden trachten, was es mit dem Hinweis auf das Wermutkraut auf sich haben könnte. Zu was mochte es fähig oder nutze sein, das über die Wirkung der im Kanton wohlbekannten Versetzung von Wein hinausgehen würde, die bereits von alten Meistern und Meisterinnen wie Hippokrates und Galen und nicht zuletzt Hildegard von Bingen beschrieben und empfohlen wurde?
Alsbald würde sie sich mit der Suzanne-Marguerite Motta besprechen,

ebenfalls eine Eingeweihte und Heilkundige – und damit eine Vertraute. Die einzige im Dorf.

Der Winter ist vergangen und die Natur wieder ergrünt, was die beiden Frauen kaum haben abwarten können. Inspiriert vom Traum der Mutter Henriod, und in der Energie, von einer Göttin angewiesen zu sein, machen sich die beiden ans Große Werk, wobei ihnen die Vorgaben der alten weisen Heilkundigen als Richtschnur und Verpflichtung dienen. Und gleichzeitig – und damit möglicherweise in Zusammenhang mit ihrem Tun – scheint *etwas* um das Dorf Couvet zu geschehen, in den Wäldern des Val-de-Travers, *etwas*, das sie spüren können, *etwas*, das sie fühlen können, ohne dass sie es zu fassen bekämen – *etwas*, das ihnen zuweilen auch Angst bereitet, ohne dass sie wüssten, woher es rührt und was es bedeutet.

Materia Prima. Ausgangspunkt der Rezeptur muss Wermutkraut sein, *Artemisia absinthium!* So viel ergibt sich klar und eindeutig aus der geträumten Vision. Doch würde dies nicht reichen, denn dann wäre es nur etwas Herkömmliches. Beide Frauen sind bereit, im Auftrag der Göttin über die wohlbekannten klassischen Rezepturen hinauszugehen. Übereinstimmend entscheiden sie, dass die überlieferten heilkräftigen Eigenschaften von Anis und Fenchel die Wirkung des Wermuts unterstützen und verstärken würden, und sie beginnen, mit unterschiedlichen Mischungsverhältnissen zu experimentieren.

Kaum jemand war jemals auf den merkwürdigen moosbewachsenen Baumstamm in einem abgeschiedenen Bereich der Wälder des Val-de-Travers gestoßen, der oberflächlich betrachtet wie eine zum Schlaf eingerollte junge Frau wirkte. Unberührt von menschlicher Begegnung hatte etwas in ihm überdauern können, etwas Altes, etwas der Neuzeit Unbekanntes – etwas, das die mythischen Menschen der Antike möglicherweise eine Dryade genannt hätten, und noch früher vielleicht einen Aspekt von Isis, um seiner Fremdartigkeit wenigstens einen Namen zu geben.

Reinigung. Fast schon wollen die beiden Frauen aufgeben, als keine der entstehenden Mischungen nach dem traditionellen Auszug mit Wasser genießbar scheint, der die gefürchtete Bitterkeit nicht behebt. Doch die Energie des göttlichen Auftrags treibt sie an, weiter und weiter zu forschen. Es muss andere Zubereitungsarten geben! Welche mögen das sein? Ist es nicht seit etlichen Jahren mit guten Erfolgen üblich, Wein mit Wermut zu versetzen? Die Töpfe in der kleinen Küche quellen über von Kräutermischungen, eingeweicht in Weinalkohol und dann auch in reinstem Spiritus zur Extraktion der Inhaltsstoffe. Und immer neue Ausreden und Ausflüchte braucht es, das Ziel des ungewöhnlichen Tuns gegenüber Dorfbewohnern und auch Anverwandten zu verschleiern …

Der Geist des Alten, Spiritus des fast Vergessenen erwacht erneut in dem verwunschenen Baumstamm, findet zu neuem Bewusstsein und neuer Identität, und dankt dem Moos und den Kräutern für den Schutz im jahrhundertelangen Todesschlaf.

Umwandlung. In der Küche kocht es auf allen Flammen, Flüssigkeiten sieden, Dämpfe steigen auf, opalisierende Destillate fließen in jeweils eigene Gefäße. Kaum noch lässt sich das alchemistische Treiben verheimlichen, die Ausflüchte der beiden Frauen werden immer fadenscheiniger. Die Gerüchteküche in Couvet brodelt kaum weniger heftig als die Inhalte der Töpfe in der Henriodschen Herdstatt und treibt ähnlich schillernde Blüten. Es braucht den baldigen Durchbruch! Und dann das erlösende Ergebnis: Die ungenießbaren Bitterstoffe lassen sich abtrennen, sind weniger flüchtig, bleiben zurück – das entstehende Elixier mit Heilstoffen und Aromen ist trinkbar! Die Frauen sind zu erschöpft zum Feiern, sie brauchen einfach nur einen Moment der Ruhe.

Der frisch erwachte Geist in den Wäldern des Val-de-Travers formt sich zu einem neuen Körper, regeneriert sich zu dem, was vor langer Zeit in

den damals lebendigen Baum hineingegeben wurde, auf dass dieser es über Äonen beschützen und bewahren könne. Moos und Kräuter weichen zurück, denn auch ihre Aufgabe ist getan. Unter der modrigen alten Borke des fast toten Holzes regt sich junge, elastische Haut.

Vollendung. Müde raffen sich die beiden Frauen auf, als ihnen bewusst wird: Auch wenn das Werk getan ist, ist das große Werk noch nicht vollendet. Natürlich würde sich der entstandene Trunk verkaufen lassen. Und natürlich könnten sie sich auf Grund des Erreichten zur Ruhe legen. Und doch spüren sie die innere Gewissheit: Noch fehlt etwas. Der entscheidende, der abschließende Schritt ist noch nicht vollzogen. Doch was mochte es sein? Fast schon wollen sie aufgeben, Töpfe und Destilliergerätschaften sind bereits weggepackt, da besinnen sie sich erneut auf die Großen ihrer Heilzunft. Lobt nicht schon Hildegard die Melisse in den höchsten Tönen, und hat sie nicht der überragende Paracelsus als Grundstoff für seine Ens Melissa Vitae auserkoren – ohne diese jedoch selbst vollenden zu können? Und mochte nicht der Ysop helfen und unterstützen, die Leistungsfähigkeit von Körper und Geist derart zu stärken, dass der Trinkende die Macht des neuen Heiltranks ertragen und inkorporieren könne? Gebannt beobachten die beiden Heilerinnen den erneut aufgebauten Destillationsprozess, bis das Elixier ein leuchtendes Grün annimmt, die Farbe von Natur und Wachstum. Erleichtert fallen sie sich in die Arme, in dem geteilten übereinstimmenden Wissen: Das große Werk ist vollendet – *ihr Magnum Opus.*

Erwacht der Geist, vollendet auch der Körper. Das neu erweckte Wesen richtet sich auf und löst sich aus dem verkrümmten Baumstamm, der es jahrhundertelang geborgen hat, und den es nun nicht mehr braucht. Voll von Neugier blickt es sich um und erfühlt die grünen Wälder des Val-de-Travers. Energie spürt es, in sich und um sich.
Die Grüne Fee, zu gutem Teil Tochter der Artemis wie auch der Isis, wirft den Kopf in den Nacken und lacht ihr erstes wildes Lachen.

Bis 1797 produziert die Familie Henriod das neue Getränk als Arznei in der eigenen Küche, dann verkaufen sie das Rezept an den Major Dubied. Noch in Couvet gründet dieser mit seinem Schwiegersohn Henri-Louis Pernod eine Destillerie zur kommerziellen Produktion von Absinth, um dies ab 1805 in großem Umfang im französischen Pontarlier fortzusetzen. Der Absinth beginnt seinen Siegeszug um die Welt.
Die grüne Fee erspürt die neu entstehende Weite und Freiheit, wirft den Kopf in den Nacken und lacht.

„Die toten Wörter stehen auf und sind aus Stein und Bein!" Der Dichter Charles Baudelaire hellt die dunklen Tiefen seiner Schreibhemmung mittels des Absinths auf. Stilgerecht bringt er den Wandel der Schönheit im Frankreich der Industrialisation zum Ausdruck: Man schreibt das Jahr 1857, und in Paris blühen in seinen Gedichten die Blumen des Bösen.
Die grüne Fee genießt seine Anklage wegen unzüchtiger und anstößiger Literatur, wirft den Kopf in den Nacken und lacht.

„L'Absinthe aux verts piliers ...", besingt Arthur Rimbaud, der Kultrebell unter den französischen Dichtern, 1872 seine geistvolle Muse, bevor er, „der sich Magier oder Engel genannt hat, losgesagt von jeder Moral", am 10. Juli 1873 von Paul Verlaine, seinem Liebhaber, im Absinthrausch angeschossen wird.
Die grüne Fee ergötzt sich an Affekt und Drama, wirft den Kopf in den Nacken und lacht.

Es ist der Abend des 23. Dezember 1888. Die Zusammenarbeit zweier Maler, zweier Genies, endet im Streit. Überreizt, überarbeitet, und völlig genervt von seinem Kollegen Paul Gauguin betrinkt sich Vincent van Gogh mit dem Mittel seiner Inspiration und schneidet sich mit einem Rasiermesser das linke Ohr ab. Blutend und bereits halbtot sucht er seine Lieblingsprostituierte Rachel auf, um es ihr mit der Bitte zu überreichen, sie solle es gut aufbewahren.

Entzückt von der kontrastierenden Farbe beugt sich die grüne Fee über Vincent, taucht ihre Zungenspitze in das rote lebendige Nass und kostet den metallischen Geschmack, wirft den Kopf in den Nacken und lacht.

Das 19. Jahrhundert endet und hinterlässt ein Erdbeben.
Henri de Toulouse-Lautrec mischt je zur Hälfte Cognac und Absinth zu einem hochprozentigen Cocktail – der „Tremblement de Terre" ist geboren, um die „Toulouse Lautrec Tippling Canes", die nach dem Künstler benannten Trinkröhren, ganz gemäß seinem Motto zu füllen: „Man sollte wenig trinken, aber häufig!"
Die grüne Fee goutiert die Konsequenz des Meisters, wirft den Kopf in den Nacken und lacht.

„Am Ende sieht man die Dinge so, wie sie sind, und das ist das Entsetzlichste, das geschehen kann." Das neue Jahrhundert beginnt und das Leben des Poeten endet. Oscar Wilde trinkt nicht nur, er führt sein Leben nach Maßgabe der Grünen Fee – und an seinem Ende hat er nicht nur die Zuchthäuser von Wandsworth und Reading mit schwerer Zwangsarbeit so gesehen, wie sie sind, sondern lebt gesundheitlich schwer angeschlagen und geächtet ein entsetzliches Leben im Exil, das nicht mehr lange währen wird.
Die grüne Fee achtet die Passion des Poeten, wirft den Kopf in den Nacken und lacht.

Das 20. Jahrhundert hat gerade begonnen. Geflohen vor einem Leben in Armut in Frankreich, hat Paul Gauguin sein „ursprüngliches Paradies" auf der Marquesas-Insel Hiva Oa gefunden und lässt es sich in seinem „Maison du Jouir" gutgehen, dem „Haus der Freude". „Ich sitze vor meiner Tür, rauche eine Zigarette und schlürfe meinen Absinth, ich genieße jeden Tag und bin ohne Sorgen", wird man ihn zitieren.
Im Übermut wirft er eine leere Flasche seiner Inspirationsquelle nach seiner minderjährigen einheimischen Geliebten. Es ist eine der

Flaschen, die spätere Bewohner seines „Maison" vom Gelände aufsammeln und in einem Brunnen entsorgen werden, sodass sie – wie auch eine Morphiumspritze und Tigerbalsam – der Nachwelt erhalten bleiben.
Die grüne Fee genießt die wohligen Schauder der Dekadenz, wirft den Kopf in den Nacken und lacht.

Es ist der August des Jahres 1905. Die Gemeinde Commugny im Schweizer Kanton Waadt wird von einem Mordfall erschüttert, der weite Kreise ziehen wird. Der Weinbergarbeiter Jean Lanfray nimmt neben einer Unmenge Wein und Branntwein auch zwei Gläser Absinth zu sich, bevor er in einem Wutanfall seine schwangere Frau und seine Töchter Blanche und Rose ermordet. In den folgenden Debatten wird der Weinkonsum vernachlässigt, und bis 1915 wird der Absinth in den meisten Europäischen Ländern und in den USA gesetzlich verboten.
Die grüne Fee schwankt geschwächt, doch allem zum Trotz wirft sie den Kopf in den Nacken und lacht.

Es gibt diese kleine Ecke in den Vereinigten Staaten, die von Zeit und Tod und vielleicht sogar der Prohibition übersehen worden zu sein scheint, zu Anfang dieses 20. Jahrhunderts, in dem die Grüne Fee eine Schlacht nach der anderen verliert und schließlich für tot erklärt wird – diese kleine Ecke hier in New Orleans, zwischen Canal Street und Esplanade Avenue, unweit des Mississippi. Hier liegt das Old Absinthe House, von dem gesagt wird, es sei Herz und Seele des alten Viertels von New Orleans; von dem gesagt wird, es sei kein Ort, nicht von vier Wänden begrenzt, sondern Hauptquartier einer Armee von Philosophien, die gegen die Probleme der Menschheit hinauswehen, um dann hierher zurückzukehren in diese seltsame kleine Zufluchtsstätte der Grünen Göttin, hier an den Ufern des „Vaters der Wasser".
Und im Gastraum mit seinem dunkelgrünen Gebälk gibt es diese dämmrige Ecke, in der ein Mann an dem Tisch sitzt, an dem er üblicherweise zur Grünen Stunde zu sitzen pflegt. Wassertropfen fallen vor ihm in ein Glas mit schillerndem Absinth und brechen durch dessen grüne Oberfläche.

Allein nippt er an dem „faszinierenden, doch sanften Gift, dessen Verwüstungen der Männer Herz und Hirn fressen“, diesem „Meisterwerk eines alten Alchemisten“, denn kaum jemand traut sich in seine Nähe, und die wenigen, die eine Annäherung versuchen, winkt er barsch auf Abstand. Auch die Frau am Nachbartisch weckt an diesem Tag nicht sein Interesse. Offensichtlich will er allein sein.
Scheinbar allein. Ein aufmerksamer Beobachter mit geschulten Augen zu sehen, würde vermutlich einen grünlichen Schatten wahrnehmen, womöglich gar eine schöne fast transparente Frauengestalt erkennen, die auf dem Tisch sitzt und sich dem Mann wie in traulichem Zwiegespräch zuwendet und zuneigt.
Der Okkultist am Tisch ist die einzige Person im Raum, deren Augen geschult sind zu sehen. Mit sanften, fließenden Bewegungen lässt er die opalisierende Flüssigkeit in seinem Glas kreisen, und beobachtet das weiche Schwingen ihrer Oberfläche.
Dann lösen sich seine Augen vom Glas und blicken in die des grünen Schemens.
„Geboren bist Du, dennoch nicht sterblich. Und doch wirst Du vergehen – so wird man glauben. Du weißt es“, richtet er seine Worte an die Erscheinung, *welche bejahend den Kopf senkt.*
„Schlafen wirst Du, wie Du ganz ähnlich schon einmal geschlafen hast. Doch wird dieser Zustand diesmal sehr viel kürzer währen.“
Der grüne Schatten schaut auf den mächtigen Magus und harrt seiner weiteren Worte.
„Ich werde Dir ein Denkmal setzen – doch nicht aus Marmor. Ein netter kleiner Text wird als Schleier der Isis dienen, der Dein Überleben sichern wird. Es wird des sehenden Auges und auch der liebevollen Zuwendung der feinsten Spatel des größten Künstlers bedürfen, um den essenziellen Kern Deines Wesens darin zu enthüllen. Doch sei auf der Hut! Geschieht dies, so wirst Du erkannt sein, und nicht mehr frei. So wähle wohl, wem Du Dich in welcher Weise offenbarst! Und bist Du auch Tochter einer Göttin, womöglich eine Göttin von eigenem Sein – bedenke auch Deinen Teil des Handels!“

Einen Moment schweigt der Mann, dann hebt er sein Glas und prostet der auf dem Tisch sitzenden grünen Gestalt zu.
„Was auch immer Du tust, ob Du isst oder trinkst, tue alles zum Ruhme des Göttlichen!"
Die Grüne Fee zögert einen Moment, dann streckt sie ihre Hand aus, um mit ihrem geisterhaften grünen Zeigefinger den menschlichen des Magiers zu berühren. Zu wessen Wohle auch immer – ein weiterer Handel zwischen der Sphäre der Menschen und der Anderswelt ist geschlossen.
Man schreibt den Februar 1918, als Aleister Crowley seinen Essay „Absinth: Die Grüne Göttin" im renommierten „The International" veröffentlicht und damit den magischen Schleier zum Überleben der Grünen Fee schließt, der sie die kommenden Jahrzehnte schützen wird.

Paris. Man schreibt das Jahr 2018. Es ist die „grüne Stunde", die „heure verte", gegen 18 Uhr.
Eine unerkannte Beobachterin, ein Schatten unter Schatten, belauscht in einem Straßencafé folgende Szene.
Die Anästhesistin Laura und der Medizinjournalist Fred sitzen sich an einem Rundtisch gegenüber. So klein der Tisch ist, ihre Hände berühren sich nicht. Der Funke will nicht wirklich überspringen.
Die Frau schaut den Mann an, während die grünliche Flüssigkeit in ihrem Glas kreist. *Das Blitzen in ihren gleichfarbigen Augen verrät der aufmerksamen Beobachterin, dass die Ärztin gleich etwas von Bedeutung sagen und dies mit einer Einladung verknüpfen wird.*
Der Journalist ist abgelenkt und vermasselt seinen Einsatz.
Beide schweigen. Die Einladung der Frau verklingt ungehört, der kreisende Absinth – hergestellt nach scheinbar harmlosem Rezept – in ihrem Glas kommt zum Stillstand.
Oh, sterbliche menschliche Torheit, im Großen wie im Kleinen! Nicht einmal auf euch untereinander könnt ihr euch beziehen, Ihr Menschen, die Ihr Euch der Weisheit rühmt! Was habt Ihr denn gelernt, in all den Jahrtausenden Eurer Existenz! Wage nur weiter,

ahnungsloser Mensch, zum Wohl oder Wehe, selbsterhoben und gefallen in deiner Hybris, in diesem unendlichen Kosmos immer wieder die Büchse der Pandora zu öffnen, um Mal um Mal in vergeblicher Mühe zu versuchen, den Schleier der Isis zu lüften, nur um immer wieder nichts anderem als Deiner eigenen Torheit zu begegnen! Mögen die Götter Euch gnädig sein!

Die wiedergekehrte und erstarkte Grüne Fee wirft den Kopf in den Nacken und lacht ihr wildes, unbändiges Lachen.

Dr. Karsten Beuchert

1965 in Bad Schwalbach geboren, in Werther bei Bielefeld aufgewachsen, humanistisches Gymnasium in Wiesbaden, Studium der (Teilchen-)Physik in Mainz und Bochum, wohnt aktuell in München.

Das Schreiben ergab sich bereits im Alter von 18 Jahren als innere systemische Notwendigkeit, die bis heute fortbesteht. Bei deutlicher Vorliebe für Fantastik (Science-Fiction, Horror, Fantasy, Surrealismus, Grotesken) lässt er sich gerne auch zu anderen Genres verführen.

In den 90ern aktiv bei der Gruppe »Schreibhaus« in Bochum, seit 2008 beim Münchner »REALTRAUM«.

Veröffentlichungen von Kurzgeschichten in diversen Anthologien – eine Veröffentlichungsliste ist unter www.realtraum-muenchen.de/mitglieder/literatur/karsten-beuchert/ zu finden.

Beschäftigt sich aktuell neben dem Brötchenerwerb in der IT mit spiraldynamischer Bewusstseinsevolution und verwandten Themen.

Die Macht der Itzanami

Anabel Walia

Ich habe viele Namen. Aus jedem neuen Leben, das ich beginne, trage ich mindestens einen weiteren mit mir fort. Meinen ersten Namen aber weiß ich längst nicht mehr. Viel zu lange her ist es, dass ich mit ihm angesprochen wurde. Viel zu lange her ist es, dass ich zum ersten Mal existiert habe.

Alles von damals, was ich noch zu erfassen glaube, sind die heißen Sonnenstrahlen, die auf meine dunkle Haut scheinen; die trockene Erde, die ich zu meinen Füßen spüre und das unendliche, helle Meer,

welches mich schon seit jeher in seinen Bann zieht. Mehr war mir nicht geblieben von meiner Vergangenheit.
Ich habe oft gelebt – viel zu oft, um es noch an beiden Händen abzählen zu können. Die Ruhelosigkeit, die noch immer tief in meiner Seele verankert ist, trägt mich immerfort, hält mich nächtelang wach, und verrät mir doch nicht, was es eigentlich gewesen ist, das mich diese Welt immer und immer wieder aufs Neue betreten lässt.
Je mehr Zeit vergeht und je öfter ich lebe, desto mehr vergesse ich von allem, was mir bisher zugestoßen ist. Mein vorangegangenes Leben bleibt mir aber jedes Mal noch in solch guter Erinnerung, dass es mir vorkommt, als wäre es noch nicht vorbei. An all die Menschen, die ich kannte und liebte. Meine Eltern, Freunde, meine große Liebe. Sie alle haben mich verloren. Und keiner von ihnen ahnt auch nur, dass ich irgendwo da draußen weiterhin mein Dasein friste.
Jedes Mal, wenn ich an sie denke, bricht es mir schier das Herz. Ich vermisse sie. Aber ich weiß, dass ich sie unter keinen Umständen wiedersehen werde – nicht einmal, wenn sie mir meine Geschichte glauben würden. Manche von ihnen leben nach all der Zeit, in der ich wiedergeboren und aufgewachsen war, vermutlich ohnehin nicht mehr. Selbst nach so vielen Leben, die ich gelebt habe, hört dieses Brennen in meinem Herzen einfach nicht auf – jedes Mal, wenn es aufs Neue anfängt, kommt es mir so bekannt vor, als wäre es schon immer bei mir gewesen. Auch nach über fünfhundert Jahren verlässt es mich einfach nicht.
Doch der geistige Schmerz ist nicht annähernd so schlimm wie das, was in meinem Inneren an mir nagt, seit ich denken kann. Es fühlt sich an wie eine dünne Nadelspitze, die sich mit jeder Rückkehr in diese Welt etwas weiter in meine Seele bohrt. Und das Schrecklichste daran ist, dass ich noch immer nicht herausgefunden habe, weshalb.
Schon seit jeher habe ich das Gefühl, dass es mit meinem ersten Leben zusammenhängt. Dass damals etwas vorgefallen ist, was den Stein ins Rollen gebracht – und mir diesen Fluch beschert hat. Als würde meine Seele wegen eines bestimmten Ereignisses der damaligen Zeit

einfach nicht ruhen können. Doch irgendwo tief in mir drin schlummert das Geheimnis meiner Wiederkehr.
Mehrere Leben lang hatte ich versucht, es freizulegen, aber mit einer Hartnäckigkeit, die ich meinem Unterbewusstsein nicht im Geringsten zugetraut hätte, blieb es stets verborgen.
Bis heute.

Es ist der 21. Dezember. Ein Tag, den nicht nur hier in Mexiko manche herbeigesehnt haben: Einige, weil sie vorhergesehen haben, dass er sang- und klanglos ablaufen würde und sie sich so in ihrer Genugtuung suhlen wollen. Andere haben ihn mehr gefürchtet als alles andere. Haben vorgesorgt – indem sie sich teure Bunker andrehen ließen, indem sie all ihr Geld in Survival Kits und Dosenfutter steckten.
Oder indem sie schlichtweg beteten.
Aber jetzt ist es zu spät, die Götter um Gnade zu bitten, flüstert eine Stimme immer dann in meinem Hinterkopf, wenn ich an diesen Tag denke. Diese Stimme ist nicht meine eigene. Noch nie zuvor hatte ich sie gehört, und trotzdem erscheint sie mir bekannter als alles andere an dieser Existenz.
Der Schultag ist vorbei – ich komme gerade zu Hause an.
Mein Bruder kommt erst in einer Stunde zurück – und ich kann es kaum erwarten. Wir wollen das neue PlayStation-Spiel ausprobieren, für das wir so lange gespart haben und ich möchte auf keinen Fall ohne ihn anfangen.
Mit einem Mal setzen sämtliche Vorgänge in meinem Körper vollständig aus, als die Geräusche des Fernsehers an mein Ohr dringen. Ich höre Reporter-Ansagen, welche unter dem Lärm beinahe nicht mehr auszumachen sind und bekomme eine Gänsehaut. Obwohl es sich nicht im Geringsten so anhört, muss ich bei dem Klang an brechende Knochen denken. An eingeschlagene Schädeldecken. Mir kommt in den Sinn, dass ich vielleicht bereits einmal erschlagen worden bin. In einem früheren Leben. Die Vorstellung daran fühlt sich viel zu lebendig an, um falsch zu sein.

Doch da ist noch mehr.
Ich sehe Tode. Hunderte, tausende. Sang- und klanglos spielen sie sich vor meinem inneren Auge ab, immer und immer wieder und doch stets auf eine andere Weise. Menschen in den letzten Sekunden ihres Lebens. Sie alle sind mir fremd – doch in ihren Gesichtern lese ich dieselben Emotionen: Verzweiflung und reine Todesangst.
Kälte breitet sich in mir aus. Was ist nur mit mir los?
Mit steifen Schritten bewege ich mich ins Wohnzimmer. Natürlich haben meine Eltern wieder vergessen, den Fernseher auszuschalten. Nur deshalb werde ich Zeuge dieser Art Berichte, wie ich sie in letzter Zeit schon so oft gesehen hatte. Die Erdbeben in Japan und Haiti. Der Tsunami in Indien und Sri Lanka. Die Sturmfluten, die die Inseln westlich von Amerika ertränkten. Der Sandsturm, der wochenlang in Ostafrika wütete und tausende von Menschen unter seinen Massen begrub. Der Tornado in Mitteleuropa, der zahlreiche Städte zerstörte.
Die Götter sind erzürnt. Sie sind es für eine lange Zeit gewesen.
Meine Augen verharren auf dem Bildschirm.
Ihre Wut wird sich nicht mehr lange in Grenzen halten.
Der Bericht bringt aktuelle Bilder aus Dänemark. Sie werden von einem Helikopter aus aufgenommen. Sie zeigen, wie sich ein riesiger Spalt im Boden auftut und den Erdboden zerteilt.
Es ist zu spät, um noch etwas daran zu ändern.
Es geschieht schnell, zu schnell, als dass menschliche Beine dem entfliehen könnten.
Der Tag ist gekommen.
Ich sehe sie stolpern, ich sehe sie stürzen. Dann sehe ich sie nicht mehr.
Langsam, Stück für Stück, formt sich eine Zahlenfolge in meinen Gedanken.
12.19.19.17.19.
Ich spüre ein leichtes Vibrieren zu meinen Füßen. Ich kann mich nicht bewegen. Stattdessen bin ich vollkommen gefangen in dem, was sich in meinem Kopf abspielt. Die Zahlen verändern sich.
13.0.0.0.0.

Glas splittert. Holz birst.
Ich werde erst aus meiner Trance gerissen, als das Gerät mit einem lauten Scheppern zu Boden fällt. Funken sprühen aus seinem wuchtigen Körper.
In Sekundenbruchteilen entweicht ihm genug Rauch, um den Feueralarm zu aktivieren.
Sein hoher Schrei mischt sich mit denen der Menschen draußen. Fernsehen wird Realität, als sich der Boden unter mir auftut.
Im letzten Moment weiche ich zurück, doch der Riss wird breiter und breiter.
Ich denke an die Menschen in Dänemark. Ich nehme die Beine in die Hand und laufe aus dem Haus, welches hinter mir in sich zusammenfällt.
Im letzten Moment schaffe ich es nach draußen. Von weitem sehe ich das Meer. Die Fluten toben. Dunkle Wolken haben sich zusammengefunden. Soweit das Auge reicht, bedecken sie den gesamten Himmel.
Ab und an übertönt das Donnergrollen die Rufe und das Weinen, jedoch nicht die Stimme in mir. *Es ist zu spät*, flüstert sie. Ihre Worte hallen in meinem Hinterkopf wider.
Auf einmal beginnt sich etwas in mir zu regen.
Meine Vergangenheit. Ich spüre, dass sie zum Greifen nah ist.
Mexiko war einst mehr für mich gewesen als das Land, in dem ich lebe. Lange bevor dieser Staat gegründet wurde.
Die Wellen werden größer und größer. Mächtig ragen sie über der Stadt auf.
Unter mir gerät die Welt ins Wanken. Ich sehe, wie die Spalten mehr und mehr werden, sie reißen den Boden auf wie alte Wunden. Doch es gibt kein Blut – stattdessen ist da nur Verwüstung.
All die Katastrophen, die die Welt während der letzten Jahre heimgesucht haben – es scheint fast so, als hätten sie nur als Vorwarnung gedient. Als hätten sie uns lediglich auf das vorbereitet, was uns früher oder später alle erwarten wird.
Wieder sehe ich die vor Angst verzerrten Fratzen der vielen Menschen um mich herum. Diesmal sind sie real. Vereint in derselben Todesangst.

Doch nicht einmal mit vereinten Kräften wären wir in der Lage, etwas auszurichten.

Zu spät.

Ich renne. Ich renne so schnell, wie mich meine Beine nur tragen können. Nach wenigen Minuten fühlt es sich an, als würde meine Lunge explodieren. Sie hält dem Druck stand – die Welt um mich herum nicht. Auf einmal erfasst mich die Gewissheit.

Es gibt kein Entkommen.

Es ist ein ganz und gar seltsames Gefühl, das mich von einer Sekunde auf die andere völlig vereinnahmt. Es ist, als würden meine Gedanken von unsichtbaren Händen geleitet werden. Sie bringen mich dazu, langsamer zu werden und schließlich vollends stehenzubleiben, während die Welt um mich herum sich mit derselben rasenden Geschwindigkeit verändert wie zuvor. Sie liegt in Trümmern, doch bald würde auch von diesen nichts mehr übrig sein, das spüre ich.

Urplötzlich steigt Übelkeit in mir auf, während die Welt um mich herum verschwimmt. Meine Vergangenheit holt mich ein und zwar mit einer so gewaltigen Macht, dass es meine körperliche Hülle kaum ertragen kann. All meine Erinnerungen rasen an meinem inneren Auge vorbei. Zuerst die meines derzeitigen Lebens und dann kommen nach und nach all die Dinge, die sich bereits davor abgespielt hatten. Die meisten sehe ich nicht zum ersten Mal – schließlich bin ich bereits gefühlte tausend Tode gestorben. In dem Moment, in dem ich bei meiner allerersten Existenz ankomme, dreht die Erde sich auf einmal viel langsamer.

Und in diesem Moment erinnere ich mich.

Es ist zwecklos davonzulaufen – genau wie damals.

Ich hätte mich der Gefahr stellen müssen. Aber ich habe es nicht getan. Fünfhundert Jahre lang hat mein Innerstes deshalb nicht ruhen können, verzweifelt nach einem Weg gesucht, unser Schicksal abzuwenden. Aber der Fehler ist nicht rückgängig zu machen.

Deshalb werde ich hier sterben.

Deshalb werden wir alle sterben.

Es ist zu spät, flüstert die Stimme meines ersten Ichs in meinem Hinterkopf.

Sie hat recht.
Ich weiß, dass dieses Leben mein letztes ist. Denn heute wird sämtliches Leben auf dieser Welt ausgelöscht. Es wird keinen Körper mehr geben, in dem ich wiedergeboren werden kann.
Ich hole ein letztes Mal tief Luft und blicke der Zerstörung entgegen. Das Letzte, was ich spüre, ist eine Mischung aus Furcht und Erleichterung. Dann ist es vorbei.

Yucatán (Mayab), 16. Jahrhundert

Vom Tempel aus blicke ich auf das weite Meer. Auf dessen anderer Seite liegen andere Welten, deren Gestalt sich niemand von uns auch nur ausmalen konnte. Niemand außer mir.
Das Meer habe ich schon gesehen, seit ich denken kann. Es ist immer da gewesen, genau an meiner Seite. Neben ihm bin ich aufgewachsen und habe meine ersten Tiere erlegt. Seit Anbeginn der Zeit hat es mich stets begleitet und ich hoffe, dass auch das Ende meines Lebens mit ihm verbunden sein wird.
Auch wenn mir bewusst ist, dass das Ende meines Lebens noch lange nicht das Ende meiner Existenz bedeutet.
Während ich nach und nach zum Mann geworden bin, haben sich meinem Bewusstsein immer mehr Details meiner Vergangenheit eröffnet, die mir zuvor verborgen gewesen sind.
Ich erinnere mich an die Zeit, in der *Yucal Peten* nicht mehr gewesen ist als ein Teil des Staates Mexiko. Als die Menschen sich auf seltsamen Gefährten namens *Auto* fortbewegt und Sprachen gesprochen haben, die mir seither nicht mehr zu Ohren gekommen sind. Das hat es hier noch nie gegeben.
Inzwischen bin ich mir absolut sicher, dass sich der Kreis hier schließt. Das hier ist mein erstes Leben. Die Geschichte wiederholt sich. Doch ich habe das seltsame Gefühl, dass genau das der Grund ist, weshalb ich hier bin: Es darf nicht passieren.

Vor zwei Nächten kam der Grund meines Todes in mein Gedächtnis zurück. Die Welt war untergegangen. Einfach in sich zusammengefallen, ohne ersichtlichen Grund.

Wie in aller Welt bin ich also hierhergekommen, in ein Leben, das ich bereits vor langer Zeit abgeschlossen habe? Bin ich etwa in die Vergangenheit gereist? Nein, unmöglich. Ich bin definitiv gestorben. Ich habe es gespürt, klar und deutlich.

Und doch fühlt sich dieses Leben wie ein einziges Déjà-vu an. Alles daran erscheint mir viel mehr wie eine ...

Ich brauche einige Sekunden, um mich an den Begriff zu erinnern.

Eine Parallelwelt.

„Nahil!" Ich fahre herum und sehe, wie die Einwohner meines Dorfes sich auf den Stufen des Tempels niederlassen. Sofort wende ich mich vom Anblick des Meeres ab und tue es ihnen gleich. Noch immer beschäftigen mich die vielen Fragen über meine Vergangenheit. Ich bekomme sie einfach nicht aus dem Kopf, nicht einmal dann, als die Priester aus dem Tempel an der Spitze der Pyramide heraustreten und dem Volk seinen kostbarsten Schatz offenbaren. Ein einzelnes Bild flackert vor meinem inneren Auge auf – ein Foto der durchsichtigen, nicht einmal faustgroßen Perle, das ich mindestens ein Leben zuvor in einem Geschichtsbuch gesehen habe. Sie war als einer der wertvollsten Mayaschätze bezeichnet worden, welcher aber aus ihrem Besitz geraubt wurde.

Ich kneife die Augen zusammen, als mir dieser Gedanke kommt. Ich weiß, da ist noch mehr, doch es will mir nicht einfallen.

Während die Priester ihr Ritual vollziehen, kann ich mich nicht darauf konzentrieren. Sie opfern ihr Blut an die Perle – so wie es manche auch außerhalb dieser Zeremonien auf unterschiedliche Weise tun.

Ich selbst habe mir bereits einige Male mit einem Dorn durch die Zunge gestochen, um mein Blut anschließend aufzufangen. Das Ergebnis ist geradezu magisch gewesen. Die Perle hat sich rot gefärbt, als hätte sie meine Lebensenergie in sich aufgenommen.

Wir versuchen die Götter auf viele Arten gnädig zu stimmen. Sei es durch das Opfer unseres eigenen Blutes oder von anderen Menschen und

Tieren, die wir im Meer versenken.
Diese Rituale sind die wichtigsten Bräuche in unserem Dorf – vor allem, wenn es um die Perle geht. Denn in der *Itzanami*, so sagt man, lebt die Kraft der Götter. Und wenn wir unseren Göttern nicht regelmäßig unser Blut, unsere Seelen, darlegen würden, wären sie erzürnt. Sie würden die Welt vernichten, sobald diese Periode unseres Kalenders endet.
13.0.0.0.0.
Ich blinzle, mir wird schwindelig. Irgendetwas stimmt nicht. Ich gebe keinen Mucks von mir, um das Ritual nicht zu stören, doch mein Zustand bessert sich nicht. Langsam aber sicher schieben sich Erinnerungen vor mein inneres Auge. Erinnerungen, die zum ersten Mal in diesem Leben zu mir zurückkehren.

Die fremden Männer kommen in das Dorf. Man hat uns von ihnen berichtet – diesen Menschen von einem weit entfernten Ort. Vor nicht allzu langer Zeit haben sie eine unserer Stätten aufgesucht und Geschenke mit den Bewohnern ausgetauscht. Ehe diese sie in einen Hinterhalt gelockt haben. Natürlich hat man ihnen nicht getraut. Niemand weiß etwas über sie oder versteht auch nur ihre Sprache.
Dasselbe hatte damals, in meinem allerersten Leben, auch für mich gegolten. Jetzt aber sehen die Dinge anders aus. Während ich mich erinnere, verstehe ich beinahe alles. Denn ich habe diese Sprache in vielen meiner vorangegangenen Leben gesprochen – es ist Spanisch.
Sie erschienen nicht in friedlicher Absicht. Sie sind nicht hier, um Geschenke zu empfangen. Sie sind hier, um alles an sich zu reißen, was sie bekommen können.
Sie wollen uns töten.
Ohne Vorwarnung fallen sie über uns her, beseitigen alles und jeden, der ihnen im Weg steht. Sie schießen auf uns mit ihren Armbrüsten und Feuerwaffen. Unsere Speere kommen nicht dagegen an. Sie dringen in den Tempel ein und erstechen die Priester mit ihren Degen. Sie nehmen die Perle und alle anderen Schätze an sich und verschwinden spurlos.
Die Überlebenden lassen sie zurück; machtlos, etwas gegen die Eindring-

linge zu unternehmen. Als allen bewusst wird, dass die Perle gestohlen wurde, bricht Chaos aus.
Wir alle wissen, dass die Spanier der Itzanami keineswegs Blutopfer erweisen werden. Die Götter werden erzürnt sein. Einige von uns versuchen, die Spanier zu finden, unser Heiligtum zurückzubekommen. Manche von ihnen kehren zu uns mit leeren Händen zurück – andere sehen wir nie wieder.
Schließlich verkündet der letzte Überlebende unserer Priester das, was alle befürchtet haben. Die Welt wird enden, sobald die Periode unseres Kalenders, in der wir leben, vorbei ist. Nach 12.19.19.17.19. werden die Götter alles zerstören.

Ich verliere das Gleichgewicht. Rücklings falle ich die Stufen der Pyramide nach unten. Ich rolle ungebremst über den Hang, bevor der Boden unter mir endet. Hektisch versuche ich, Halt an etwas zu erlangen, rutsche aber unversehens ab. Im nächsten Moment befinde ich mich im freien Fall, der erst endet, als ich mit voller Wucht durch die Wasseroberfläche breche.
In meinem Schreck fühlt es sich so an, als würden unsichtbare Kräfte mich unter Wasser ziehen. Ich strample wie verrückt und schaffe es irgendwann, aufzutauchen und nach Luft zu schnappen.
Als ich mir wenig später die Nässe von Körper und Kleidung schüttle, werfe ich einen Blick zurück. Mein Äußeres spiegelt sich in der Meeresoberfläche. Ich sehe so anders aus als in meinem letzten Leben. Gleichzeitig fühle ich mich schöner als je zuvor. Vielleicht deshalb, weil dies hier mein erstes Leben ist – ich bin genau dorthin zurückgekehrt, wo ich hingehöre.
Ich darf diese Chance nur nicht verspielen.
Ich blicke zum Tempel hinauf. Je länger ich über meine Erinnerungen nachdenke, desto stärker bezweifle ich, dass sich die Geschichte wiederholen wird. Wir sind ein wachsames, misstrauisches Volk. Niemals könnte man uns auf diese primitive Art und Weise überlisten.
Dennoch bin ich unruhig. Was, wenn ich unrecht habe? Was, wenn auch

der Tag, an dem die Spanier eindringen, exakt so verläuft wie damals? Ich weiß nicht, was ich tun soll. Ich komme mir so vor, als müsste ich etwas unternehmen – als wäre ich der Einzige, der die Zukunft verändern kann, weil ich im Gegensatz zu den Priestern weiß, was uns andernfalls ereilen wird.

Letztere würden mich aber niemals außerhalb der Rituale in die Nähe der Perle lassen. Zu sehr sind sie auf deren Schutz bedacht.

Aber vielleicht können sie die Perle auch alleine verteidigen. Vielleicht hat sich bereits von selbst etwas am Verlauf der Geschichte geändert. Irgendetwas, das uns und die Welt schon lange gerettet hat.

Die Last auf meinen Schultern ist unerträglich. Ich schaffe es, das erdrückende Gefühl durch Arbeit niederzuringen. Den Großteil meiner freien Zeit zwischen der Jagd und dem Erlernen des Töpferhandwerks von meinem Vater verbringe ich jedoch stets in der Nähe des Meeres – vom Ufer aus bekomme ich einen guten Blick auf den Tempel.

Es geschieht mitten in der Nacht.

In meinem ersten Leben hatte ich nur wenig von den Spaniern gesehen – mein Vater hatte sich beeilt, meine Familie fortzuschicken. Nun aber, da ich die Nacht an meinem Aussichtspunkt am Ufer verbracht habe, erlebe ich alles mit – von Anfang an. In der Finsternis kann ich erkennen, wie ein Trupp seltsam gekleideter Männer in das Dorf einmarschiert. Einer von ihnen hält etwas in der Hand, das wie eine Schrift aussieht. Mit gedämpfter Stimme liest er daraus vor.

Ich runzle die Stirn – verstehe nicht jedes Wort, weil es lange her ist, dass ich diese Sprache gehört habe, und sich das Gesprochene von den in meinen Erinnerungen verankerten Worten unterscheidet. Und doch ist es genug, um die Bedeutung des Gelesenen auszumachen. Der Papst hat ihnen die Ermächtigung erteilt, sämtliche Besitztümer solcher Dörfer an sich zu nehmen, deren Bevölkerung nicht den Christenglauben annehmen wollte.

Fassungslos blicke ich in ihre Richtung. Das darf nicht wahr sein. Mir ist noch nicht zu Ohren gekommen, dass sie uns auch nur die Wahl gegeben hätten, dieser Aufforderung Folge zu leisten.

Aber jetzt, nachdem die Sonne im Meer untergegangen ist, hört ohnehin kaum jemand ihre Stimmen. Abgesehen davon gibt es in der gesamten Siedlung nur einen einzigen, für den ihre Worte Sinn machen – mich. Als die Spanier sich, alle auf einmal, in Bewegung setzen, verstecke ich mich hinter einer Schar Sträucher. Mein Herz pocht wie wild und ein altbekanntes Gefühl der Angst steigt in mir auf, das ich bereits immer dann verspürt habe, als ich dem Tode ins Auge blickte.

Und es gibt keine treffendere Art und Weise, diese Männer zu beschreiben. Sie fallen in die Häuser meines Dorfes ein. Schreie ertönen, Frauen werden herausgezerrt, sie ziehen eine blutige Spur hinter sich her.

Für eine unendlich lange Zeit bin ich wie erstarrt von diesem grausamen Anblick. Meine Eltern kommen mir in den Sinn – aber ich versuche mich mit dem Gedanken zu beruhigen, dass mein Vater uns beim letzten Mal alle hatte in Sicherheit bringen können. Er hat es schon einmal getan und er wird es wieder tun.

Aber die anderen Dorfbewohner ...

Ich balle die Hände zu Fäusten. Es kommt mir so vor wie meine Pflicht, ihnen an genau diesem Tag zu helfen – wo ich doch der Einzige bin, der die Zukunft kennt. Doch ich kann es nicht tun. Für keinen von ihnen. Im Moment gibt es nur eine einzige Sache, die ich erledigen muss. So leise wie möglich – auch wenn meine Schritte unter dem Getrampel der Spanier ohnehin nicht zu hören gewesen wären – bahne ich mir einen Weg durch die Sträucher bis zur Rückseite der Tempelpyramide, die dem Meer zugewandt ist. Dort oben ist niemand zu sehen, doch den Geräuschen nach ist der Feind bereits eingedrungen.

Ich beeile mich, die Stufen hinaufzusteigen. Als ich vor dem Tempel stehe, wird es etwas heller, was auf die kleinen Flammen zurückzuführen ist, welche in kleinen Nischen in den mit Mosaiken bedeckten Wänden züngeln. In ihrem Licht kann ich sehen, wie eine doppelt so große Anzahl an Männern auf die beiden Priester losgeht, welche ihr Bestes tun, um unsere Schätze zu bewahren.

Die Schätze, die sich genau auf meiner Seite des Raumes befinden.

Ich schlucke, während ich die tapferen, aber doch machtlosen

Priester beobachte. Der Anblick bricht mir das Herz. Der Tempel ist ein Ort der Götter und des Friedens. Hier einen derartigen Akt der Gewalt zu bezeugen ist schrecklich für mich.
Von innen hätte mich wohl nicht einmal dann jemand bemerkt, wenn ich im Lichtschein des Tempels gestanden hätte. Ich erinnere mich, dass beim letzten Mal nur einer der beiden überlebt hat. Doch jetzt habe ich das Überraschungsmoment auf meiner Seite. Ich kann ihnen beiden helfen, wenn ich nur –
Nein. Ich darf es mir nicht erlauben, die Welt ein zweites Mal in den Untergang gleiten zu lassen. Die Itzanami ist alles, woran ich jetzt noch denken darf. Und auch wenn ich mich selbst für diesen Gedanken verabscheue – ihre Unversehrtheit ist viel wichtiger als die der Priester. Wenn sie wüssten, dass ich hier bin, hätten sie mir bestimmt dasselbe gesagt.
Ich mache einen schnellen Satz in den Raum hinein und greife mir die Perle von ihrer Vorrichtung.
An das, was dann geschieht, habe ich in meiner Naivität nicht gedacht. Man bemerkt mich. Alle Anwesenden starren für den Bruchteil einer Sekunde zu mir hinüber, den ich brauche, um auf dem Absatz kehrtzumachen und die Stufen zurück nach unten zu hasten.
Ich höre, wie die Spanier sich aufteilen, dann ihre Schritte. Mindestens zwei von ihnen verfolgen mich. Mir wird angst und bange. Ich gebe mein Bestes, schneller zu sein als meine Verfolger. Doch ehe ich mich versehe, nehme ich eine Stufe zuviel, verliere das Gleichgewicht und falle den Rest der Treppe hinunter. Unsanft komme ich auf dem Boden auf, erhole mich aber erstaunlich schnell wieder. Die Furcht und die Entschlossenheit haben Kräfte in mir erweckt, die ich mir selbst nie zugetraut hätte.
Ich hoffe inständig, dass das auch so bleiben wird, als ich wieder aufspringe und weiterrenne.
Mir ist klar, wenn ich nur ein paar Augenblicke Zeit hätte, würde ich eine Lösung finden – doch da ertönen die Schüsse.
Ich zucke zusammen bei dem plötzlichen Geräusch, doch ich werde nicht getroffen. Die Finsternis ist mein Vorteil. Dies hier ist mein Zuhause.

Selbst blind würde ich einen Weg finden.
Mein Mut schrumpft jäh in sich zusammen, als sich mir zwei weitere Männer von der Seite nähern.
Ich höre sie sprechen – sie wissen, dass die Perle unser wichtigster Besitz ist. Sie wollen sie an sich nehmen. Nur mein Leben steht ihnen noch im Weg.
Ich laufe so schnell, dass meine Beine sich schier überschlagen, doch die Panik raubt mir den Sinn, klar zu denken. Über allem schwebt einzig und allein mein Wunsch, die Itzanami vor den Spaniern zu bewahren.
Als ich bemerke, was ich tue, ist es schon zu spät. Ich hebe meine Hand an die Lippen und schlucke die Perle im Ganzen hinunter.
So werden sie sie mir niemals entreißen können – nicht solange ich lebe.
Für einen Moment befürchte ich, sie sei zu groß – ich bekomme keine Luft mehr und beginne, im Laufen zu wanken.
Ich spüre sie in meinem Inneren, aber schließlich ist da nichts mehr, das meinen Atemweg blockiert.
Aus dem Nichts erscheinen zwei weitere Männer vor mir.
Ich fahre herum, drehe mich in alle Richtungen – doch sie sind überall.
Und in diesem Moment geht es mir nicht länger um die Perle, sondern auch um mein eigenes Leben.
Also laufe ich direkt in das Wasser, verschwinde im Meer.
Die Spanier folgen mir nicht. Sie können wohl nicht schwimmen.
Ich selbst erinnere mich nur vage an die Bewegungen, die ich in meinen vorherigen Leben gemacht hatte. Während der letzten Jahre war ich nie auf den Gedanken gekommen, dieses Wissen, diese Fähigkeit, einzusetzen. Wenn ich mich nur vorher an die Zukunft erinnert hätte – wenn ich vorher gewusst hätte, dass ich genau diese Gabe vielleicht einmal brauchen würde, dann ...
Ich verliere die Kontrolle. In dieser Nacht ist das Meer stürmischer als erwartet. Welle für Welle stößt mich hin und her und stetig zurück in Richtung Ufer. Ich kann ihnen nicht genug entgegensetzen, um erneut Zuversicht zu schöpfen.
Die Spanier folgen mir nicht. Sie schießen.

Allein der Zufall der Wellenbewegungen rettet mich vor ihrer Munition. Panik ergreift mich. Ich lege alle Kraft, die mir noch bleibt, in meine strampelnden Bewegungen. Aber selbst wenn sie mich töten, so wird die Perle doch mit mir untergehen.
Kaum, dass ich diese Tatsache erfasst habe, werde ich von einem Geschoss getroffen. Es durchbohrt einen Teil meines Körpers, bleibt jedoch stecken, bevor es aus meiner Brust heraustreten kann. Ich komme mir vor, als könne ich es spüren, wie es nun in meinem Inneren ruht, zu einem Teil von mir wird, genau wie die Itzanami.
Ich kann nicht mehr atmen. Schmerz breitet sich von meinem Zentrum in alle Richtungen aus.
Verzweifelt schnappe ich nach Luft, doch da ist keine.
Nach und nach versagen meine Muskeln mir den Dienst.
Das Wasser umschließt mich. Meine Umgebung wird nachtschwarz und tiefrot. Der Mond wird kleiner und kleiner, ehe er aus meiner Sicht verschwindet. Es wird vollkommen dunkel um mich herum, bis da nur noch der pochende Schmerz in meiner Brust ist.
Seltsamerweise denke ich an unsere Bräuche. Wohl noch nie zuvor hat man der Perle ein solch großes Blutopfer gebracht.
Am Rande meines Bewusstseins spüre ich ein Kratzen, ein Schlitzen, dort, wo die Perle in meinem Körper war – als würde sie zersplittern.
Ich reiße die Augen auf, als ein letzter Energieschub mich erfasst. Doch dann wird mir klar, dass es bereits zu spät ist. Ich habe versagt. Ich werde untergehen, und nach mir die ganze Welt.
Immerhin werden sie es wissen. Sie werden den Kalender nicht fortschreiben. Unsere Nachfahren werden die Zerstörung kommen sehen.

Auf einmal kommt mir ein Gedanke.
Außer ...
Viel weiter komme ich nicht. Ich werde eins mit dem Meer, verschmelze mit ihm für immer.

20.12.2012

Ich hasse Schule. Vor allem aber den Religionsunterricht.

Meine Lehrerin lässt sich jede Woche aufs Neue Themen einfallen, die mich stark an unserem Bildungssystem zweifeln lassen. Ich meine, eine Unterrichtsstunde zum Thema „Wiedergeburt"? Warum sollte man sich auch mit den wirklich interessanten Dingen des Lebens abgeben, wenn man stattdessen über etwas diskutieren kann, bei dem es gar nichts zu diskutieren gibt? So etwas wie Wiedergeburt gibt es nicht. Das wäre ja noch schöner.

Ein paar meiner Freunde sagen, sie glauben *irgendwie schon* daran – obwohl sie normalerweise nichts mit religiösem Kram am Hut haben. Ich habe keine Ahnung, wie sie auf diese Schnapsidee kommen. Aber es gibt noch ärmere Irre.

Schon das ganze Jahr über haben die Menschen pausenlos darüber gesprochen – der Weltuntergang am 21.12. Und es gibt allen Ernstes irgendwelche Spinner, die an diesen Schwachsinn glauben. Nur weil ein paar Urzeitmenschen zu faul gewesen waren, um ihren Kalender weiterzuschreiben.

Der vermeintlich bevorstehende Weltuntergang ist das Gesprächsthema Nummer eins im ganzen Universum.

Dass an diesem Blödsinn nichts dran ist, sollte diesen Fanatikern spätestens heute klar werden – weil nämlich absolut nichts passiert ist. „Die Maya haben sich wohl einfach verrechnet", sagt mein Bruder, mit dem ich gerade an der PlayStation ein Spiel starte, für das wir eine Ewigkeit gespart haben.

Plötzlich spüre ich den Drang, ihm zu widersprechen – ihm zu erklären, dass die Maya viel zu sicher in dem waren, was sie taten, als dass sie so einen schwerwiegenden Fehler hätten begehen können. Dass sie einen Grund gehabt haben, den Kalender nicht weiterzuführen. Einen, der viel tiefer liegt als alles, was wir heute in der Lage zu verstehen sind.

Aber ich bin still, weil ich keine Ahnung habe, woher diese seltsamen Gedanken auf einmal gekommen sind. Stattdessen schüttele ich das lästige Thema ab, als meine Eltern uns zum Abendessen rufen. Mit knurrenden Mägen stürzen wir in Richtung Esszimmer.

Anabel Walia

In Krieg, Liebe und dem Kampf gegen die Dunkelheit ist alles erlaubt.

Anabel Walia wurde im Herzen Bayerns geboren. Sie schreibt, um ihre inneren Dämonen auf Papier zu bannen, ehe diese in unsere Welt übertreten können. Dafür lässt sie nichts unversucht – keine Mythen, Sagen und Legenden sind vor ihr sicher.

Mit dreizehn Jahren stellte sie ihr erstes Manuskript fertig.
Inzwischen hat sie sich auf Contemporary Fantasy spezialisiert und arbeitet derzeit an ihrer ersten Roman-Reihe.

Drei Wünsche

Dörte Müller

Das Leben als alleinerziehende Mutter ist oft sehr hart. An manchen Abenden fühlte ich mich wie ausgebrannt und leer. Job und Kind waren oft zu viel für mich.

Mir fielen die Augen zu, wenn ich die Steuererklärung machte, ich war schon ewig nicht mehr aus und fühlte mich oft wie fünfzig, obwohl ich erst 36 Jahre alt war.

Trotzdem war es der richtige Schritt gewesen, Holger verlassen zu haben. Holger und ich hatten nichts gemeinsam, wir lebten nebeneinander her.

Er ging voll und ganz in seiner Arbeit als Herzchirurg auf und ich saß oft mit unserem Sohn alleine zu Hause.
Jetzt sehnte ich mich manchmal direkt nach Einsamkeit und Ruhe, denn das Unterrichten in der Gesamtschule war oft sehr anstrengend und zerrte an meinen ohnehin schon strapazierten Nerven. Es war laut und hektisch und jeder wollte etwas von mir. Oft kam ich gar nicht richtig zum Essen, denn die Pausen verbrachte ich oft mit streitenden Schülern oder Eltern, die mich unbedingt sprechen mussten. Ich sah abgemagert und kaputt aus, meine Hosen musste ich mit einem Gürtel tragen und mein Haar fiel mir strähnig und dünn bis auf die Schultern.
An vielen Tagen wollte ich einfach nur meine Ruhe haben und mich über eine leckere Mahlzeit freuen. Außerdem wünschte ich mir heimlich eine große neue Liebe in meinem Leben.
Ich bin nicht abergläubisch, aber diesen dreifachen Wunsch flüsterte ich in den Wind, als ich am Morgen auf dem Weg zur Schule einen Schornsteinfeger auf der anderen Straßenseite gesehen hatte. Ich war sogar zu ihm herübergelaufen, ein Auto war gerade noch mit quietschenden Bremsen zum Stehen gekommen und es hätte nicht viel gefehlt und mein Leben wäre zu Ende gewesen. Nachdem ich mich von dem Schreck erholt hatte, hatte ich den Schornsteinfeger mit meinem linken Zeigefinger berührt. Der Schornsteinfeger hatte gelacht, er war solche Attacken wohl schon gewohnt. Eine Gänsehaut war mir über den Rücken gelaufen, als ich meinen schwarzen Finger betrachtet hatte. Hatte ich da Sternenstaub gesehen oder waren es lediglich die Schneeflocken, die auf dem Finger gelandet waren?
Ich ging weiter zur Schule. Sie war nicht weit entfernt von meiner Wohnung und ich genoss es, dass ich sogar zu Fuß gehen konnte. Jetzt im Winter kamen die anderen Kollegen oft zu spät oder mussten stundenlang an ihrem Wagen herumkratzen. Im Gegensatz zu ihnen liebte ich den Winter. Stundenlang konnte ich mit einer heißen Tasse Kakao am Fenster stehen und den Schneeflocken zusehen, wie sie langsam auf die Erde rieselten.
In der Schule passierte an diesem verschneiten Monat nichts

Außergewöhnliches. Es war hektisch wie immer und ich war froh, als um 15 Uhr 30 der Gong ertönte und Schüler und Lehrer in die weiße Winterwelt entließ.

Zu Hause wartete schon Thomas auf mich. Er stand am Fenster und winkte mir zu. Ich spürte, dass er etwas auf dem Herzen hatte. So etwas sah ich ihm auf zehn Meter Entfernung an. Er war urplötzlich vom Fenster verschwunden und rannte mir im Treppenhaus immer zwei Stufen auf einmal nehmend entgegen. Fast wäre er hingefallen, er konnte sich gerade noch in meine Arme retten.

„Mami, bitte geh mit mir in den Zirkus!", bettelte er. Ich seufzte und gab ihm erst mal einen dicken Kuss. Dann nahm er mir meine Schultasche ab und wir gingen in unsere Wohnung. Ich ließ mich erschöpft auf einen unserer Küchenstühle fallen. Thomas schob mir eine aufgerissene Kekspackung hin und fing wieder an: „Ich will so gerne in den Zirkus!" Ich versuchte, ihn von der Idee abzubringen. Schon oft waren wir an dem alten Zirkuszelt vorbeigefahren, das am Rande unseres Dorfes aufgebaut worden war. Ich seufzte innerlich. Es war nur eine Frage der Zeit gewesen, bis Thomas mich fragen würde, ich hatte es gleich geahnt. Schreckliche Erinnerungen an meine Kindheit kamen zurück und wurden vor meinem inneren Auge lebendig.

„Dort stinkt es, Clowns sind langweilig und die armen Tiere werden gequält!"

„Aber alle meine Freunde gehen in den Zirkus und dort soll ein ganz toller Zauberer auftreten! Sein Name ist Winterstern", fuhr mein Sohn fort. Unmerklich war ich zusammengezuckt. Winterstern – was für ein eigenartiger Name für einen Zauberer.

„Das ist doch alles nur ein Trick, es gibt keine echten Zauberer!", konterte ich, doch Thomas schossen die Tränen in die Augen.

„Bitte geh mit mir in den Zirkus, es ist mein einziger Wunsch. Dann brauchst du mir auch dieses Jahr nichts zu Weihnachten oder zum Geburtstag zu schenken!"

Schließlich gab ich nach. In der kommenden Woche hatte ich nicht viel zu korrigieren, dieses Jahr lag ich ganz gut in der Zeit.

Konferenzen waren auch nicht angesetzt, mein Terminkalender war erstaunlich leer. Ein paar Stunden im Zirkus würde ich schon überstehen.

Am nächsten Tag war es dann soweit. Thomas und ich zahlten zwei Euro Eintritt und bekamen sogar noch einen Platz in der ersten Reihe. Er war ganz aufgeregt, seine Wangen glühten. Es stank noch schlimmer, als ich erwartet hatte. Das Zelt wirkte heruntergekommen und alt. Laute Musik dröhnte aus den kaputten Lautsprecherboxen und ein älterer Mann betrat die Manege. Er hatte einen großen schwarzen Hut auf und verbeugte sich vor uns. Komischerweise war die Vorstellung nicht gut besucht und auch von Thomas` Freunden sahen wir keinen.
„Komisch, meine Freunde sind alle nicht da!", stellte er traurig fest.
„Vielleicht waren alle gestern schon hier und vielleicht kommt gleich noch jemand, den du kennst. Wir sind etwas zu früh!", versuchte ich ihn zu trösten. Doch es kam keiner mehr.
Ich fühlte mich unbehaglich. Die Lichter gingen aus und vier Kamele liefen im Halbdunkeln einige Runden im Kreis. Ich sah gelangweilt auf die Uhr. Die Zeit schien still zu stehen. In Gedanken ging ich meine Einkaufsliste durch, denn ich wollte nach dem Zirkusbesuch mit Thomas noch schnell in den Supermarkt fahren. Wir hatten keine Milch mehr und ich wollte dringend frisches Gemüse kaufen. Thomas ernährte sich viel zu einseitig und ich ebenso. Es musste immer alles so schnell gehen in der heutigen Zeit. Vielleicht sollte ich uns heute Abend einen richtig leckeren Salat schnippeln. Mit vielen gesunden Sachen: mit Gurken und Möhren und vielleicht ein paar frischen Champignons. Dann kamen zwei rotnasige Clowns in die Manege. Sie sahen hässlich aus mit ihren viel zu großen Schuhen und den viel zu kleinen Hüten. Sie brachten mich überhaupt nicht zum Lachen, doch mein Sohn strahlte vor Freude. Vielleicht war ich einfach schon zu alt für so etwas. Hauptsache er hatte Spaß.
Jetzt kamen die Artisten zum Zug. In schwindelerregender Höhe führten sie ihre Kunststücke vor. Irgendwie fühlte ich mich plötzlich elend. Ich konnte mir nicht genau erklären, woher das Gefühl kam.

Es grummelte in meinem Magen, genau wie damals vor einer Mathearbeit. Das ungute Gefühl breitete sich immer mehr in meinem Körper aus. Ich spürte, dass gleich etwas Unangenehmes passieren würde, doch ich konnte mir nicht erklären, was. Innerlich betete ich, dass die Artisten nicht abstürzen sollten, denn ich hatte gesehen, wie das junge Mädchen gezittert hatte. Bei dem nächsten Salto schloss ich die Augen. Ich konnte einfach nicht hinsehen. Dann hörte ich den Applaus. Erleichtert machte ich die Augen wieder auf und klatschte mit. Das war ja noch einmal gutgegangen. Aber mein mulmiges Gefühl war geblieben.

Dann wurde mit einem Gongschlag eine kurze Pause angekündigt. Ich spürte Erleichterung.

„Ich gehe kurz zur Toilette!", flüsterte ich Thomas zu. Er sah mich kaum an. Hatte er mich überhaupt gehört? Sein Blick war wie gebannt auf die Manege gerichtet. Er war angespannt und voller Erwartung, was da kommen würde.

Ich schlich mich durch die Besucherreihen zum Gang. Der Geruch nach Kot und Urin war fast unerträglich. Was wohl der Tierschutzverein sagen würde? Hygiene war hier auf jeden Fall nicht großgeschrieben. Endlich hatte ich den Ausgang erreicht. Wahrscheinlich gab es hier gar keine Toiletten. Ich fragte die dicke Frau an der Kasse.

„Es gibt nur Dixiklos!", sagte sie und deutete auf den Ausgang. Mir wurde schlecht. So eine Toilette wollte ich auf gar keinen Fall benutzen. Also machte ich mich wieder auf den Rückweg. Hatten sich die Zuschauerreihen geleert? Auf dem Hinweg war ich an viel mehr Leuten vorbeigekommen. Jetzt waren die Reihen fast alle leer.

„Alles nur Einbildung!", versuchte ich mich zu beruhigen. Endlich war ich an meinem Platz angekommen. Doch wo war Thomas? Ich drehte mich um und sah verzweifelt nach allen Seiten.

„Thomas!", rief ich. Mein Herz raste. Plötzlich tippte mich etwas von hinten an. Ich drehte mich um. Thomas! Ich war unendlich erleichtert, ihn zu sehen. Was hatte ich gedacht? Dass er gekidnappt worden war? Dass Zigeuner ihn mitgenommen hatten? In diesem Zelt war alles möglich.

„Ich habe mir nur Popcorn geholt!", sagte er lachend, als er meinen

Schreck bemerkt hatte. „Popcorn?“, fragte ich verwundert. „So etwas gibt es hier?“ Ich nahm ihn glücklich in die Arme, so, als hätte ich ihn Jahre nicht gesehen.
Ein Gong ertönte. Die Pause war zu Ende und wir setzten uns wieder. Schnell griff ich in seine Popcorntüte und aß ebenfalls eine Handvoll von dem süßen Zeug. Es klebte grässlich an den Zähnen und ich bereute, dass ich der Versuchung nicht widerstanden hatte. Genauso wie ich diesen Zirkusbesuch bereute. Wenn er doch nur bald zu Ende wäre ... Aber es sollte noch lange dauern.
Der alte Mann mit dem schwarzen Hut erschien wieder und kündigte den Zauberer an.
„Meine sehr verehrten Damen und Herren, liebe Kinder! Erleben Sie mit mir unseren großen Magier, den größten Magier aller Zeiten, unseren Zauberer Winterstern!“
War es Einbildung oder war der Mann um Jahre gealtert? Vielleicht war es ein ganz anderer Mann. Auch meinem Sohn war die Veränderung aufgefallen.
„Mama, der Ansager sieht aber alt aus. Vorhin war er doch viel jünger!“ Ich nickte beklommen. „Vielleicht ist das der Vater!“, vermutete ich. Dabei war mir selber klar, dass es eine falsche Vermutung war. Mir war bloß nichts anderes eingefallen. Mein Sohn hörte die Antwort schon nicht mehr. Begeistert klatsche er, als der Zauberer die Manege betrat.
„Lass uns gehen, ich muss noch einkaufen!“, zischte ich meinem Sohn zu. Ich weiß nicht, warum ich plötzlich nur noch wegwollte. Ich wusste nur, dass etwas hier nicht stimmte und dass wir fliehen mussten, solange noch Zeit war. Eine logische Erklärung dafür gab es nicht.
„Mama, wir können doch nicht gehen, jetzt, wo doch gerade der Zauberer kommt!“, flüsterte Thomas aufgeregt. „Der Zauberer ist doch das Beste der Show!“ Ich sah ein, dass es zwecklos war, meinen Sohn zum Gehen zu bewegen. Mein Herz raste. Was sollte ich tun? Ich dachte an den Schornsteinfeger von heute Morgen und meinen einzigen Wunsch: Ruhe und ein leckeres Essen. Heute würde dieser Wunsch sicher nicht mehr in Erfüllung gehen.

Der Zauberer war ein kleiner, unscheinbarer Mann. Er führte die traditionellen Zaubertricks vor, zauberte ein Kaninchen aus einem Hut, ließ eine Taube fliegen und einen kleinen Ball verschwinden. Ich versuchte mich zu beruhigen und atmete tief durch. Langsam zählte ich bis zehn. Vielleicht hatte ich mir alles nur eingebildet. Vielleicht war meine Phantasie mit mir durchgegangen?
Doch dann trat der Magier einige Schritte nach vorne. Die Menge hielt den Atem an. Mein Herz hörte für einige Sekunden auf zu schlagen.
„Ich brauche für mein nächstes Experiment jemanden aus dem Publikum!", sagte er und ließ seinen Blick über die Zuschauer schweifen. Mein Herz hörte für einige Sekunden auf zu schlagen. Ich spürte, was jetzt kommen würde. Und richtig: Der Blick des Zauberers blieb an mir hängen. Ich schluckte. Nein, auf die Bühne wollte ich auf keinen Fall.
Doch es war zu spät. Das Schicksal nahm seinen Lauf.
„Sie da!", sagte er und zeigte auf mich. Mein Sohn sah mich ehrfurchtsvoll an.
„Toll, Mami, er hat dich ausgewählt!" Ich schüttelte den Kopf, doch es hatte keinen Zweck. Der Zauberer wollte mich, ich hatte keine Wahl.
„Kommen Sie, es wird Ihnen nichts passieren!"
Mit zittrigen Beinen betrat ich die Manege.
„Sie haben bestimmt viele Wünsche!", säuselte Winterstern. Ich schluckte. Konnte er Gedanken lesen? Beklommen nickte ich. Ich merkte, wie mir der Schweiß auf die Stirn trat. Meine Lippen wurden ganz trocken. Ich nickte.
„Fixieren Sie sich auf drei Wünsche, denken Sie ganz fest daran!", kommandierte der Zauberer. Ich fühlte, wie meine Beine wegsackten und dachte nur: „Ich will meine Ruhe haben, ein leckeres Essen und eine neue große Liebe finden!" Wie ein Mantra sagte ich es mir innerlich auf.
Dann musste ich in einen schwarzen Schrank klettern. Ich drehte mich noch einmal um. Das Publikum war ganz still. Man hätte eine Stecknadel fallen hören können. Ich versuchte in den dunklen Gesichtern das Gesicht meines Sohnes zu erkennen, doch es war unmöglich.

Die Zuschauer hatten sich in eine Masse schwarzer Schattenmenschen verwandelt. Dann schloss sich die Tür des Schrankes. Alles wurde schwarz. Es wurde so schwarz, dass ich meine Hände nicht mehr sehen konnte.
„Ich will meine Ruhe haben, ein leckeres Essen genießen und eine neue große Liebe finden!“, ging es mir wieder durch den Kopf. Ich versuchte mich innerlich zu beruhigen und einzureden, dass ich das alles für meinen Sohn tat und dass ich in wenigen Minuten wieder neben ihm sitzen würde. Dann würden wir in den Supermarkt fahren und einkaufen. Alles wäre ganz normal.
Ich hörte nichts mehr davon, was der Zauberer sagte. Sagte er überhaupt etwas? War ich in einer schalldichten Kabine? Würde er mich gleich zersägen? Ich bekam Panik. Angstvoll klopfte ich gegen die Wand. Mir war es egal, wenn ich jetzt die Vorstellung zerstören würde. Nichts rührte sich. „Ich will hier raus!“, schrie ich, doch keiner hörte mich.
Alles drehte sich, ich wusste, dass ich in einer Falle saß. Wie hatte ich nur so dumm sein können? Ich fühlte mich wie in einem Horrorfilm und fiel augenblicklich in eine tiefe Ohnmacht.
Irgendwann wachte ich wieder auf. Die frische Luft tat mir gut. Wo war ich? Ich fühlte mich wie gerädert und es war sehr kalt und ruhig. Diese seltsame Ruhe tat mir gut. Ich blickte durch ein Gitter. Es schneite. Mein Magen knurrte und mir fiel auf, dass ich einen wahnsinnigen Hunger hatte. Wann hatte ich das letzte Mal gegessen? Da bemerkte ich, dass ich nicht allein war. Ich blickte in zwei schwarze Augen, die mich unaufhörlich voller Interesse musterten. Mein Herz schlug etwas schneller. Da entdeckte ich eine leckere Möhre neben mir und ein Schälchen auf dem stand „Hoppeline“.

DÖRTE MÜLLER

Dörte Müller (*1967) schreibt und illustriert Bilderbücher und Bücher für Erstleser. Sie arbeitet als Lehrerin und unterrichtet Englisch, Deutsch und Kunst. Zurzeit wohnt sie mit ihrer Familie in den Niederlanden.

Katharina Wulkow

„Wollen wir weiter? Noch ein kleiner Anstieg, dann sind wir da.“

Unter Carstens Füßen knackte ein Ast. Hanna zuckte zusammen und sah benommen zu ihm auf. Sie nickte und erhob sich von der Bank, die sich an den Berghang schmiegte. Die Stille des Waldes hatte sich wie Nebel um ihren Kopf gelegt. Sie sah auf die dicht aneinander gedrängten Tannen, das tiefe Grün des Schwarzwalds, und spürte es. Unbehagen. Der Wind strich über die Baumspitzen, glitt an den

Stämmen vorbei, streifte durch Hannas Haare. Fremder Atem, der nach Rinde und feuchter Erde roch. Die feinen, braunen Härchen an ihren Armen stellten sich auf.
„Hanna? Alles in Ordnung?“
Carstens blaue Augen wirkten trüb, dunkler als sonst. Er stand zwischen den Bäumen und trat mit seinem Fuß immer wieder gegen eine Wurzel, die sich aus der Erde gekämpft hatte. Der schmale Wanderweg war durchfressen von ihnen, dreimal war Hanna gestolpert. Ihr Blick huschte im Zwielicht des Waldes hin und her.
„Ja, alles gut, ich komme schon.“
Carsten sah ihr verkrampftes Lächeln nicht. Er stapfte mit festem Schritt vor ihr her und folgte dem Weg, der sich zwischen den dunklen Stämmen den Berg hinaufschlängelte.

Die Bäume ächzten, ihre Äste hingen tief. Hanna spürte Schatten im Nacken, ein dunkles Rumoren unter ihren Füßen.
Als sie vor drei Stunden losgelaufen waren, schien die Sonne. Schäfchenwolken am Himmel. Frühlingsluft. Jetzt wurde der Wald zum Fremden. Über ihren Köpfen breitete sich eine graue Decke aus, das Licht kämpfte sich mühsam durch das Dickicht der großen Nadelbäume. Selbst die Vögel schwiegen und nur ihre Schritte durchbrachen die Stille.
Carsten drehte sich zu Hanna um. Seine Wangen waren gerötet, Vorfreude zitterte in seiner Stimme: „Es wird dir dort gefallen, wirst schon sehen. Auf den Bildern sah es total idyllisch aus. Trotz der ganzen Geschichten ...“ Er musterte sie. „Ist wirklich alles in Ordnung? Du bist ja ganz blass!“
Sie zuckte mit den Schultern. „Ich weiß auch nicht, was los ist. Irgendwasist komisch heute.“
„*Du* bist komisch!“ Carsten zwinkerte ihr zu. Sie verschränkte die Arme vor der Brust und blies sich eine Strähne aus der Stirn. Da stand er vor ihr mit seinen blonden, verstrubbelten Haaren, den frechen Augen und dem kleinen Grübchen in der linken Wange. Ihr Verlobter. Sie berührte ihren Ring, lächelte.

„Muss an meiner Begleitung liegen." Hanna streckte ihm die Zunge heraus. Er machte einen Satz nach vorne, umschlang sie mit seinen kräftigen Armen und hob sie hoch. Ein Lachen platzte aus ihr heraus. Der Himmel schien nicht mehr ganz so düster, der Wald nicht ganz so undurchdringlich. Ihre Gedanken über den See verloren sich in Carstens Umarmung.
Für einen Moment.
Plötzlich erstarrte sie. „Hast du das gehört?"
„Hanna, wir sind mitten im Wald. Hier knackt und raschelt ständig irgendwas."
„Nein, das klang wie ..." Sie lauschte. Nichts. „Es klang wie eine Frau", murmelte Hanna und ging ein paar Schritte.
„Wie eine Frau?" Carsten legte seinen Arm um sie.
„Vielleicht war es ja eine von den Frauen aus dem Mummelsee. Sie sucht nach dir. Will ein bisschen schwimmen gehen."
Hanna stieß ihn mit dem Ellenbogen in die Hüfte, schüttelte den Kopf und stapfte entschlossen den Waldweg entlang. Ein paar hundert Meter weiter wurde es lichter zwischen den Bäumen. Sie ging schneller. Konnte die Enge zwischen den Stämmen nur noch schwer ertragen. In ihrem Heimatort weiter südlich von hier war der Schwarzwald heller, freundlicher.
Als Kind hatte sie es geliebt, in den kleinen Bächen zu spielen. Beschützt vom Schatten der Fichten. Doch jetzt bekam sie immer schwerer Luft, ihre Kehle war trocken, die Hände schweißnass. Die letzten Meter rannte sie fast, bevor sich endlich der Wald vor ihr öffnete und den Blick auf den See freigab. Dunkel glänzend lag er unter ihnen. Über der Wasseroberfläche schwebte milchiger Nebel. Hanna fröstelte. Sie wollte nicht dort hinunter. Ihr Magen zog sich zusammen, Übelkeit stieg in ihr auf. Sie schwankte. Das Rauschen der Bäume wurde lauter und lauter. Carsten fragte sie etwas. Sie wollte antworten, aber ihre Zunge fühlte sich schwer an.
Taumelnd suchte sie nach Halt. Dann wurde alles schwarz.
Langsam kamen die Geräusche zurück. Hanna öffnete die Augen und

blickte in Carstens bleiches Gesicht. Sie richtete sich auf.
„Was ist denn passiert?“ Benommen blickte sie auf den See hinunter.
„Du bist einfach umgekippt. Ich konnte dich gerade noch auffangen. Wie fühlst du dich?“ Er hielt ihr Gesicht fest in seinen Händen und sah ihr in die Augen.
Sie lächelte. „Besser. Keine Ahnung, was das war. Vielleicht hab ich zu wenig getrunken heute. Hilfst du mir hoch?“

Er zog sie nach oben und drückte sie an sich. „Schaffst du es nach unten?“ Mit gerunzelter Stirn betrachtete er den Himmel. Am Horizont zog die Nacht heran.
„Klar.“ Sie klopfte sich die Tannennadeln von der Hose und stieg mit wackligen Knien den Pfad hinunter.
Je mehr sie sich dem Mummelsee näherten, umso stärker kam das dumpfe Gefühl zurück. Als liefe man auf offenem Feld geradewegs einem tobenden Gewitter entgegen.

Sie wusste, dass es nur Geschichten waren, die man sich über diesen Ort erzählte. Sagen, Märchen, wie auch immer man es nennen wollte. Vor Jahrhunderten stand hier angeblich ein Kloster, genau an der Stelle, wo sich nun der Mummelsee befand. Über Nacht versank es einfach im Erdboden, verschluckt von schwarzem Wasser und für immer begraben.
Doch angeblich lebten die Seelen der Nonnen noch immer in der Tiefe, stiegen nachts aus dem Wasser empor und besuchten die nächsten Bauernhäuser im Tal. Die einen sagten, die Geister hülfen den Menschen im Haus. Verrichteten nützliche Arbeiten und verschwänden im Morgengrauen wieder. Die anderen jedoch sprachen von finsteren Mächten. Verführerischen Frauen am Seeufer. Sehnsüchtig wandelten sie auf den Wegen im umliegenden Wald umher. Riefen nach Männern, zögen sie mit sich ins Wasser. Ließen ihre Seelen nicht mehr gehen. Auch von Selbstmorden hatte Hanna schon gehört. Menschen seien einfach in den See gestiegen und wurden nie wieder gesehen. Ihre Oma hatte sie vor diesem Ort gewarnt, als Hanna noch ein Kind war.

Sie erinnerte sich noch daran, wie sie den See auf einer Wanderkarte entdeckt und aufgeregt mit dem Finger auf das zerknitterte Papier getippt hatte. „Mummelsee? Omi, das ist aber ein lustiger Name.
Zeigst du mir den mal?“ Ihre Großmutter hatte mit dem Kopf geschüttelt und sich hektisch die Oberarme gerieben, als wäre es nin ihrem Wohnzimmer plötzlich zu kalt. Ihr Blick hatte streng auf Hannas Gesicht gelegen und doch für winzige Sekunden unruhig geflackert.
„Geh da nicht hin, Kind“, sagte sie damals zu ihr, „solche Orte lässt man lieber in Frieden.“

Irgendwann hatte Hanna Carsten von diesem Gespräch erzählt. Er bekam sofort rote Flecken auf den Wangen, kreisrund und leuchtend. „Das muss ich sehen!“ Er war vernarrt in deutsche Sagen. Eine Kindheitserinnerung an seinen Vater, der ihn oft mitgenommen hatte auf seinen Touren quer durch Deutschland, auf den Spuren der alten Geschichten.
„Ist das weit weg von deinen Eltern?“
Hanna schüttelte den Kopf. „Nein, ist es nicht. Aber hinfahren muss ich trotzdem nicht.“
„Ach komm schon, dein Ernst? Nur weil Omi davor gewarnt hat? Du willst mir doch nicht erzählen, dass dich ein paar leichtbekleidete Nymphen einschüchtern?“
Sie schwieg. Sah an ihm vorbei. Manchmal lag da etwas in seiner Stimme, das sie wütend machte. Schwer zu greifen, eine leichte Überheblichkeit, die Hanna das Gefühl gab, Carsten nehme sie nicht ernst. Dass er ihre Oma erwähnte, machte es nicht besser.
Er lehnte sich zurück, musterte sie. Atmete einmal tief durch und sah auf den Boden. „Entschuldige, ich bin ein Idiot.“ Er strich sich durch die Haare, blickte auf. „Ich weiß doch, wie sehr sie dir fehlt. Tut mir leid!“

Zwischen den Tannen erkannte Hanna die Umrisse des Berggasthofs. Obwohl es fast dunkel war, brannte in keinem der Fenster Licht. Sie drehte sich zu Carsten um. „Die wissen aber schon, dass wir kommen, oder?“ Lachend winkte er ab. „Na klar, ich hab gestern erst mit denen telefoniert.“

Er nahm Hanna bei der Hand und zog sie die letzten Meter hinter sich her. Der einstige Schwarzwaldhof ragte mächtig und düster vor ihnen empor. Komplett aus Holz erbaut, schien das breite Haus mit der Nacht zu verschmelzen. Das Giebeldach reichte bis zum Erdgeschoss hinunter und gab dem Hof trotz seiner Größe ein gedrungenes, verschlossenes Aussehen. Zu ihrer Rechten lag der See, ein schwarzer Fleck, aus dem feiner Dampf aufstieg. Der Wind hatte zugenommen, vertrieb die Wolken. Trüb schien der Mond auf die Landschaft. Sein Licht entzog dem Wald seine Farben, über alles legte sich ein grauer Schleier. Zwischen den Tannen sammelten sich Nebelschwaden, nur die Baumspitzenwaren in dem milchigen Dunst zu erkennen.

„Das ist ein Ausblick, oder?“ Carsten klang anders als sonst. Rau, atemlos. Schweigend sah Hanna zu ihm auf. Versunken in dieses Schauspiel aus Licht und Schatten, glich sein Gesicht dem eines staunenden Kindes. Sie nahm seine Hand, doch er erwiderte den Druck nicht. Stand reglos da und starrte auf den See. Seine Züge wirkten entrückt, fast flehend. Hanna spürte ein Ziehen im Bauch. Da war sie, ganz plötzlich. Die Angst, sie könne ihn verlieren, wenn sie jetzt seine Hand losließe.

Sie zog den Reißverschluss ihrer Jacke noch ein Stück höher und räusperte sich. „Komm, lass uns reingehen, mir ist kalt.“ Carsten drehte ihr ruckartig den Kopf zu und blinzelte. Wie schlaftrunken rieb er sich die Augen und nickte. Sie gingen an der Längsseite des Hofs entlang, bogen nach links um die Ecke und standen vor dem Eingang. Über der massiven Tür waren sorgfältig geschnitzte Holzlettern angebracht: „Berggasthof zur Mummel“. Carsten schmunzelte. „Klingt niedlich. Mummel.“

„Seerose“, murmelte Hanna, die hinter dem linken Fenster flackerndes Kerzenlicht wahrnahm. „So nennt man die hier. Mummel.“

Sie klopfte an die Tür.

Frau Kühnle?“ Carsten streckte der kleinen, robusten Frau seine Hand entgegen. Sie kniff die Augen zusammen, ließ ihren Blick über die beiden Gäste streifen und wich einen Schritt zurück. Langsam schüttelte sie den Kopf und griff nach der Türklinke. Betreten schaute Carsten sie an. „Frau Kühnle? Ich habe gestern mit Ihrem Mann telefoniert.

Ich bin Carsten Meißner, wir haben für eine Nacht reserviert.“ Er reckte den Hals und spähte in den dunklen Flur.
„Ist Ihr Mann zu Hause?“
Sie schüttelte den Kopf immer heftiger hin und her. „Haut ab“, flüsterte sie. Bevor sie jedoch die schwere Eingangstür zuschieben konnte, ertönte über ihr lautes Poltern. Sie fuhr zusammen. Sah Hanna und Carsten mit schreckgeweiteten Augen an. Hanna fröstelte und starrte auf die Treppe, die hinter der Frau in den ersten Stock führte. Schwere Stiefel stapften die ächzenden Stufen hinunter. Schritt für Schritt wurde ein großer Mann sichtbar. Breite Schultern, dunkles Haar, rote Wangen. Er stellte sich neben seine Frau, legte den Arm um sie und presste sie fest an sich. Er lächelte.
„Bisch wieder e bissel arg vorsichtig, Regina. Des sin die zwei Gäscht, sell han i dir doch geschtern erscht verzellt.“ Kopfschüttelnd nahm er Carstens Hand und schüttelte sie grinsend. „Kumme nur eini, drusse ischs kalt!“ Sie folgten dem Wirtspaar ins Haus. Es roch nach feuchtem Holz und kaltem Zigarettenrauch. Keine Wärme kam aus seinem Innern. Ein enger Flur führte in die Gaststube, wo ein kleines Feuer im Kamin brannte. „Es duuret no e bissel, bis es warm isch. So e Kälte mitte im Mai, sag e mol, domit rechnet doch keiner. Regina, hohlsch du dene beide was zum esse?“ Die Wirtin verschwand in der Küche. Carsten und Hanna setzten sich nah ans Feuer.
„Die ist unheimlich“, flüsterte Hanna, während sie der Frau nachsah. Der Wirt stand hinter der Bar und zapfte pfeifend zwei Bier. „Warum sagt die denn nichts? Schaut uns an wie zwei Gespenster!“
„Pssst. Nicht so laut. Er scheint doch aber ganz nett zu sein. Wir essen schnell eine Kleinigkeit und dann verziehen wir uns auf unser Zimmer, okay?“

Die Tür zur Küche flog auf und die Wirtin kam mit einem Tablett auf sie zu. Mit ernstem Gesicht stellte sie zwei Portionen Käsespätzle vor ihnen auf den Tisch. Sie wandte sich ab, stockte jedoch einen Augenblick. Drehte sich erneut zu ihnen um und beugte sich zu Hanna hinunter. „Mache, dass ihr von do wegkumme, am Seebach lang, nunder ins Tal.

Schnell, bevor sie euch hole!“ Dann huschte sie zurück in die Küche.
„Hast du das gehört?“
Carsten blickte auf, Käsefäden hingen von seinem Kinn. „Was denn?“
Hanna sah zu dem Wirt hinüber, der sich mit den vollen Gläsern ihrem Tisch näherte. Hörte Äste im Feuer knacken. Langsam kroch die Wärme in ihren Körper zurück und in ihrem Kopf kehrte Ruhe ein. Sie hatte sich bestimmt verhört. Und selbst wenn ... Vielleicht mochte die Frau einfach keine Leute aus der Stadt.

Das Zimmer war schlicht, aber gemütlich. An der linken Zimmerwand stand ein breites Bett, bezogen mit strahlend weißer Wäsche. Gegenüber ein schwerer Schrank. An der Stirnseite des Raumes konnte man durch ein kleines Fenster auf den See schauen. Hanna zog die Vorhänge zu und schlüpfte unter die Bettdecke.
„Du fühlst dich unwohl, oder?“ Carsten kroch zu ihr und nahm sie in die Arme.
Sie schüttelte den Kopf. „Nein, es ist ...“ Sie wich seinem Blick aus. „Es ist ganz niedlich hier. Die beiden da unten, die sind ein bisschen ... na ja, seltsam. Aber das Bett ist ziemlich gemütlich.“ Sie lächelte und schmiegte sich an ihn.
„Schlaf gut“, nuschelte er und küsste sie auf die Stirn.
Eine Minute später war er eingeschlafen.

Kehliges Stöhnen ließ Hanna in die Höhe fahren. Tastend huschten ihre Blicke umher. Silbernes Mondlicht fiel ins Zimmer. Sie hielt die Luft an. Die Vorhänge! Sie waren aufgezogen!
Ihr Körper versteifte sich. Sie starrte auf das Fenster und krallte sich in der Matratze fest. Lauschte. Nur das Rauschen des Waldes und ihr pochendes Herz. Dabei war sie sich ganz sicher gewesen. Dieses Stöhnen. Sie hatte es ganz deutlich gehört. Tief unter ihr, verzweifelt und flehend.
Hanna griff nach Carstens Hand, spürte jedoch nur kalte Laken unter ihrer Haut. Sie fuhr herum und sah die zurückgeschlagene Bettdecke. Carstens Seite war leer. Sie sprang aus dem Bett und

huschte hinaus in den Flur.„Carsten“, zischte Hanna in die Dunkelheit. „Carsten!“
Nichts. Das Haus schwieg, kein Laut war zu hören. Sie hastete zurück ins Schlafzimmer, griff nach ihrer Hose.
Hektisch schlüpfte sie hinein und warf einen Blick aus dem Fenster. Der Nebel hatte sich verzogen, glänzend und still lag der See im Mondlicht. Am Ufer versanken Büsche und Bäume in einem konturlosen Schwarz. Hanna kniff die Augen zusammen. Da bewegte sich etwas. Jemand. Löste sich aus dem Dunkel und ging langsam auf den See zu. Mit gesenktem Kopf lief die Gestalt hin und her. Die Wasseroberfläche fing an, sich zu kräuseln. Aus den Tiefen stieg ein dumpfes Gurgeln hinauf. Wurde immer lauter. Klarer. Gipfelte in einem Schrei, der gellend durch Hanna hindurchfuhr. Bebend erkannte sie, wer da unten umherirrte. Sein blondes Haar, den leicht zur Seite geneigten Kopf. Carsten!
Sie rannte in den Flur, die Treppe hinunter. Riss an der schweren Tür und stolperte ins Freie. Sie schrie seinen Namen, doch er reagierte nicht. Er lief nicht mehr umher, sondern schlug apathisch mit einem Ast auf das Wasser.
Barfuß stand er mit den Füßen im See. Hanna fühlte die Panik in sich aufsteigen. Wie schwarzer, klebriger Teer, der sie langsam umschloss. Sie zwang sich, vorsichtig auf ihn zuzugehen, und legte ihre Hand auf seine Schulter.
„Schatz?“, flüsterte sie und strich ihm sanft durch die Haare. Sie waren feucht. „Was machst du denn hier?“
Keine Antwort. Er schlug weiter mit dem Ast auf das Wasser und sah auf den See hinaus. Da lag eine Sehnsucht in seinem Blick, die Hanna zurückweichen ließ.
Sie versuchte, ihn langsam mit sich zu ziehen, doch er schüttelte sie ab. Öffnete die Lippen. Bewegte sie.
„Was sagst du?“ Verzweifelt zerrte sie an seinem T-Shirt. Sie schluchzte auf. „Komm schon, lass uns bitte wieder hineingehen.“
„Sie rufen nach uns.“ Er hauchte die Worte in die kalte Nacht. Der See fing erneut an zu brodeln. Heftiger. Wasser spritzte in Hannas Gesicht.

„Was redest du denn da? Wer ruft uns?“
„Die Frauen“, sagte Carsten lächelnd. „Sie sind so allein da unten.“ Er machte einen Schritt nach vorn. Hanna schlang ihre Arme um seinen Bauch und versuchte ihn zurückzuziehen. Doch er ging weiter, ganz langsam und bedächtig, als sei sie gar nicht da. Der Boden vibrierte, lautes Grummeln kam aus dem See. Plötzlich tat sich vor ihnen das schwarze Wasser auf. Eine steinerne, von Moos überzogene Treppe führte hinab in die Tiefe. Jetzt hörte Hanna sie auch. Stimmen. Glasklar, herzzerreißend schön. Manche von ihnen sangen. Andere riefen nach Carsten.
Hanna klammerte sich an ihn, wischte sich zitternd die nassen Haare aus dem Gesicht. Was passierte hier bloß? Sie schaute über die Schulter, sah entsetzt, wie sich das Ufer immer weiter entfernte. Sie konnte ihn nicht loslassen. Konnte nicht zurückrennen und ihn verlieren. Hanna holte tief Luft. Schrie so laut sie konnte nach Hilfe, bis ihre Lungen schmerzten. Carsten nahm die nächste Stufe. Atemlos suchte Hanna in der Dunkelheit nach den Umrissen des Hofs.
Was sie dann sah, nahm ihr jegliche Hoffnung. Im Haus brannte Licht. Wie glühende Augen schienen die hell erleuchteten Fenster das Geschehen ohne Mitgefühl zu beobachten. Die Eingangstür stand offen. Auf der Schwelle zeichneten sich zwei Silhouetten ab. Eine war groß mit breiten Schultern, die andere klein und untersetzt. Sie bewegten sich nicht. Starrten einfach nur hinaus auf den See.
Hanna fühlte, wie die Kraft ihren Körper verließ. Sie hörte die Stimme ihrer Großmutter. Warnend hallte sie in ihren Ohren. „Geh da nicht hin, Kind!“ Zu spät. Tränen vermischten sich mit dem kalten Seewasser auf ihrer Haut. Sie legte ihren Kopf an Carstens Schulter, schloss die Augen und spürte, wie das schwere Nass über ihnen zusammenbrach.

Katharina Wulkow

Meine Vita ist kurz und knapp: Ich heiße Katharina Rios und bin 33 Jahre alt. Geboren wurde ich 1984 in der Nähe der Ostsee in Wolgast, drückte die Schulbank im Schwarzwald und landete schließlich in München, wo ich nun als Fremdsprachenkorrespondentin in der Rechtsabteilung eines Medienunternehmens mein Geld verdiene.

Ich schreibe schon eine ganze Weile. Die ersten Schritte vor Kritikern wagte ich aber erst Anfang 2015 mit Kurzgeschichten in einem Autorenforum, in dem ich noch immer regelmäßig aktiv bin. Ein halbes Jahr später beendete ich meine Erzählung „Frau Sonne hat einen Nervenzusammenbruch“, welche ich im Juni 2015 im Selbstverlag auf Amazon veröffentlichte.

Seit Ende 2017 arbeite ich an meinem derzeitigen Romanprojekt.

BISHERIGE VERÖFFENTLICHUNGEN:

- Kurzgeschichte „Funkelnde Scherben“ auf mosaikzeitschrift.at, Rubrik freiTEXT, November 2017
- Kurzgeschichte „Schnauze voll“ in der Literaturzeitschrift Spurwechsel, Ausgabe #4, Juni 2017
- Erzählung „Frau Sonne hat einen Nervenzusammenbruch“ im Selbstverlag auf amazon.de

Illustration von Anja Berger

KARFUNKELSTEIN

Anja Berger

Ein gellender Schrei schallt durch die Nacht und hallt von den Steinmauern des Klosters wider. Panisch klammert sich das Mädchen an seine Bettstatt.

Die Chorschwestern, gestört bei ihrem Stundengebet, stürzen nur wenig später in die schmucklose kalte Kammer. „Beruhige Dich mein Kind. Hattest Du schon wieder diesen Traum?“ Behände schlüpft die Äbtissin zwischen den Herbeigeeilten hindurch und lässt sich auf der strohbefüllten Matte im knarzenden Holzrahmen nieder. Ihre Stimme klingt warm

und sie strahlt Ruhe und Zuversicht aus. „Ja“, presst die Elfjährige tonlos hervor und nickt kaum merklich. Als die Äbtissin sie in eine tröstende Umarmung zieht, birgt das Mädchen sein Gesicht an der Schulter der alten Frau und weint bitterlich. Große Tränen kullern über seine rosigen Wangen und durchnässen das Gewand der Alten.

Durch sein Schluchzen dringt immer wieder seine nachdrückliche Bitte: „Schafft die Steine fort. Bitte schafft die Steine fort! Sie bringen Unglück.“

Stumm und ratlos blicken die verbliebenen Schwestern einander in die Augen. Unterhalb des Barbara-Klosters befindet sich ein Stollen. Eine Edelsteinmine. Schon viele Jahrzehnte werden dort die kostbarsten und reinsten Steine des Landes geschlagen. Große Amethystdrusen, Bergkristalle von atemberaubendem Glanz und Achatgeoden in schönster Marmorierung.

Einst als Kapelle für die Bergleute errichtet, thront der Stift über dem Eingang der Mine. Viele Männer sind seitdem gekommen, um ihr Glück im Stollen zu machen und nicht wenige davon haben zum Dank einen beträchtlichen Anteil ihres Fundes an die Kirche gestiftet. Die Kirche ist weit über die Landesgrenzen hinaus bekannt, für ihren wunderschön verzierten Hochaltar mit funkelnden Kristallen, edlen Intarsien und einer Reliquie der Heiligen Barbara: ein Tröpflein Blut auf einem Läppchen gelagert in einer kunstvoll gefertigten Schale aus Achat.

Das Mädchen, das ebenfalls Barbara heißt, wie die Schutzpatronin der Bergleute, ist vor Wochen von ihren Eltern verstoßen worden, aus Angst, dass es verflucht sei, als es begonnen hat von einer gehörnten Kreatur mit Ziegenbart und Pferdefüßen zu träumen. Das Horn des Albtraumwesens aber würde mittig auf der Stirn sitzen und wäre ein zugespitzter Bergkristall. Der Herr des Stollens, Arvid, hat das Kind eines frühen Morgens betend vor der Mine aufgefunden und in seiner Not ins Kloster gebracht.

Nein, eine Hexe sei das Mädchen nicht, vermuten die gütigen Klosterfrauen: Es betet, ist ehrlich und sittsam und stets freundlich gegen Mensch und Tier. Man hat sich seiner angenommen und begonnen, seine Träume in Skizzen aufzuzeichnen und in Worten zu notieren.

Anhand seiner kindlichen Beschreibung hat man bald herausgefunden, dass es sich bei diesem Untier wohl um ein Einhorn handeln müsse. Allein die Farbe ist durchweg ungewöhnlich: Es sei nicht weiß, sondern tief violett wie ein Amethyst mit glänzend schwarzer Mähne und ebensolchem Schweif. Nur das Horn sei ohne jede Farbe und durchscheinend wie Glas.

Anfangs ist dem Mädchen im Schlaf nur ein Pferdekopf erschienen, der drohend sein Kristallhorn senkt, wenn das Einhorn aber im Traum berührt wird, zerfließt das Trugbild stets wie Nebelschwaden im kühlen Herbstwind. Doch inzwischen haben sich die Träume gewandelt. Nun wütet das Geschöpf in des Mädchens Träumen tief im Stollen: ersticht mit seinem Horn die arbeitenden Bergmänner und überrennt hernach, das Mädchen auf dem Rücken tragend, mit donnernden Hufen das ganze Städtchen. Zum Schluss dröhnt ein grollendes Donnern und die Kirche stürzt bis auf die Grundmauern ein.

Man befühlt die Stirn des Mädchens, ob es im Fieber rede, man flößt ihm allerlei Tinkturen ein, dennoch vermag nicht einmal der stärkste Trunk aus Baldrian und Mohn seinen Alp zu bändigen. Selbst der Medicus weiß keinen Rat.

Man mutmaßt, dass es sich um Visionen handelt, und erkundigt sich schließlich sogar nach der Standhaftigkeit des Stollens, doch auch diese wird nach gründlicher Inaugenscheinnahme nicht angezweifelt.

Alsbald stellt sich heraus, dass die nächtlichen Erscheinungen des Mädchens ihren Anfang genommen haben müssen, als die wackeren Bergleute eine riesige Geode oder Druse im tiefsten der hier gegrabenen Stollen ausgemacht haben. Die Form scheint beinahe kugelrund zu sein, scharf abgegrenzt zum umliegenden Gestein und härter als alles bisher Gefundene. Was immer es ist, das da so wesentlich dunkler gefärbt und im schwachen Licht der Talglampen rötlich schimmernd vor ihnen im Fels geborgen liegt, es wird, einmal freigelegt, dem Minenherrn und seinen Arbeitern viel Gold einbringen. Die Leute rätseln schon ob des Fundes, was es wohl sein mag: nur eine Achatgeode oder gar ein Karfunkelstein?

Der Umstand, dass der Beginn der Träume auf die Entdeckung der

Geode fällt, veranlasst Schwester Agnes, die Chronistin, dazu, in ihren Archiven Nachforschungen anzustellen.
Geduldig übersetzt sie dem Mädchen die lateinischen Schriften: „Hier steht, dass es ganz in der Nähe einige Höhlen gab, in denen Barbaren vor Urzeiten einfache, aber wohl höchst eindrückliche Malereien an den Wänden hinterlassen haben von grimmigen Fabelwesen, wie gehörnten Pferden und feuerspeienden Bestien." Agnes nimmt ein weiteres ledergebundenes Buch zur Hand, bläst den Staub fort, öffnet die Siegel und schlägt es auf. Nachdem sie eifrig darin herumgeblättert hat, tippt sie mit spitzem Finger auf eine illuminierte Initiale: „Und da ist zu lesen, dass der Legende nach einst ein Monokeros, ein wildes Einhorn, auf einer Insel tobte, das jeden Menschen, der es wagte, sich seiner Höhle zu nähern oder sie gar zu betreten, aufspießte, da es einen mannshohen Karfunkelstein bewachte. Nach dem Einsturz der sogenannten Draconis-Höhle verschwand das Einhorn und die Legende ist in Vergessenheit geraten."
Man bringt die Kunde zu Arvid, dem Herrn des Stollens, doch dieser lacht nur höhnisch: „Ein Karfunkelstein? Bewacht von einem habgierigen Einhorn? In unserer Mine? Das ist doch ausgemachter Unfug! Sei´s oder nicht, wir werden ihn teuer verkaufen können, den Karfunkelstein von Sankt Barbara!"
Je mehr von dem wunderlichen Ding freigelegt wird, desto mehr Gemunkel gibt es in der Stadt. Dem armen Mädchen Barbara geht es indes jeden Tag schlechter, trotz dass die Nonnen es täglich in ihr Gebet einschließen und sich redlich um es kümmern. Blass und krank liegt es mit fahlgrauer Haut in seinem Bette, wird zusehends dünner und spricht nur wirr im Fieber. Es ist nur noch ein Schatten seiner selbst. Allein die barmherzigen Schwestern verstehen die lateinischen Verse, die das Mädchen heiser wispert.
Viele Männer weigern sich derweil, weiter am Karfunkelstein zu arbeiten, geschweige denn den Stollen zu betreten. Es häufen sich dieser Tage Berichte über Sichtungen von gehörnten, pferdeartigen Wesen im umliegenden Wald, insbesondere zu nächtlicher Stunde. Zuerst schreibt

man diese Erscheinungen dem übermäßigen Weinzuspruch und dem unziemlichen Heischen nach Aufmerksamkeit zu, inzwischen will aber bald jeder unbescholtene Bürger das amethystfarbene Einhorn schon einmal gesehen haben und kann es so und so beschreiben. Als dann das Gerücht umgeht, dass das Mädchen, mit dem all dieser Schrecken angefangen hat, im Schlaf in einer fremden Sprache murmeln soll, als wolle es den Höllenfürsten beschwören, verlassen die Ersten die Stadt oder bedrohen die Bergleute mit Knüppeln und Heugabeln.

Mit dem Ausheben des eigentümlichen Steins kommt wahrhaftiges Unglück über die Stadt und das amethystfarbene Einhorn galoppiert nun tatsächlich jeden Abend zum Sonnenuntergang und jeden Morgen zum Sonnenaufgang für alle sichtbar durch die Stadt. Nicht mehr gespensterhaft wie trüber Nebel, sondern leibhaftig und durchscheinend, als sei es ganz aus Kristall und Glas. „Das Trugbild, das die verfluchte kleine Dirne herbeigerufen hat, ist wahr geworden!“, kreischt das Weib des Baders. „Wer sich ihm in den Weg stellt, wird totgetrampelt oder erkrankt kurz darauf schwer!“

Schließlich ist es Arvid, der Eigentümer des Stollens höchst selbst, der sich geläutert und schuldbewusst anschickt, gegen den allgegenwärtigen Einhornwahnsinn vorzugehen. Schwester Agnes hat am Vorabend des Weihnachtstages in einer alten Schriftrolle eine Möglichkeit gefunden, das verderbte Wesen zu bannen. Auf Arvids Vorschlag, mit einer Gruppe mutiger Männer loszuziehen, wiegt sie den Kopf ein paarmal nachdenklich zu beiden Seiten. Dann entscheidet sie: „Nein, nur einer allein soll es tun. Geht hinaus und sammelt über ein Jahr für jeden Monat des Jahres eine violette Blume und trocknet sie. Im Dezember aber schneidet Euch einen Barbarazweig. Dann geht zur Wintersonnenwende auf den Marktplatz und entzündet daraus ein Feuer. Das sollte genügen, um das Geschöpf zu vertreiben. Aber bedenkt: Die Pflanzen dürfen aus keinem Garten stammen, nur aus der Natur. Und Ihr müsst sie selbst und alleine sammeln, sonst wirkt der Zauber nicht. Wir Ordensschwestern dürfen Euch nicht helfen, da dies mit heidnischer Magie verbunden ist. Mir ist nicht wohl dabei, aber es scheint der letzte Ausweg zu sein.“

Dankbar verneigt sich Arvid vor der Nonne und zieht aus, die violetten Blumen zu sammeln. Er kennt sich zwar nicht darin aus, doch so schwer kann es nicht sein, denkt er bei sich. Die Leute halten Arvid für verrückt und schütteln nur den Kopf, als er sie fragt, wann denn die violetten Blumen blühen. Er gibt nicht auf und sucht und findet:

Im Januar findet er Krokusse, im Februar die Iris, Buschwindröschen im März und Veilchen im April. Im Mai bricht er eine Hyazinthe, den Lavendel im Juni. Im Juli sieht er eine Wiese voller Glockenblumen blühen und im August ersteigt er einen hohen Berg, um Enzian zu pflücken. Im September nimmt er sich Vergissmeinnicht und Astern ab Oktober. Die letzte Herbstzeitlose schneidet er halb erfroren im November. Sowie er alles beisammen hat, holt er sich am vierten Dezember von der verschneiten Kirsche hinterm Haus einen Zweig herein und stellt ihn in einer Vase an sein Schlaflager. Und tatsächlich: Zur Wintersonnenwende erblühen an dem kahlen Zweig zarte weiße Blüten.

Eilends rafft Arvid all die getrockneten Blumen und den Barbarazweig zusammen und wirft sie auf den Marktplatz. In der Hand hält er eine Fackel. Die letzten Bürger, die noch verblieben sind, kommen angelaufen und beobachten das Treiben. Sowie er das amethystfarbene Einhorn erblickt, das wutschnaubend auf ihn zu gestoben kommt, entfacht er ein Feuer aus den Pflanzen. Das tobende Tier scheut darin, steigt und löst sich wiehernd in lavendelfarbenen Rauch auf.

Zurück bleibt nur das inzwischen zwölfjährige Mädchen Barbara, das an jener Stelle kauert, wo eben noch der Dunst des gewesenen Einhorns vergeht, bekleidet nur mit einem weißen Hemdchen. Es reckt beschwörend die Hände von sich und murmelt unverständliche Worte. Erst leise, dann immer lauter spricht es seinen furchteinflößenden Vers, bis es ihn verzweifelt in die Menge brüllt:

„*Somnum sane bestia, stricta somno somnum. Requiescant in pace, non excitare belua!*“

„*Somnum sane bestia, stricta somno somnum. Requiescant in pace, non excitare belua!*“

„SOMNUM SANE BESTIA, STRICTA SOMNO SOMNUM. REQUIESCANT IN PACE, NON EXCITARE BELUA!“

„Seht! Das Mädchen dort war das Untier! Es ist verflucht! Das ist eine Hexe!“, schallt es aus den Reihen der entgeisterten Gaffer.

Man legt das Kind in Ketten und bringt es anderntags auf den Scheiterhaufen, wo es elendig verbrennen muss.

Arvid aber wird als Retter gefeiert. Die Menschen kehren in ihre Stadt zurück und mit ihnen auch das Glück.

Der als Karfunkel bekannte kugelige Stein, der von keinem Werkzeug hat zerteilt werden können, wird auf dem Marktplatz aufgestellt, an eben jener Stelle, an der das Einhorn besiegt und die Hexe verbrannt worden ist. Als Mahnmal gegen die Gier. Nachdem genau ein Jahr vergangen ist, trägt es sich zu, dass auf die Wintersonnenwende eine Sonnenfinsternis trifft. Sobald aber der Mond die Sonne ganz verdunkelt, beginnt es in der Steinkugel zu rumoren und zu grollen. Die Leute laufen aufgeschreckt aus allen Ecken und Gassen herbei ob der ungewöhnlichen Ereignisse. Jeder will der Erste sein, um mit eigenen Augen zu sehen und aus erster Hand berichten zu können, was dort vorgeht.

Mit einem markerschütternden Knacken bricht der Stein auf, der von innen heiß wie eintausend Fegefeuer glüht, und gibt die Sicht frei auf eine martialische Kreatur, gewiss geschaffen in und ein Ausbund tiefster Hölle.

Kaum ist die Kuppel abgesprengt, reckt ein Drache, wie er grässlicher nicht sein könnte, seinen schuppigen Schädel heraus und speit einen Feuerstrahl gen Himmel, bevor er mit seinen krallenbewehrten Klauen die restliche Schale seiner steinernen Eihülle zum Bersten bringt, seine mächtigen Schwingen entfaltet und sich mit kräftigen Flügelschlägen in die Lüfte erhebt. Er wächst und wächst zusehends und ist viel größer noch als alles, was dort in diesen Stein hinein hätte passen dürfen! Der Drache kreist suchend über der Stadt. Mit seinen leuchtend gelben Augen schaut er aufmerksam umher, besieht sich seine im Schreck erstarrten Opfer.

Schwester Agnes steht am Fenster und beobachtet entsetzt, wie das Untier wendet und direkt auf das Kloster zuhält. Die Grundmauern erzittern, als es bleischwer auf dem Kirchturm landet, und Schwester Agnes bekreuzigt sich ein letztes Mal.
Dann öffnet der Drache gähnend weit sein grässliches Maul und tief aus seiner Kehle lodern heiße Flammen hervor.

Anja Berger

Anja Berger ist Apothekerin und kommt ursprünglich aus der Region Ludwigsburg.

Schon in frühester Kindheit hat sie ihre Leidenschaft für das Geschichtenerzählen entdeckt und begonnen, ihre Ideen aufzuschreiben. Allerdings hat sie bisher noch keines ihrer Werke veröffentlicht. Inspirationen findet sie überall in der belebten und unbelebten Natur, in Begegnungen und Begebenheiten. In „Karfunkelstein“ fließen unter anderem Eindrücke aus den Urlauben im Hunsrück und in der Vulkaneifel ein.

Heute lebt sie mit ihrer Familie im Landkreis Tübingen, erfindet und schreibt aus Spaß an der Freude vor allem lustige Kurzgeschichten für ihre Kinder oder längere Erzählungen für sich selbst und ihre Freunde.

Nenne mich Kulaxtras

Stephan Kesper

Anouk drehte und dehnte sich, zog die Schultern hoch und versuchte, die Verspannungen in ihrem Rücken zu lösen. Doch an einem zwei Meter hohen Drachenzahn hielt man sich nicht so einfach fest. Und sie tat es nun schon seit einigen Stunden. Der Drache flog – wohin wusste sie nicht. Die Welt weit unter ihr, die sie durch die geöffneten Lefzen erkennen konnte, wenn sie sich vorbeugte, erschien ihr weiß und fremd. Der volle Mond erleuchtete die Nacht mit knöchernem Licht.

Sie stemmte einen Fuß in die Wange des Drachen und konnte so etwas sicherer und entspannter sitzen.
Entgegen ihrer Erwartung war der Drache nicht gleich wieder gelandet. Wie konnte er so lange fliegen? War die Welt etwa so groß? Und wie konnte etwas so Großes und Schweres wie dieser Drache überhaupt fliegen? Sie zog ihren Rucksack aus und wühlte darin herum.
Den Drachen schien das Abstützen an seiner Wange zu stören. Mit der gigantischen Zunge strich er über die untere Zahnreihe und streifte Anouk. Doch sie hielt sich fest in einem der Zwischenräume der konischen Zähne.
Die Zunge hatte ihren Rucksack mit einer Schicht Sabber überzogen. Sie streifte die zähe Flüssigkeit so gut es ging mit ihrem Dolch ab. Dann suchte sie im Sack nach einer Decke. Anouk wusste, dass sie sie eingepackt hatte. Sie entschied sich, den Stoff in Streifen zu schneiden. Damit könnte sie sich am Zahn festbinden. So würde sie nicht aus dem Maul des Drachen fallen, sollte sie einschlafen. Wenig später hielt Anouk ihr Seil aus zusammengeknoteten Deckenstreifen in der Hand und versuchte, eine Schlaufe über die Spitze des Zahns zu werfen. Beim dritten Versuch klappte es. Dann machte sie einen dicken Knoten vor ihrem Bauch. So gesichert nahm sie aus ihrem Rucksack das letzte Stück Feigenbrot. Nur mit vollem Magen konnte sie gut denken. Sobald der Drache landete, würde sie eine Möglichkeit zur Flucht bekommen. Bis dahin musste sie wissen, wie sie das anstellen sollte.
Dem gelangweilten Gott sei Dank, hatte das große Vieh sie nicht direkt erwischt. Der Fall aus dem Fenster des Königs hätte viel schlimmer enden können.
Dass der König so früh vom Bankett wieder in seinen privaten Gemächern auftauchen würde, hatte sie nicht voraussehen können. Anouk hatte gerade die erste Hürde genommen (das verzauberte Schmuckkästchen sicherten mehrere, ineinander verwobene Zaubersprüche), als die Tür aufging und eine Entourage von Leuten das Schlafgemach betrat.
Zuerst die Lichtträger, dann die Soldaten, einige Minister und schließlich der König in seinem irisierenden, roten Umhang, der schwarzen

Lederrüstung und dem großen Hut. Ihm folgten die Hälfte der Hofgarde und am Ende noch die ein oder andere Zofe, die seine Majestät zur Ruhe betten würde. Und inmitten dieses Durcheinanders stand Anouk, von dem schwächsten Unsichtbarkeitszauber geschützt, den sie in der einen Sekunde, die ihr geblieben war, zustande gebracht hatte. Jede Bewegung und jede Berührung eines der vielen umherlaufenden Dummköpfe hätten ihren Zauber brechen lassen können. Es kam, wie es kommen musste, eine der Zofen stieß mit ihr zusammen. Die Zofe schrie, Anouk rannte und sprang mit einem großen Satz kopfüber aus dem Fenster, der zustechenden Lanze eines reaktionsschnellen Gardisten im letzten Moment ausweichend. Das Fenster lag an der Nordseite der Burg. Wo sich unter Anouk nur ein gähnender Abgrund öffnete und sie durch die Dunkelheit entfernt die riesigen Wellen hören konnte, die sich an den Felsen der Steilküste brachen.

Sie fiel – und bevor sie an einen Zauberspruch denken konnte, der sie hätte retten können, schlug sie auf etwas Hartem auf. Nicht so hart, dass sie sich verletzte, aber hart genug, um ihr für einige Sekunden den Atem zu nehmen.

Sie bemerkte schnell, dass sie vor dem Tod auf den Klippen bewahrt worden war. Doch nur, um sich im Maul eines Monsters wiederzufinden. Anouk zitterte vor Kälte. Fast hätte sie sich gewünscht, der Drache mache sein Maul zu. Doch das wäre ihr unheimlich gewesen.

Langsam verlor er an Höhe. Sie bemerkte es in ihrem Magen, der sich hob. Dann stieß er plötzlich im Sturzflug hinab. Sie hielt sich erschrocken an ihrem improvisierten Seil fest. Der Drache schrie so laut, dass Anouk die Hände auf ihre Ohren pressen musste. Bevor er aufsetzte, entzündete er den Boden vor der Landung mit einem Feuerstrahl aus seinem Rachen. Anouks Seil fiel in verkohlten Resten in ihren Schoß. Sie stemmte sich wieder mit dem Fuß gegen die Lefze und hoffte, genug Druck aufbauen zu können, um nicht herausgeschleudert zu werden.

Ohne, dass sie sich darauf vorbereiten konnte, überraschte sie die Zungenspitze, hob sie mitsamt ihrem Rucksack hoch und der Drache spuckte sie aus. Sie landete unsanft auf dem heißen Sandboden. Um sie herum

brannten Büsche und kümmerliche Bäume. Die Felsen waren schwarz vom Feuer. Als sie sich aufrappelte, spürte sie den Boden erbeben. Der Drache war gelandet. Sie drehte sich langsam um und erschrak beim Anblick des haushohen Kopfes des Geschöpfes. Sein Maul hatte er geschlossen, ein warmer Luftstrom stieß aus seinen Nasenlöchern. Seine Augen ruhten fest auf Anouk. Sie leuchteten mit rot schimmernder Iris in der Dunkelheit, die Pupillen kreuzförmig. Seine lange Stirn endete in gigantischen, turmartigen, gewundenen Hörnern.
Anouk wagte es nicht, sich zu bewegen.
Was wollte er? Sie töten? Fressen gar? Sie passte zwischen seine Zähne, wie sollte er von ihr satt werden?
Ein leises Plopp und einen Windhauch später stand vor ihr ein Mann unbestimmbaren Alters, und der Drache war verschwunden. An seinen Augen erkannte sie, dass er eins mit dem Drachen sein musste.
»Ich will Dich nicht fressen«, sagte er und zupfte seine prächtig bestickte Tunika zurecht. »Obwohl es ihm in den Sinn gekommen war.«
»Ihm?«
»Na ja, meiner anderen Form.«
»Du bist der Drache?«
»Ja.«
»Und du redest von ›ihm‹ in der dritten Person?«
»Es ist nicht ...«, er schien zu überlegen, resignierte aber dann, »... es ist kompliziert.«
Sein fein gestutzter Spitzbart musste einst schwarz gewesen sein. Er war von grauen Haaren durchsetzt, genau wie seine Haare. Doch seine Haut und die Augen ließen ihn jünger aussehen.
»Warum hast du mich hierhergebracht?«, sie sah sich um und setzte dann hinterher: »Wo immer das hier auch ist.«
»Ich habe dich nicht hergebracht. Es war ...«, er hielt einen Stock in der Hand und machte eine unbestimmte Geste damit.
»Schon klar, es ist kompliziert.«
Sie setzte sich in den Sand. Einige Minuten später kam der Mann zurück und ließ einen Arm voll Äste in den Sand fallen. Er stapelte sie zu einem

kleinen Scheiterhaufen. Dann leuchtete seine rechte Hand kurz auf und ein konzentrierter Feuerstrahl entzündete das Holz.
»Netter Trick.«
Er setzte sich ebenfalls in den Sand und beobachtete sie.
»Was ist?«, fragte sie ungehalten, sie mochte es nicht, auf diese Weise angesehen zu werden.
»Wie heißt du?«
Sie zögerte kurz, »Anouk. Anouk von Abathan.«
»Ist Abathan eine Stadt?«
»Das Land, aus dem ich stamme.«
»Und warum, Anouk von Abathan, hat dich der König von Korbath aus seiner Burg geworfen? Oder bist du freiwillig gesprungen?«
Sie musste lachen: »Freiwillig bin ich nicht gesprungen. Aber es schien mir besser, als von den Gardisten aufgespießt zu werden.«
»Und warum wollten sie dich aufspießen?«
»Weil ich unerlaubt im Schlafgemach des Königs war.«
Mit dem kleinen Stock, mit dem er im Feuer herumgestochert hatte, deutete er an, dass sie ihm mehr Informationen geben sollte.
»Er hat unser Heiligtum gestohlen. Den Stern der Abathesi. Seit der Stern nicht mehr an seinem angestammten Platz im Tempel von Roga liegt, sind mehrere Missernten eingebracht worden. Meine Leute hungern. Die Priester sind verzweifelt, weil sie nicht mehr mit dem gelangweilten Gott reden können und die Menschen verlieren die Hoffnung.«
»Und du wolltest den Stern stehlen und zurückbringen?«
»Ich kann nichts stehlen, was bereits gestohlen wurde«, antwortete sie stolz.
Der Mann sah ins Feuer, stocherte in der Glut herum und kicherte leise vor sich hin.
»Was ist daran so komisch? Mein Volk leidet.«
»Oh, ich lache nicht über das Leid. Mich verwundert nur immer wieder die menschliche Neigung, ein höheres Wesen für alles verantwortlich zu machen, was ihnen geschieht.«
Anouk schlang ihre Arme um die Knie. Ihr war trotz des Feuers kalt und

ihre Decke hatte sie zerschnitten.
»Ich selbst wurde für Jahrhunderte als Gott verehrt.«
»Wie ist dein Name?«
»Ich hatte viele Namen. Man nannte mich den Weltenzerstörer. Von manchen wurde ich der ›Gott des Feuers‹ genannt. Doch den Namen, den meine Mutter mir gab, hat kaum jemand verwendet.«
»Wenn du möchtest, nenne ich dich bei diesem Namen.«
»Dann nenne mich Kulaxtras«, er nickte freundlich.
»Komischer Name«, Anouk musste lächeln.
»Ein alter Name.«
»Wie alt bist du?«
»Älter als du dir vorstellen kannst.«
»Sag schon!«
»Ich wurde geboren, bevor die ersten Menschen das Licht erblickten.«
»Und das ist ... zweitausend Jahre her?«
Kulaxtras lachte laut.
»Fünftausend? Hör auf zu lachen! Woher soll ich das wissen?«
»Den ersten Menschen habe ich vor über einhunderttausend Jahren gesehen. Er warf einen Stein nach mir.«
»Was hast du in all der Zeit gemacht?«
Er sog die kalte Nachtluft ein: »Der Welt dabei zugesehen, wie sie sich veränderte. Solltest du jemals den Fehler begehen und so lange leben wie ich, wirst du feststellen, dass es nichts auf dieser Welt gibt, für das es sich zu leben lohnt. Das erkannten auch die anderen Drachen – früher als ich. Sie verließen diese Welt und suchten eine neue Heimat.«
»Und du bist zurückgeblieben?«
»Ja. Eine kleine Gruppe von uns wollte nicht gehen. Ich gehörte dazu und Rebraxtras, meine Frau. Doch man ließ uns nicht in Ruhe. Die Menschen breiteten sich immer weiter aus. Irgendwann begannen sie, uns zu jagen. Meine Freunde starben, einer nach dem anderen. Und ich blieb übrig. Ich und ...«
Sie musste gähnen, der Tag war lang und anstrengend gewesen.
»Schlaf, niemand wird dir etwas antun.«

Anouk nahm das Angebot gerne an. Sie rutsche näher ans Feuer heran, drehte sich mit dem Rücken dazu und schlief sofort ein, nachdem sie sich auf die Seite gelegt hatte.

Am nächsten Morgen wachte sie erholt auf. Das Feuer brannte und darüber hing auf einem Stock aufgespießt ein Hase. Anouk war hungrig und Kulaxtras schien nicht da zu sein. Sie griff beherzt zu und verschlang die Hälfte des Fleisches. Dann überlegte sie, sah sich wieder um und aß die andere Hälfte gleich hinterher. Übrig blieben nur einige blanke Knochen. Sie hatte ein schlechtes Gewissen, aber auch einen vollen Magen.
Sie wartete eine Weile, ob der Drache wieder auftauchen würde. Als er das nicht tat, suchte sie ihre Sachen zusammen und bestieg den Hügel neben ihrem Lager. Von dort hatte sie eine gute Fernsicht. Doch nichts kam ihr bekannt vor. Eine Bergkette in der Ferne schien sie an etwas zu erinnern, doch sahen nicht alle Berge gleich aus?
Sie stampfte frustriert zurück zum langsam ausgehenden Feuer, warf einige Äste drauf und setzte sich. Der Drache musste ja irgendwann wiederkommen. Und dann sollte er sie bloß wieder in eine Gegend bringen, die sie kannte. Sie konnte noch nicht einmal die Richtung ausmachen, die sie nach Hause bringen würde.
Sie wartete den ganzen Tag. Bevor es dunkel wurde, sammelte sie weitere Äste, um das Feuer weiter am Leben zu halten. Doch kurz nach Sonnenuntergang wurde ihr klar, dass es zu wenige waren. Sie verfluchte den Drachen, drückte sich an einen Felsen, der von der Tagessonne aufgeheizt noch eine Restwärme abstrahlte und sah in der Dunkelheit zu den Sternen hinauf.
In der Nacht wachte sie auf, der Boden bebte. War der Drache zurück?
Zwei rote, gigantische Iriden, schwebten im Schwarz über ihr. Der Drache sah sie an. Er kam näher, sie fühlte den heißen Atem. Plötzlich hob er den Kopf. Seine Brust, der Hals und sein aufgerissenes Maul begannen rot zu leuchten.
Er wird Feuer speien!, dachte Anouk aufgeregt. Sie sprang auf und versteckte sich hinter dem Felsen in der Hoffnung, dass er ihr

irgendeinen Schutz bieten würde.
Sekundenbruchteile bevor der Drache sie in ein Häufchen Asche verwandelt hätte, wurde die Stille von einem Kreischen zerrissen. Ein weiteres Beben im Boden folgte. Ein zweiter Drache war gelandet, drängte den anderen in einer Weise ab, dass dieser die Ebene abseits des Lagers in Brand setzte und nicht das Mädchen hinter dem Stein.
Beide wandelten ihre Form, gingen aufeinander los und beschimpften sich furchtbar, bevor Kulaxtras, den Anouk im Schimmer der brennenden Büsche erkennen konnte, seinen Gegner am Kragen packte und ihn festhielt.
»Was machst du hier?«, schrie er.
»Was machst du denn hier mit einem Mensch, alter Freund?«
»Wir sind keine Freunde und waren es nie.«
Sie beruhigten sich langsam. Kulaxtras ließ den anderen los.
Eine seltsame, beunruhigende Lache durchdrang die Nacht.
»Du bist ein erbärmlicher Drache, Kulaxtras. Dein Mitgefühl für die Würmer dieser Welt wird dein Ende sein.«
Anouk wagte es nicht, ihr Versteck zu verlassen, aber auch nicht, ihren Blick abzuwenden.
»Pass auf, dass ich nicht zu deinem werde.«
»So, wie du zu ihrem wurdest?«
Wieder lachte der Fremde. Kulaxtras wollte schon erneut auf ihn losgehen, als sich der Andere wieder zurückverwandelte und mit sturmerzeugenden Schlägen seiner Flügel in die dunkle Nacht aufstieg. Anouk schützte ihre Augen mit einer Hand und kam aus ihrem Versteck hervor, als der Wind sich gelegt hatte.
»Du hast gesagt, dass mir nichts geschehen würde.«
»Ich weiß, es tut mir leid. Ich habe nicht erwartet, dass Nebogastras hier auftauchen würde.«
Sie kam zum Feuer, das Kulaxtras entzündet hatte. Ihr war kalt, auch wenn ihr Herz noch vor Aufregung pochte.
»Du solltest noch etwas schlafen. Der Morgen ist fern, ich werde bleiben und Wache halten.«

»Ich könnte jetzt nicht mehr schlafen, selbst wenn ich wollte.«
Kulaxtras lächelte und stocherte, wie am Abend zuvor, mit einem Stock in der Glut herum.
»In dem Fall erkläre mir, wie du an das Juwel kommen möchtest. Solltest du deinen Plan noch nicht aufgegeben haben.«
Sie streckte ihre Hände aus in Richtung der Flammen, um sie zu wärmen.
»Wahrscheinlich genauso wie das letzte Mal.«
»Weil das so gut funktioniert hat?«
»Hat es. Dass der König zu früh zurückkam, lag nicht an einer Schwäche meines Plans.«
»So kann man das auch formulieren. Du hast einen Unsichtbarkeitszauber gewirkt?«
»Ja.«
»Zeig ihn mir.«
Anouk schämte sich etwas, als ob er sie aufgefordert hätte, ein Lied vorzusingen. Aber sie tat es und verschwand für menschliche Augen.
»Ich kann dich sehen. Das ist kein guter Zauber.«
Sie erschien wieder und antwortete: »Das ist der stärkste, den ich kenne.«
»Deine Magie basiert auf Naturphänomenen, wie sie die Hexer der Akademie von Zethgor lehren.«
»Dort habe ich gelernt. Aber nicht abgeschlossen. Sie wollten mich irgendwann nicht mehr dabei haben.«
»Was ist geschehen?«
»Es war ...«, sie sah ihn an und lächelte, »... kompliziert.«
Auch seine Mundwinkel zogen sich auseinander.
»Kennst du einen Feuerzauber?«
Sie schüttelte den Kopf.
»Frost? Oder Schattenzauber?«
Wieder verneinte sie.
»Irgendeinen Elementarzauber? Die sind nicht schwieriger als Naturzauber?«
»Soweit kam ich nicht.«
Er seufzte: »Wahrscheinlich hätten dir die Hexer solche ohnehin nicht beibringen können.«

»Wo hast du gelernt?«
»Magie ist für Drachen nichts Besonderes. Wir benutzen Magie wie ihr die Luft zum Atmen oder das Wasser zum Trinken. Aber unsere Magie kommt aus dem Nichts jenseits dieser Welt, dem Obliteratum.«
»Kannst du sie mir beibringen?«
Er sah sie etwas verwirrt an. Hinter ihm begannen sich die ersten Vorboten des Morgens am Himmel zu zeigen.
»Vielleicht, das kommt auf dich an. Es ist ...«
»... ich weiß, kompliziert.«
»... schwierig. Nicht sehr kompliziert.«
Sie stand auf, bereit, an die Arbeit zu gehen.
Er sah sie erneut verwirrt an: »Jetzt?«
»Wann sonst?«

Es dauerte ein Jahr und einen Tag, bis Anouk die Grundlagen der Elementar- und Schattenmagie verstanden hatte. Dann erst konnte sie für zwei Jahre das Obliteratum kennenlernen, und sie war erfüllt von Ehrfurcht vor der Macht, die aus dieser, ihr völlig unbekannten Magie erwuchs.
Ihre Unsichtbarkeitszauber waren mit einem Mal so stark, dass selbst Kulaxtras sie nicht mehr sehen konnte. Sogar Berührungen brachen den Zauber nicht. Sie beherrschte die Materie, erlernte diverse Zerstörungszauber und konnte ihren Willen auf schwächere Kreaturen übertragen. Das schloss Menschen ein, wie sie in einem Training mit Kulaxtras erfuhr. Er brachte sie an die Küste in eine fremde Stadt. Die Menschen sahen in Anouks Augen seltsam aus, ihre Haare waren schwarz, ihre Haut dunkel und sie bemalten ihre Gesichter. Trotzdem Anouk keines ihrer Worte verstand, konnte sie eine Marktfrau davon überzeugen, ihr einen ganzen Korb Früchte zu verkaufen, für einen kaputten Knopf.
Einen Monat später, die Nächte waren lang und kalt geworden, sagte der Drache am abendlichen Feuer: »Du bist bereit.«
Am nächsten Morgen, kurz nach Sonnenaufgang, flogen sie los. Anouk durfte mittlerweile auf dem Rücken des Drachen Platz nehmen.

Die Reise dauerte bis in den späten Nachmittag hinein. Doch hatten sie erst die Grenzen des Königreichs erreicht. Kulaxtras landete auf einer Waldlichtung.
»Von hier an müssen wir zu Fuß gehen, sonst fallen wir zu sehr auf.«
Anouk nickte. Sie war zwar nicht erpicht auf den langen Fußmarsch, doch war ihr auf dem Rücken des Drachen so kalt geworden, dass sie befürchtete, in der Dunkelheit zu erfrieren, bevor sie die Burg erreichten.
Vom Drachen kam ein weiteres dieser »Plopp«-Geräusche. Er hatte seine prächtige Kleidung durch einen Haufen Lumpen ersetzt. Zudem schien sein Bart plötzlich unordentlich und schmutzig zu sein. Seine Haare und einen Teil seines Gesichts verbarg er unter einer Kapuze. Das Leuchten seiner Augen konnte er wohl nicht verbergen, aber es schien sehr viel dunkler und unauffälliger geworden zu sein.
Sie liefen die ganze Nacht hindurch und erreichten am Morgen die Stadt Amarkant, am Fuße der Klippen, auf dem die Burg des Königs errichtet worden war. Auf der anderen Seite der Bucht, die Amarkant einen natürlichen Hafen bot, befand sich die Steilküste, die dem Meer ungeschützt ausgesetzt war. Dort hatte der Drache damals Anouk aufgefangen. Sie schüttelte den Kopf vor Erstaunen, es war drei Jahre her, doch schien es ihr wie vor einer Ewigkeit geschehen zu sein.
Dass jemand sie erkennen könnte, glaubte Anouk nicht. Sie hatte sich in den südlichen Landen – nun wusste sie, wohin der Drache sie gebracht hatte – neue, für die Augen eines Nordländers fremdartige Kleidung zugelegt sowie ein dezentes Gesichtstattoo. Ihre Haut war gebräunt, die Haare lang gewachsen und hatten einige blonde Strähnen von der Sonne bekommen, die dort unten sehr viel stärker gewesen war.
Sie kehrten in einer Herberge ein und Anouk aß mit Wonne von den nördlichen Speisen, die sie so lange vermisst hatte. Kulaxtras hielt sich zurück und nippte an einem Becher Wein.
»Es sind nur wenige Wachen aufgestellt. In die Burg zu gelangen wird sehr einfach sein«, er flüsterte so leise, dass Anouk Schwierigkeiten hatte, ihn über dem Lärm der Herberge zu verstehen. Beim Reden strichen seine Augen durch den gut gefüllten Schankraum in der

Erwartung, jemand könnte sie belauschen.
Sie antwortete ebenso leise: »Es bleibt dabei, dass du sie ablenkst, während ich den Stern besorge und dann versuche, den König in den Hof zu locken?«
Er nickte und trank einen Schluck.
Nach dem Essen vertrieben sie sich die Zeit bis in den Abend auf dem Markt und besuchten weitere Tavernen. Sie hatten beschlossen, die Dunkelheit zu nutzen.
Schließlich wurde es Zeit und Anouks Bauch verdrehte sich vor Aufregung, als sie sich trennten. Sie zwang sich zur Ruhe und in einer unbeobachteten Ecke in der Nähe der Burg murmelte sie leise den Unsichtbarkeitsspruch. Aus ihrer Sicht veränderte sich nicht viel, außer, dass sie besser sehen konnte, wenn auch mit einem leichten Blauschimmer. Hinzu kam das seltsame Gefühl, nicht mehr da zu sein. Sie konnte sich selbst nicht sehen und die Realität schien nicht mehr ganz bei ihr zu sein. Als sei sie »um die Ecke« gegangen. Nicht weit weg, aber doch eben nicht ganz da. Menschen, die ihr entgegenkamen, nahmen sie natürlich nicht wahr. Und als ein torkelnder Betrunkener durch sie hindurch lief, erschrak sie und ließ einen unterdrückten Schrei entweichen, den niemand wahrnehmen konnte.
An den Wachen kam sie ohne Probleme vorbei. Den Weg in die Gemächer des Königs kannte sie. Eine verschlossene Tür hielt sie nicht auf. Wo sie vorher aufwändige Zaubersprüche platzieren und einmal sogar leichte Gewalt hatte einsetzen müssen, passierte sie dieses Mal einfach die Tür, ohne sie zu öffnen. Das Schlafgemach des Königs war leer. Sie fand die Schatulle und im Gegensatz zu ihrem ersten Besuch, konnte sie nun die Zaubersprüche sogar sehen, die das Schmuckstück schützten. Haarfeine, goldene und weiß glänzende Fäden umhüllten in einer perfekten Kugel die Schatulle. Ein dünnes Geflecht, doch gleichzeitig stark und undurchdringlich. Gedämpft nahm sie Geräusche wahr, die aus dem Hof der Burg zu kommen schienen. Sie ließ sich ablenken und ging zum Balkon, der über dem Hof angebracht war. Einige Wachen liefen unkoordiniert hin und her. Ein Hauptmann schickte die Männer

in verschiedene Richtungen und bellte Befehle. Sie erkannte Kulaxtras, der selbst getarnt mit einem einfachen Zauber rötlich schimmernd hinter einigen Fässern stand und die von ihm angerichtete Unordnung offensichtlich amüsiert betrachtete.
Anouk drehte sich um und überlegte, welche Sprüche sie in welcher Reihenfolge anwenden musste, um die Schatulle aus ihrer magischen Hülle zu befreien.
In diesem Moment griff etwas nach ihren Haaren und riss sie schmerzhaft aus ihrer Unsichtbarkeit heraus. Nebogastras hob sie hoch, sodass sein Gesicht ganz nah an dem ihren war.
»Kleines Mädchen«, flüsterte er in ihr Ohr, »lange nicht mehr gesehen.«
Er lachte leise, Anouk fühlte es mehr, als sie es hörte. Ihre Kopfhaut schmerzte unerträglich.
»Lass mich los!«, brüllte sie ihn an. Doch er lachte nur.
»Das solltest du dir nicht wünschen, denn wenn ich dich loslasse, wirst du sterben.«
Sie griff nach seinem Arm und zog sich hoch, um ihre Haare zu entlasten.
»Aber vorher wirst du mir dienlich sein«, wieder lachte er.
Sie hatte keine Ahnung, was er damit meinte.
Er zerrte sie an ihren Haaren in Richtung des königlichen Bettes. In einer kurzen, brutalen Bewegung entledigte er sie ihres Gewandes, warf sie aufs Bett und öffnete seine Hose. Ihr dämmerte, worauf das hinauslaufen würde. Sie versuchte, den Augenblick zu nutzen, stieß sich vom Bett ab, um darüber hinwegzurollen, außer Reichweite Nebogastras'.
Doch er war viel schneller und drückte sie zurück auf die Matratze. Er warf mit einer Bewegung sein Gewand von sich und auch der Rest seiner Kleidung fiel, als wäre sie aus einem Stück, von ihm ab.
Lediglich Anouks Unterwäsche schützte sie noch, doch der Drache kam immer näher und seine Augen leuchteten hellrot im Dunkel.
Die Tür flog mit einem lauten Krachen auf und Kulaxtras stand im Rahmen. Mit einem Satz sprang er von dort zu seinem Rivalen und riss ihn von Anouk weg in die Mitte des Raums. Sie schnappte sich ihr Gewand, zog es über und rannte zur Schatulle, sie wollte sich

nicht noch einmal ihre Beute entgehen lassen. Die Drachen schlugen mit irrsinniger Gewalt aufeinander ein, von blanker Wut getrieben, erwachsen aus der jahrhundertelang unterdrückten Feindseligkeit. Während sie kämpften, erkannte Anouk, wie sie langsam ihre Gestalt änderten. Sie würden sich wandeln - in diesem Raum, der schon viel zu klein für einen Drachen alleine war.
Sie hatte keine Zeit, darüber nachzudenken. Sie musste den Stern an sich bringen. Die erste Hürde nahm sie in Sekunden, die hatte sie ja bereits beim ersten Mal geknackt. Die folgenden brauchten mehr Aufmerksamkeit. Die Drachen schrien sich an, Nebogastras stieß einen Strahl Flammen aus, Kulaxtras konnte sich ducken, aber die Hälfte des weitläufigen Schlafgemachs ging unmittelbar in Flammen auf.
Anouk arbeitete fieberhaft an der Schatulle, indem sie einen Elementar- und Schattenspruch nach dem anderen ausprobierte. Schließlich kam sie bei der Obliteratummagie an. Sie fürchtete sich, aber sie musste den Stern an sich bringen. Sie probierte einen allgemeinen Antiarkanum-Spruch. Die weißen Fäden lösten sich wie unter Schmerzen auf. Nebogastras fluchte, Kulaxtras hatte ihm eine tiefe Wunde auf der Brust zugefügt. Beide kämpften nicht mehr mit Händen, sondern mit ihren Drachenklauen.
Kulaxtras schrie wie ein Drache und tauchte die zweite Hälfte des Raums in Flammen. Anouk stand an der letzten, flammenfreien Stelle und probierte weiter ihre Zauber aus.
Endlich kam ihr die Idee, dass es sich um einen Bannzauber handeln könnte, der die Schatulle aus der realen Welt in ein Schattendasein verbannte. Sie probierte es mit einem Hervorbringungszauber, einem der schwärzesten und stärksten Zauber, die Kulaxtras ihr beigebracht hatte. Und schließlich lösten sich die goldenen Fäden auf. Sie öffnete die Schatulle und war einen Augenblick wie geblendet von der Helligkeit des Steins. Ohne zu überlegen, griff sie danach und sprang durch eine Wand aus Flammen auf den Balkon, um von dort mit einem Materiezauber ihren Sprung in den Hof abzubremsen. Dem folgte ihr Unsichtbarkeitszauber und sie versteckte sich hinter denselben Fässern im Hof, wo sie

vorher Kulaxtras hatte stehen sehen. Keine Sekunde zu früh. Als sie sich umdrehte, sah sie, wie das Schlafgemach des Königs in Flammen explodierte. Die Geschosse darüber fielen wie ein Kartenhaus in sich zusammen und die Klippen hinunter. Große Steinblöcke krachten donnernd in den Hof. Die zwei voll gewandelten Drachen fielen durch Feuer und Stein, die das ehemalige Gemach des Herrschers darstellten, in den Hof herab. Ohrenbetäubendes Gekreische der Kreaturen hallte von den Wänden wieder. Selbst dieser große Hof war zu klein für diese Wesen. Besonders, wenn sie sich im Kampf befanden. Es wurde zu unsicher für Anouk, sie befürchtete, zertrampelt zu werden. Sie öffnete mit einem Spruch die Tür hinter ihr in der Mauer und landete in einer Waffenkammer. Sie schloss die Tür und versteckte sich so weit hinten, wie sie konnte. Ein Donnern und Krachen öffnete die Wand zum Hof, Kulaxtras‘ Kopf lag direkt vor Anouk - sein Auge warf ihr einen Blick zu, der nichts mit den Blicken gemein hatte, die ihr der Drache in menschlicher Form geschenkt hatte.

Er raffte sich auf und Anouk konnte wieder durch die zerborstene Wand dem Kampf folgen. Zum Glück hielten die drei verbliebenen Wände dem Gewicht der Bauten über ihr stand.

Sie erkannte, dass die Drachen, so gleich sie aussehen mochten, unterschiedlich kämpften. Wo sich Nebogastras auf seine Stärke verließ, versuchte Kulaxtras mit Geschick und Schnelligkeit zu antworten. Als Nebogastras einen schweren Hieb auf Kulaxtras‘ Brust landete und dieser ein weiteres Mal zu Boden ging, wechselte Kulaxtras plötzlich die Gestalt und machte sich verwundbar für die Kraft des Gegners. Doch bevor dieser seine Wut in einem Schlag konzentrieren konnte, hatte Kulaxtras bereits einen Zauberspruch gewirkt, der seinem Gegner tiefe Wunden am ganzen Körper zufügte. Nebogastras schrie so laut, dass Anouk befürchtete, ihre Ohren hätten für immer Schaden genommen. Kulaxtras wechselte erneut in die Form des Drachen, fokussierte sein Feuer und spie so stark er konnte in eine große Brustwunde seines Gegners. Doch dieses Feuer war nicht das rötliche Element, das sie ihr Leben lang kannte. Dieses war anders, ein blaues Feuer aus den Tiefen

des Obliteratums, ein böses, gewalttätiges Feuer. Keine Naturgewalt, sondern reine Magie.
Nebogastras hielt inne, sein Körper erstarrte und seine Augen verloren ihr Leuchten. Schließlich wurde seine Haut schwarz und wenig später trug der Wind nur noch einige Schwaden dunklen Staubs in die Nachtluft davon.
Kulaxtras fiel in menschlicher Gestalt auf den Boden und atmete flach und schnell. Anouk verließ ihr Versteck, rannte zu ihm und hob seinen Kopf auf ihren Schoß, legte sanft ihre Hand auf seine Brust und fühlte, wie seine Anspannung langsam nachließ.
Über das Knacken der brennenden Holzbalken hinweg hörte Anouk das Klatschen behandschuhter Hände. Der König und seine Leibgarde betraten den Burghof und umstellten die beiden.
»Ich scheine den falschen Drachen angeheuert zu haben. Man sollte sich nicht mit dem Billigsten zufriedengeben«, der König hatte eine unangenehme, kehlige Stimme.
»Vielleicht ist dieser ja noch zu haben? Aber dann müsste ich darauf bestehen, dass du«, dabei sah er Anouk direkt an, »mir mein Schmuckstück zurückgibst.«
»Es gehört meinem Volk.«
»Ja, ja, ja, aber das Volk gehört mir, weil es auf meinem Land lebt, du dummes Kind. Und damit gehört alles, was dem Volk gehört, automatisch mir.«
Sie bebte vor Aufregung, wieder sollte ihr der Stein entrissen werden. Konnte sie nicht einmal siegreich sein? Tränen der Wut liefen ihre Wangen herab.
Als der König mit seiner Hand ein Zeichen gab, kamen die Gardisten auf Anouk zu. Doch Kulaxtras räusperte sich und setzte sich auf. Die Soldaten wichen zurück und richteten ihre Speere auf ihn.
»Ihr feiges Pack!«, rief der König wutentbrannt und ging auf die sitzende, junge Frau zu. Das war sein Fehler.
Kulaxtras wechselte seine Form, zielte und spie Feuer. Der König wollte im letzten Moment weglaufen, doch schaffte er es nicht mehr.

Eingehüllt in ein Flammenmeer starb er kreischend.
Die Garde floh daraufhin, für einen toten Herrscher wollten sie ihr Leben nicht riskieren. Anouk stand auf und stellte sich neben Kulaxtras. Der Hof der Burg war verlassen. Ein Strohhaufen, die Fässer, ein abgespannter Wagen und ein Holzgerüst brannten.
Die Mauern waren geschwärzt vom Inferno des Kampfes.
Der Drache wandelte sich wieder in seine menschliche Form und ging zu einem kleinen Haufen Asche, den Überresten des Königs.
Mit einem Fuß schob er Staub und verkohlte Knochen zur Seite, bis er etwas fand. Er kniete sich hin und zog aus dem grauen Haufen ein Stück Stoff heraus. Der irisierende Umhang des Herrschers. Anouk staunte, dass er die Flammen unbeschadet überstanden hatte.
Kulaxtras hob ihn auf wie einen kostbaren Schatz, entfernte vorsichtig Reste der Asche und faltete ihn zusammen. Dann drehte er sich zu Anouk um, aus seinen Augen flossen glimmende Tränen und setzten seine Wangen in Brand.
»Das ist der Rest«, er zeigte Anouk den Umhang.
»Wieso ist er nicht verbrannt?«, fragte sie und strich vorsichtig über den Stoff.
»Weil er aus Feuer gemacht wurde. Es ist Rebraxtras‘ Iris. Er hatte sie zu einem Umhang verarbeiten lassen. Und nun sag mir, Mensch, wer ist das Monster?«, die letzten Wort rief er in Hass auf die Menschheit in den Hof hinein.
Anouk wusste nichts zu sagen. Sie schwieg und stand still neben ihrem Freund.

Kulaxtras war verletzt davon geflogen und hatte sie einfach zurückgelassen. Also hatte sie sich entschieden, den Stern endlich nach Hause zu bringen. Eine Woche später erreichte Anouk ihr Dorf.
Sie ging als erstes zum Tempel von Roga, auf einem Hügel abseits der Siedlung. Ein einzelner Priester saß an eine der Säulen gelehnt. Sie nahm aus ihrem Rucksack den Stern und übergab ihn dem Priester. Erst Unverständnis, dann überkam übermächtige Freude den alten Mann.

Ohne ein Wort sagen zu können, umarmte er Anouk und rannte dann, so schnell seine krummen Beine ihn trugen, zum Altar. In einem kunstvollen Relief fehlte ein Stück. Das Juwel passte exakt und der Priester setzte es an die Stelle, wo es vorher Jahrhunderte die Geschicke der Abathesi gelenkt hatte. Aus dem Dunkel hinter dem Altar kamen weitere Männer, die ungläubig auf das Relief starrten. Sie schoben ihre Kapuzen von den Köpfen, fielen auf die Knie und dankten dem gelangweilten Gott für das Wunder, ohne weiter auf die Retterin zu achten.

Anouk fühlte sich plötzlich leer. Zwar stolz und erleichtert, ihrem Volk auf diese Weise geholfen zu haben. Doch wusste sie für einen Augenblick nicht, was sie tun sollte. So lange hatte sie auf diesen Moment hingearbeitet, dass sie vergessen hatte, sich zu überlegen, wie es danach weitergehen sollte. Sie drehte sich um und verließ den Tempel.

Im Dorf führten sie ihre Schritte zum Haus ihrer Eltern. Sie würden ihr Vorhaltungen machen, dass sie so lange weg gewesen war, dass sie die Schule verlassen und dass sie sich ins Unglück gestürzt hatte. Sie würden versuchen, sie mit einem der Dummköpfe im Dorf zu verheiraten. Das konnte sie nicht zulassen. Aber wenigstens wiedersehen wollte sie ihre Familie. Sie erreichte das Haus in der beginnenden Dunkelheit. Sie überlegte kurz, ob sie klopfen sollte. Doch dann trat sie einfach ein. Ihre Eltern saßen am Feuer, die Geschwister am Tisch und sie alle sahen überrascht zu Anouk auf, als sie die Tür öffnete.

Dann lächelte ihre Mutter, stand auf und nahm sie in den Arm.

»Seid Ihr denn nicht verwundert, dass ich nach so langer Zeit zurück bin?«

»Sei nicht albern, dein Freund hat uns doch schon vorgewarnt.«

Anouk war verwirrt, doch dann stand jemand vom Feuer auf, der nicht zur Familie gehörte. Aufgrund seiner hohen Gestalt und der geraden Haltung wusste Anouk, wer es war, bevor er seine Kapuze vom Kopf nahm und sich zu ihr umdrehte.

Seine Augen schimmerten ein wenig in der Dunkelheit. Dann reichte er Anouk die Hand und sagte mit seiner dunklen, ruhigen Stimme: »Wir haben noch einige Abenteuer zu bestehen, kleine Anouk.«

Ende

Stephan Kesper

Stephan Kesper wurde 1968 als Kind politisch und kulturell gebildeter Eltern in Köln geboren. Seine Groß- und Ur-Großeltern stammten aus verschiedensten Teilen Europas. Darunter Russland, Polen, Griechenland und Deutschland.
Ihn faszinierten die kleinen und großen Geschichten des Lebens und der Flucht während des zweiten Weltkriegs, die ihm seine Großeltern gerne erzählten.

Schon früh zeigte sich ein Interesse am Schreiben. Während seines Mathematik-Studiums und neben der späteren Arbeit veröffentlichte er einige Kurzgeschichten und nahm an Schreibwettbewerben teil.

Stephan Kesper lebt mit Freundin und Hund in Koblenz.

www.kesper.com

Renate Schiansky & Elli Turbanisch

Warum Eleanor und Herbert das alte Haus dann doch kauften, war ihnen genau genommen selbst nicht so ganz klar. Letztendlich war es wohl Eleanor gewesen, die Herberts allzu reifliche Überlegung abgekürzt und dem Wunsch nach einem eigenen Heim nachgegeben hatte. Im Grunde war es ja auch ein wirklich günstiges Angebot gewesen. Überdies drängte die Zeit; Eleanor war im 5. Monat schwanger, die Stadtwohnung mussten sie mit Ende des nächsten Monats räumen und mit den beiden Mädchen und dem 3. Kind

unterwegs zu den Schwiegereltern – nein, das wäre für alle Beteiligten eine Zumutung gewesen.
Außerdem sah das Haus wirklich wunderschön aus. „Wie ein verwunschenes Schloss!“, hatte Sarah fast ehrfürchtig ausgerufen, als sie es sich zum ersten Mal angesehen hatten. Herbert hatte den Kopf geschüttelt und irgendetwas von „so ein Quatsch“ gebrummt, Eleanor hatte erst milde gelächelt und dann den Kopf leicht zur Seite geneigt, wie sie es immer machte, wenn sie nachdachte. Herbert, der Techniker, sah nur die vernachlässigte Fassade, die feuchten Mauern, die morschen Fensterrahmen, in denen vor Dreck fast blinde Scheiben steckten; den verwilderten, von uraltem Gesträuch und Gestrüpp völlig zugewachsenen Garten, mannshohe, dornige Sträucher, durchzogen von kaum mehr erkennbaren Pfaden ... und die Arbeit, die hier herum überall auf ihn lauerte. Eleanor aber erkannte sehr wohl die Anmut, die sich hinter all der Wildnis versteckte. Sie sah große, alte Bäume, in denen Amseln ihre Lieder trällerten oder ein Specht Würmer aus der Borke klopfte; Büsche von Flieder und Oleander, unter denen Igel sich versteckten und vielleicht auch einige Kaninchenfamilien ihre Baue gegraben hatten; Maulwurfshügel auf der Wiese und Schmetterlinge, die mit Bienen und Libellen, Grillen und Heuschrecken für ein ständiges leises Summen und Flattern sorgten.
„Ich glaube, dass hier Elfen und Feen leben!“, sagte Veronica mit ernster Miene. Sie und Sarah waren Zwillingsschwestern und in sehr vielen Dingen ein Herz und eine Seele; nicht in allen, aber gröbere Meinungsverschiedenheiten plagten die beiden nur ausgesprochen selten.
„Elfen, Feen und ein Schlossgespenst!“, ergänzte Sarah.
„Ja, eines, das mächtig stinkt!“, kicherte Veronica.
Da war etwas Wahres dran. Über dem Haus und dem Garten hing ein eigenartiger, unangenehmer Geruch von Verwesung; leicht modrig, dazu ein Hauch des Gestanks von faulen Eiern, gepaart mit dem Dunst verdorbener Lebensmittel. Hier hatte seit Jahrzehnten niemand mehr auch nur einen Handgriff getan. Eleanor fasste ihre beiden Töchter um die Schultern. „Lasst uns reingehen“, sagte sie.
Das Gespenst zog sich ganz schnell und still in den dunklen Flur zurück.

Früher, vor vielen, vielen Jahren, hatte hier der alte Theobald gewohnt; man nannte ihn den Kracher und er war bekannt als mürrischer, wortkarger und völlig humorloser Mensch. Er hockte die meiste Zeit vor seiner Hütte auf der alten Holzbank und sog an seiner Pfeife, ob sie nun glimmte oder erkaltet war. Er sog oft so viel Luft ein, dass er schon ganz aufgebläht war und die Luft sich ihren Weg von selber wieder nach draußen bahnte; sei es durch ein vernehmliches Rülpsen oder auf andere Art und Weise. Nur selten machte Theobald sich auf den Weg ins Dorf und wenn, dann nur, um schnell das Nötigste einzukaufen. Er hatte für niemanden ein freundliches Wort und bald mied jeder seine Nähe, sodass er schließlich völlig isoliert und einsam auf seinem großen, verwilderten Grundstück in seinem großen, verwahrlosten Anwesen hauste. Die Nachbarin, die früher hin und wieder für ihn gekocht hatte, kam irgendwann nicht mehr, und selbst der alte Egbert, der alle paar Monate einmal die Sträucher gestutzt und das unkraut verseuchte Gras mit der großen Sense abgemäht hatte, ließ sich schon seit Jahren nicht mehr blicken.

Nach wie vor herrschte allerdings reges Treiben im Garten des alten Theobalds. Denn unter den dichten Büschen, im hohen Gras, in und unter den alten Bäumen lebten allerlei Getier und außerdem noch eine ganze Schar winzig kleiner, mitunter recht seltsamer Gestalten. Da wuselten Mäuse und Feldhamster, Igel hatten es sich hinter einem Haufen morschen Holzes gemütlich gemacht, Maulwürfe teilten sich mit Kaninchen unterirdische Höhlen und hin und wieder kamen vom nahen Flussufer auch ein paar Kröten vorbei. In dem großen, knorrigen Rosenbusch nisteten Rotkehlchen und darunter, zwischen den bemoosten Wurzeln, hatte sich ein Wichtelmännchen häuslich eingerichtet. Abends, wenn es dämmerte, tanzten die Elfen mit den Schmetterlingen durch das Gras. Von Menschenhand schon die längste Zeit unberührt, bot der Garten all den vielen Kreaturen Platz genug für ein friedliches, beschauliches Miteinander. Auch Erasmus, die alte Wanderratte, hatte den Entschluss gefasst, sich hier anzusiedeln. Er war des Umherziehens

müde geworden und wollte seine letzten Tage an einem Ort verbringen, wo er willkommen und gut gelitten war.

Lange Zeit störte nichts und niemand die Idylle, bis – ja, bis eines rabenschwarzen Tages der schreckliche Theobald an so furchtbaren Blähungen litt, dass er den Entschluss fasste, ein paar Schritte durch den Garten zu gehen. Das hatte er schon seit ewigen Zeiten nicht mehr getan und dementsprechend erschrocken huschte sofort jeder so schnell er konnte davon – die Elfen verschwanden in den Hecken, die Kaninchen in ihrem Bau und die Mäuse in ihren Löchern, die Vögel verstummten und sogar die Bienen hielten in ihrem Summen inne – nur Erasmus bekam von der plötzlichen Hektik nichts mit. Seine Sinne waren nicht mehr so zuverlässig wie einst, die früher so feinen Ohren und die empfindliche Nase taten ihren Dienst nur noch eher schlecht als recht, seine Augen waren schon trübe und fast blind. So hörte er nicht, wie die anderen ihn riefen, sah zu spät den großen, schwarzen Schatten, der auf ihn fiel, erschnupperte viel zu spät die Wolke üblen Gestanks, die ihn umhüllte. Er quiekte entsetzt, wandte sich auf den Hinterbeinen um, doch er war zu alt und zu lahm und zu langsam.
Theobald hatte ihn entdeckt. Und wenn Theobald irgendetwas noch mehr verabscheute als Menschen, dann waren es Ratten. „Widerliches Ungeziefer!“, knurrte er wütend, griff nach dem nächstbesten Knüppel und ließ ihn auf den armen Erasmus niedersausen.
Armer alter Erasmus! Nie hätte er gedacht, dass ausgerechnet hier, in diesem wunderschönen, idyllischen Garten ihm irgendetwas gefährlich werden könnte!
Und Theobald? Der furzte vernehmlich, warf den Knüppel zur Seite und stapfte zurück in sein düsteres, stinkendes Haus.

Große Traurigkeit breitete sich nun im Garten aus. Alle Tiere und auch die Elfen und Wichtel sammelten sich um den toten Erasmus. Die Elfen hauchten ihm Blütenatem ein, die Gnome probierten ihr Glück mit allerlei Kräutern und magischen Formeln, doch es half alles nichts.

Die Ratte war tot und nichts und niemand konnte daran mehr etwas ändern. Also woben die Spinnen Erasmus in ein seidiges Geflecht aus hauchfeinen Fäden, die Elfen bedeckten ihn mit Blütenblättern, die Kaninchen hoben ein Grab an der Gartenmauer aus; dort, wo auch seine Wohnung gewesen war. Dann setzten sich alle zusammen und den ganzen restlichen Tag und die folgende Nacht hörte man das Weinen und Wehklagen der Freunde.

Nur einer weinte nicht. Starren Blickes saß der kleine Wichtel auf einem moosbedeckten Stein, ein ganz klein wenig abseits von den anderen nur, kaum merklich, aber wer in sein Gesicht sah, der erkannte neben der Trauer auch unbändigen Zorn und große Wut. Und so begab er sich schließlich, als all die anderen sich nach und nach zur Nachtruhe zurückgezogen hatten, ins Haus des bösen, stinkenden Theobald. Er zwängte sich durch den Türspalt und kletterte die Treppe hinauf, immer dem üblen Geruch nach, bis in das Schlafzimmer des Alten. Der saß in einem fleckigen, zerschlissenen Ohrensessel, hatte ein zerfleddertes Buch in den Händen und las, von lauten Rülpsern unterbrochen, murmelnd vor sich hin.

Erst bemerkte er den Wichtel garnicht und dann dachte er an eine Sinnestäuschung. Er wusste schließlich, dass es solche Wesen nicht gab; ebenso wenig wie Feen, Hexen oder Zauberer. Vermutlich hatte er eine Flasche Bier zu viel getrunken und nun spielte ihm seine Fantasie einen Streich. Doch dann vernahm er die Stimme, laut und grollend wie Donner hallte sie durch den Raum:

„Verflucht auf immer sollst du sein, Theobald, der du Erasmus getötet hast! Durch eine Ratte sollst du eines Tages aus dem Leben gerissen werden und dein Geist soll keine Ruhe finden! Auf ewig sollst du dazu verdammt sein, hier in diesen Mauern umzugehen, eingehüllt in deinen Gestank! Erlösung sollst du niemals finden, es sei denn, du machst wieder gut, was du verbrochen hast! Nur wenn eine Ratte dir ihr Leben verdankt, dann und nur dann sei dir vergeben!“

Theobald saß in seinem Lehnstuhl wie erstarrt. Narrten ihn Hirngespinste? Hatte er von falschem Essen etwa Halluzinationen?

Doch dann schüttelte er entschlossen den Kopf, furzte lautstark und zündete sich seine Pfeife an. Vermutlich war er eingeschlafen gewesen, dachte er bei sich, und hatte schlecht geträumt.

Der Wichtel indessen drehte sich auf dem Absatz um und stapfte entschlossen (wenn auch ganz leise) wieder nach draußen in den Garten. Ein Weilchen noch ließ er seinen Blick über die Wiesen, Hecken und Büsche schweifen. Hier wollte er nicht länger bleiben, also packte er sein Bündel und machte sich auf den Weg. Wohin auch immer, nur weg von diesem bösen Ort.
Und nachdem der Wichtel gegangen war, hielt es auch die anderen Wesen nicht viel länger. Eines nach dem anderen zogen sie fort, die Mäuse machten den Anfang, dann hoppelten die Kaninchen weg, die Igel und die Feldhamster folgten ihnen alsbald nach. Auch die Elfen schwebten davon und die Schmetterlinge und die Vögel. Der Garten, der einst ein kleines Paradies gewesen war, lag nun öde und stumm und verlassen. Der schöne große Rosenbusch verdorrte und stand bald wie ein dorniges Mahnmal neben dem Haus.

Und Theobald? Nun, der versuchte zwar alles, um die Erinnerung an den Alptraum jener Nacht loszuwerden, aber irgendwie konnte er den Fluch des Wichtels nicht vergessen. Manchmal fragte er sich, ob er langsam wunderlich wurde. Was sollte das mit den Ratten? Das war ekliges Ungeziefer und musste vernichtet werden! In seinem Haus jedenfalls würde er solches Getier nicht dulden! Doch halt, was raschelte denn da in der Ecke? Waren sie etwa schon da? Und knabberte da oben nicht etwas an der Treppe? Tatsächlich! Oder bildete er sich wieder etwas ein?
Es dauerte nicht lange und der alte Theobald sah überall Ratten; im Haus und um das Haus herum, in den Schränken und unter dem Bett, auf dem Tisch und an den Vorhängen, nichts als Ratten, unzählige, widerwärtige Ratten! Er rief den Kammerjäger herbei und als der nichts finden konnte, jagte er ihn schimpfend und fluchend davon, lief hinauf auf den Dachboden und holte den großen, schweren Vorschlaghammer, um der

Brut ein für alle Mal den Garaus zu machen. Da sah er sie, wie sie liefen, die Biester, rannte ihnen hinterher, die Treppe hinunter ... Er stolperte, der Hammer war schwer; er fiel, die Treppe war steil ...
Dann sah er sich plötzlich selbst, wie er am Fuße der Treppe lag, den Kopf in einem viel zu weiten Winkel verdreht, die Beine grotesk verbogen unter dem lächerlichen roten Morgenmantel, den schweren Hammer auf der Brust. Und er nahm zum ersten Mal in seinem Leben den fürchterlichen Gestank wahr, den er verströmte und der ihm zu Lebzeiten nie aufgefallen war. Es war genau so gekommen, wie der Wichtel prophezeit hatte. Theobald sah es nun. Jedoch zu spät. Er war ein Gespenst. Ein stinkendes, hässliches Gespenst in einem zerschlissenen Morgenrock und zwei verschiedenfarbigen Socken an den dünnen Beinen.

Die Tage vergingen, wurden zu Wochen, Monaten, Jahren. Das Haus verfiel immer weiter, der Garten verwilderte immer mehr und wurde zu einem beinahe undurchdringlichen Dschungel. Man erzählte sich hinter vorgehaltener Hand, dass in dem Hause ein Gespenst sein Unwesen triebe. Hin und wieder kamen trotzdem Menschen an und versuchten, sich hier niederzulassen, doch sie machten alle kehrt, sobald sie die Türe öffneten und eine Wolke schlimmsten Gestankes sie begrüßte.

Warum Eleanor und Herbert das alte Haus dann doch kauften, war ihnen genau genommen selbst nicht so ganz klar. Aber sie hatten es gekauft und waren nun fest entschlossen, ehestmöglich hier einzuziehen; und mit ihnen Sarah und ihre hübsche Collie-Hündin Bella und Veronica mit ihren beiden Farbratten Moritz und Moppel. Es begann also ein großes Treiben an dem Haus. Maurer kamen und Dachdecker, Installateure und Fußbodenleger und zuletzt die Maler und Tapezierer. Tag und Nacht standen alle Fenster und Türen offen, um den Gestank zu vertreiben und das alte, muffige Gemäuer wieder wohnlich zu machen.
Die Zimmer wurden in hellen, freundlichen Farben gestrichen, die Türen und Fensterläden weiß lackiert, der Holzboden

abgeschliffen und versiegelt und vor das neue große, gemütliche Sofa kam ein flauschiger Teppich.
Die Mädchen wählten sich zwei Zimmer nebeneinander aus und versahen sie mit pastellblauen Vorhängen und Regalen aus hellem Kiefernholz, die sich nach und nach mit Büchern, Stofftieren und allerlei Krimskrams füllen würden. In Sarahs Zimmer kam noch das Hundekissen für Bella und bei ihrer Schwester stand in einer Zimmerecke der große Käfig mit Moritz und Moppel.
Niemand ahnte, dass ausgerechnet Victoria und ihre beiden Ratten jetzt im ehemaligen Schlafzimmer des alten Theobald wohnten.

Ja, Theobald ... Wo war der eigentlich abgeblieben in all dem Trubel? Nun, anfangs hatte er sich erst einmal zurückgezogen, in den Keller. Dort war es zwar feucht und dunkel, aber einem Gespenst macht das nicht allzu viel aus. Er hatte dann auch ordentlich geistern wollen, aber in dem Wirrwarr von Menschen und Tieren da oben, mit all den Handwerkern noch dazu, war es ihm bald zu anstrengend geworden. Zwei, drei Mal hatte er es versucht, hatte mal hier einen Farbtopf umgeworfen, mal da eine Leiter verschoben, doch niemand hatte auf ihn reagiert und bald darauf war er es endgültig leid geworden. Er war müde, so unendlich müde. Nur noch sich hinlegen und schlafen wollte er; ein für alle Mal und für immerfort, nur noch schlafen. Nur ganz selten noch kam er nach oben, schwebte langsam und lustlos durch die Räume, betrachtete sein neu renoviertes altes Haus und wusste nicht so recht, ob er es schön oder hässlich finden sollte. Alles Grau war verschwunden und bunter Helligkeit gewichen; morsches Holz hatte man durch Neues ersetzt, quietschende Türangeln und knarrende Fensterläden waren geschmiert worden; die Spinnweben weggefegt – kurz, es herrschten hier Zustände, die einem das Spuken durchaus verleiden konnten. Theobald verweilte ein paar Minuten im Elternschlafzimmer, nicht ohne eine gehörige Portion seiner unsäglichen Ausdünstungen zu hinterlassen, und schwebte weiter zu Sarah. Doch noch ehe er die Türe richtig durchdrungen hatte, klang ihm ein tiefes Knurren entgegen. Bella hätte sich

an einem gewöhnlichen Gespenst wahrscheinlich gar nicht gestört, aber Hunde haben ja eine sehr feine Nase und dieser Gestank – nein, das war zu viel. Sie sträubte ihre Nackenhaare; und Theobald machte, dass er wegkam.
Vor Victorias Zimmer zögerte er, als ahnte er schon, dass sich hier sein Schicksal erfüllen könnte.
Ganz vorsichtig schob er erst den Kopf und dann die Schultern durch die Türe. Lange betrachtete er das Mädchen, das friedlich in seinem weiß lackierten Bettchen schlummerte. So ein hübsches Geschöpf! Beinahe wäre ihm warm ums Herz geworden – aber er hatte ja keines mehr. Er fühlte allerdings – soweit Gespenster fühlen können – etwas wie leises Bedauern in sich regen. Eine kurze Weile lauschte er den regelmäßigen Atemzügen des Mädchens, doch dann stutzte er. Da war noch etwas, andere Geräusche, schrilles Gewisper, höhnisches Kichern, leises, aber böses Zischen:
„Rattenmörder! Rattenmörder!“, tönte es aus der Ecke und dann sah er sie: Zwei gescheckte Rattenmädchen, aufgerichtet auf die Hinterbeine, in der obersten Etage ihres großen Käfigs; da standen sie und schimpften und zeterten und rüttelten an den Gitterstäben.
Das war zu viel für Theobald. Eine üble Duftwolke hinterlassend, verschwand er eilends wieder in seinem Keller und nahm sich vor, so bald nicht wieder hervorzukommen.

Und so kehrte der Alltag im Hause ein. Herbert schwang sich jeden Morgen auf sein Fahrrad und radelte in die Stadt ins Büro. Die Kinder liefen zur Schule und Eleanor kümmerte sich um das Haus, den Garten und um die Tiere. Ihr Bauch wurde von Tag zu Tag größer und es würde nicht mehr lange dauern, bis die Familie um ein Mitglied reicher war. Eleanor liebte den Garten, der sich wie ein verwunschenes Paradies um das Haus erstreckte und verbrachte sehr viel Zeit damit, Stück für Stück, Beet für Beet und Strauch für Strauch seine alte Schönheit wieder hervorzurufen. Vielleicht lag es daran, vielleicht auch an dem Umstand, dass der alte Theobald immer unscheinbarer geworden war: Jedenfalls

kehrten nach und nach auch die Tiere wieder zurück. Zuerst kamen die Bienen und die Ameisen, danach ein paar Käfer und mit ihnen nisteten sich auch wieder die Schwalben und andere Vögel ein. Ein junger Grasfrosch hüpfte heran und blieb, und nur wenige Tage später siedelte sich eine Kaninchenfamilie unter den zaghaft blühenden Brombeerbüschen an. Als die ersten Schmetterlinge die Hecken besuchten, brachten sie eine zarte Blumenelfe mit und schon bald war der Garten wieder so schön wie einst. Nur in seiner Mitte, nahe am Wege zum Schuppen, da stand noch immer der alte, vertrocknete Dornenbusch. Herbert nahm sich regelmäßig vor, ihn jetzt endlich auszugraben, jedoch ebenso regelmäßig kam ihm irgendetwas dazwischen.

Theobald war das alles mittlerweile völlig egal. Er verbrachte seine Zeit im Halbschlaf der Geister im Keller und nur noch ganz selten, wenn die Mädchen mit ihren Freunden allzu laut lärmten und lachten und spielten und tobten, verströmte er grantig eine kleine Wolke modrigen Gestankes, sodass die Kinder naserümpfend zumindest für ein Weilchen in ihrem Tun innehielten, ein wenig stiller wurden und er sich seufzend zu einer Gespensterkugel zusammenrollte und weiter döste. Das ging ein paar Wochen ganz gut, aber eines Nachmittags wütete ganz plötzlich ganz besonders aufgeregter Lärm draußen im Garten und drinnen im Haus; da war ein Herumgerenne zu spüren und lautes Geschrei, der Hund bellte wie von Sinnen, irgendjemand rief, ein anderer schrie, es herrschte wohl ein entsetzliches Chaos da oben. Und da Gespenster weder die Augen schließen noch sich die Ohren zuhalten können, beschloss Theobald nun doch, aus seinem Loch zu kommen und einmal gründlich für Ordnung zu sorgen. Man konnte seine Anwesenheit ja immer gut riechen, aber natürlich konnte ihn niemand sehen. Nur der Hund begann wieder aus voller Kehle zu knurren, als er Theos gewahr wurde. Aber nicht einmal einen Theobald aus Fleisch und Blut hätte man heute bemerkt, so wie es hier zuging. Herbert war nur halb angezogen und nicht rasiert,

hielt eine Socke in der einen Hand und das Mobiltelefon in der anderen. Sarah und Veronica liefen treppauf und treppab, schleppten Wasser hinauf und Handtücher hinunter, Lappen hinauf und einen alten Teddybären hinunter, Tee nach oben und Gläser hinunter ... Theobald hatte kaum Platz, dazwischen durch zu schweben! Oben fand er Eleanor im Schlafzimmer, im Bett, neben ihr eine fremde Frau, die sich über den fürchterlichen Gestank beklagte und das Fenster weit öffnete. Herbert kam über den Flur, meinte, es stinke erbärmlich von draußen und schloss das Fenster wieder. Sarah und Veronica diskutierten auf der Treppe den zukünftigen Schlafplatz des Babys.
Nun war Theobald schlagartig klar, was die ganze Aufregung zu bedeuten hatte. Eine Geburt kündigte sich an! Damit wollte er nun gar nichts zu tun haben! Schnell schlüpfte er in sein ehemaliges Schlafzimmer, um sich in vertrauter Umgebung zu erholen, wobei er völlig vergaß, dass hier ja Moritz und Moppel, die beiden Ratten, zu Hause waren!
Das wurde ihm aber sofort bewusst, als er das Fiepen hörte. Allerdings nicht böse und hämisch wie bei seinem letzten Besuch hier, sondern jämmerlich und verzweifelt. „Zu Hilfe!“, vernahm er ein dünnes, ängstliches Stimmchen. Er wandte sich fast widerwillig nach dem Rattenkäfig um und sah eine der beiden Ratten gehetzt hin und her sausen. Wo war die zweite abgeblieben? Sein Blick wanderte suchend im Zimmer umher, dann zu dem offenen Fenster und von dort konnte er jetzt auch ein schwaches Rufen hören. Er schwebte durch den Raum und sah die zweite Ratte, die sich mit letzter Kraft am Fenstersims festkrallte. Gleich würde sie abstürzen!
Ohne groß nachzudenken, packte Theobald sie am Schwanz und hob sie hinein ins Zimmer, in Sicherheit. Beide Ratten fiepten erleichtert, doch als sie sich umwandten, um sich bei Theobald, dem Retter in letzter Sekunde, zu bedanken, war dieser verschwunden, und mit ihm auch sein schrecklicher Gestank.

Im selben Moment klang ein kräftiger Schrei aus dem Schlafzimmer durch das ganze Haus; der Schrei eines gesunden neugeborenen Jungen.

Eine Weile später, als sie alle friedlich und entspannt um Eleanor und die Wiege und das Baby herumstanden, meinte Sarah:
„Wir sollten ihn Theo nennen!“
Sie sahen einander an, ein wenig verwundert, denn allen schien der Name einen zwar ungewöhnlichen, aber doch vertrauten Klang zu haben.

Und unten im Garten zeigte sich auf dem knorrigen, vertrockneten Dornenbusch ein grünes Ästchen mit einer zarten rosaroten Blüte.

Renate Schiansky und Elli Turbanisch

Elli Turbanisch, geb. 1965 in Gardelegen, Konditor und Ingenieur für Lebensmittelindustrie, verheiratet, 2 Kinder und ein Enkelkind, züchtet Schnecken und heißt in ihrem Garten nicht nur Igel, Maulwurf, Käfer und Bienen willkommen, sondern auch Elfen, Leprechauns, Wichtel und Co.

Renate Schiansky, geb. 1959 in Wien, war Sachbearbeiterin der Rechtsfürsorge im Jugendamt, geschieden, 2 Kinder, sammelt Landkarten und ist fasziniert von verlassenen Orten und Gebäuden, beherbergt in ihrer Wohnung neben Ratten, Hamster und Bartagame auch eine Sammlung von Teddybären sowie unzählige Bücher.
Website: renateschiansky.wixsite.com/autorin

Die beiden sind seit beinahe 20 Jahren befreundet, einander in Kreativität verbunden und haben immer wieder Lust, etwas Neues zu versuchen.

Zeit

Zeinab Hodeib

Sein Atem ging schnell, viel zu schnell, als er sich in der Höhle niederließ. Der raue Fels um ihn herum war vom Wetter der letzten Millionen Jahre geformt, ein kühler Lufthauch ging herum, legte sich um seine breiten Schultern wie eine eiskalte Decke. Es herrschte eine hohe Luftfeuchtigkeit, die ihm förmlich den Atem zuschnürte und es dauerte nicht lange, bis er dann das regelmäßige Traben vieler Hufe hörte, die an der Höhle vorbeidonnerten. Bis er wieder regelmäßig atmen konnte, dauerte es einige Minuten. Langsam legte er die schwere Tasche,

die auf seinen Schultern lastete, auf den Boden. Der Inhalt war zu wichtig gewesen, um ihn in der kleinen Hütte zu lassen, die er bis vor einigen Stunden noch sein Heim genannt hatte. Was von ihr übrig geblieben war, war nur Schutt und Asche. Der Schatten des einst liebevoll erbauten Häuschens. Schnell schrieb er einen Brief, einen Brief, dessen Inhalt den Rest seines Lebens verändern würde. Der junge Mann zeichnete eine kleine, einfache Rune und wisperte fast schon stumm den Spruch, der den Brief entzündete und ohne Restasche verbrennen ließ. Langsam sah er zu, wie der Brief in eine andere Zeit, zu einer bestimmten Person reiste. Er hoffte nur, dass er nicht noch weiter in der Vergangenheit lebte, als er ...

Den ersten Brief bekam ich, als ich zu Hause saß und gelangweilt meine Lateinhausaufgaben machte. Ein leichter Brandgeruch stieg in meine Nase, ein Prickeln durchfuhr meinen gesamten Körper. Dann lag er da. Einfach so. Er rauchte etwas, brannte jedoch nicht. Es sah auch nicht so aus, als sei er durch Feuer beschädigt worden. Wie hypnotisiert starrte ich auf das Papier, das Pergament zu sein schien. An einer Ecke war eine Zeichnung gekritzelt, ich erkannte darin eine Rune. In der Mitte stand nur ein Satz.

Ich brauche deine Hilfe.

Ich starrte mit schief gelegtem Kopf auf die leicht verlaufene Schrift, die nicht wirklich so aussah, als hätte sie jemand geschrieben, den ich kannte. Dafür war sie zu ... *alt*. Nicht wirklich, als ob sie schon vor langem geschrieben worden wäre, sondern viel eher, als sei sie von jemandem sehr, sehr Altmodischem geschrieben worden. Es sah fast schon mittelalterlich aus ... Langsam stieß ich mich vom Schreibtisch ab, rollte auf meinem Bürostuhl nach hinten und nahm nachdenklich das Kabel meiner Kopfhörer zwischen die Finger. Ich überlegte. Natürlich war ich verwirrt, misstrauisch. Immerhin war der Brief einfach aufgetaucht. Doch ... ein inneres Gefühl ließ nicht zu, dass ich die Ruhe verlor.

Nüchtern rollte ich wieder zum Schreibtisch, sah mir das Pergament erneut an. Dann strich ich langsam über die Schrift, fuhr die Konturen nach und ergriff den Kugelschreiber, mit dem ich vor Minuten noch den 1ateinischen Text übersetzt hatte. Ich handelte nicht wirklich bewusst, als ich ein Fragezeichen unter den Hilferuf schrieb und dann mein Feuerzeug nahm. Kurz überlegte ich, wann ich den letzten Joint geraucht hatte und ob ich meine Reaktion darauf zurückführen konnte. Doch es war schon einige Tage her, also handelte ich nicht unter dem Einfluss von Drogen. Erst brachte ich das Papier zum Waschbecken des Badezimmers, zögerte noch kurz. Dann zündete ich den Brief an und sah zu, wie er Feuer fing. Er brannte wie Zunder. Ich wartete, bis die Flammen das Pergament vollkommen verzehrt hatten, dann ging ich in mein Zimmer. Es fühlte sich fast schon natürlich an, diesen Brief geschickt zu haben.
Doch als ich wieder an meinem Schreibtisch saß und versuchte, mich auf den Text zu konzentrieren, den ich entziffern musste, fiel mir auf, wie dumm es eigentlich gewesen war, auf diesen Brief zu antworten. Rationalität übernahm wieder die Überhand in meinem Gehirn, ich stand verwirrt auf und begab mich zum Waschbecken. Mein forschender Blick schweifte über das schneeweiße Becken, ich fuhr mit dem Finger über die Stelle, auf welcher vorhin der brennende Brief lag. Als ich meine Fingerkuppe anschließend betrachtete, zog ich die Augenbrauen zusammen und schloss dann die Augen. Da war nicht einmal der Hauch von Asche. Vorhin hatte ich das nicht bemerkt, aber jetzt fiel mir umso mehr auf, dass das Waschbecken blitzblank war. Erst, als ich den leichten Geruch von Feuer vernahm, öffnete ich wieder meine dunklen Augen und zuckte ganz kurz mit den Mundwinkeln, als ich das Pergament erneut vor mir sah. Diesmal stand ein weiterer, kleiner Text darauf. Eine Frage.

In welchem Jahr lebst du?

Langsam zog ich eine Augenbraue hoch, nahm den Brief und lief in mein Zimmer, um wieder zu antworten.

Ein erleichtertes Lächeln lag auf den Lippen des jungen Mannes, als die Antwort erfolgte. Auch wenn er sich fragte, ob sein Zwilling schon vorher von diesen Briefen gewusst hatte oder aus Intuition gehandelt hatte. Vermutlich letzteres. Schon in diesem Zeitalter waren Briefe an Zeitzwillinge fast vollkommen ausgestorben und er wusste nur wegen seines Meisters von dieser Art der Kommunikation.

2018.

Das war weit genug in der Zukunft. Bedächtig stand der Achtzehnjährige auf und lief aus der Höhle hinaus, um sich genauer zu orientieren. Er kannte diese Umgebung nicht so gut wie die, die er einst seine Heimat zu nennen vermochte, doch anhand einiger Faktoren würde er sich ausmalen können, wo er war.
Die Dichte des Waldes war undurchdringbar, nur vereinzelte Sonnenstrahlen wagten es, das allumfassende Blätterdach zu durchbrechen, während einige Vögel einen Kanon der Natur sangen. Mächtige Buchen, himmelhohe Eichen, dichte Kastanien und riesige Ahornbäume säumten den etwas breiteren Trampelpfad, darunter wucherten Sträucher und Büsche hervor wie der unrasierte Bart eines alten Mannes. Dass der Sommer sich langsam dem Ende zuneigte, merkte man noch nicht, es würde noch eine Weile dauern, bis sich das königliche Blätterwerk, das die Baumkronen des Waldes zierte, erst bunt verfärben und dann den erdigen, matschigen Boden wie einen dicken Teppich bedecken würde. Ein schwaches Lächeln umspielte die Lippen des Magiers, während er den tiefen Frieden genoss, der ihn umgab. Ein Frieden, der den Anschein gab, dass alles gut war.
Doch dem war nicht so.
Das Lächeln verschwand aus seinem leicht bärtigen Gesicht, er blickte konzentriert in die Ferne, als würde er in seine eigene Vergangenheit schauen. Seine dunklen Augen nahmen einen wehmütigen Ausdruck an, er dachte an seinen alten Meister, der einen Tag zuvor noch bei ihm gewesen war. Der Schmerz des Verlustes grub sich tief in seine Seele,

als er begriff, dass er nichts hätte tun können, um das grausige Schicksal des alten Magiers zu verhindern. Dann wäre er nämlich ebenso geendet. Im Kerker, kurz davor, auf dem Scheiterhaufen zu brennen, der Woche um Woche immer mehr unschuldige Hexen, Magier und auch Menschen das Leben nahm. Der Schmerz wandelte sich in Wut um, Wut auf sich selbst und auf alle, die dieses System unterstützten. Er hatte nur eine Chance, ihn zu retten. Diese Chance lag in der schweren Tasche, die auf dem nassen Untergrund lag. Und das nicht einmal ganz. Ein Teil davon war nämlich in der Zukunft. Leider nicht ganz so weit wie sein eigener Zwilling, doch wenn er das Rätsel lösen konnte, würde er bald das Versteck kennen und dann ... Er atmete tief durch. Dann würde sich alles ändern.

Ich war ziemlich froh, dass niemand zuhause war, als ich wieder den Geruch von Rauch wahrnahm. Er war diesmal nämlich etwas intensiver und hing auch länger in der Luft. Aufmerksam las ich den Text, den der Typ mir geschrieben hatte.

Hallo.
Mein Name ist Beryl und ich lebe im Jahre 1346.

Kurz brach ich ab. Das war wirklich bescheuert. Ein Brief aus der Vergangenheit!? Doch er war schließlich auch scheinbar wie durch Zauberhand hergebracht worden, also sollte es mich nicht allzu sehr verwirren. Dies erklärte nämlich die altmodische Schrift. Nachdem ich meine Gedanken geordnet hatte, las ich weiter.

Ich hoffe, dass ich dich mit meinem Brief nicht erschreckt habe,
aber ich würde dich gerne mal darüber aufklären, wie ich mit dir in Kontakt treten konnte.
Vermutlich hast du die Rune an der unteren Ecke des Blattes bemerkt.
Diese bedeutet Zeit.
Die Tatsache, dass ich dir einen Brief senden kann, obwohl du so weit

in der Zukunft lebst, hängt eng mit dieser Rune zusammen.
Aber auch mit einer bestimmten Tatsache. Wir sind Zeitzwillinge.

Mein Kopf begann zu schmerzen. Da war zu wenig Logik. Zeitreisende Briefe, Zeitzwillinge. Was zum Henker waren Zeitzwillinge? Vermutlich würde ich weiterlesen müssen, um darauf eine befriedigende Antwort zu bekommen.

Falls dir nicht bekannt ist, was ein Zeitzwilling ist, würde ich dich gerne darüber aufklären.
Ein Zeitzwilling ist eine Person, die eigentlich wie du ist. Nur in der Vergangenheit oder Zukunft. Wir sind vollkommen Fremde und doch gleich. Ich sehe aus wie du, habe deine Angewohnheiten sowie deine Vorlieben und Schwächen.
Und da ich genau weiß, dass du jetzt misstrauisch bist, gebe ich dir mal einen kleinen Hinweis darauf, dass ich allergisch gegen Äpfel bin und Süßspeisen nicht sehr mag. Und falls dich das nicht überzeugt,
weise ich darauf hin, dass wir beide ein Muttermal an der rechten Brustseite tragen.
Ich hoffe sehr, dass ich dir näherbringen kann, was ich meine, da ich auch weiß, dass du jetzt wahrscheinlich leichte Beschwerden in deinem Handgelenk spüren wirst. Ein stechender Schmerz, als würde jemand einen spitzen Gegenstand hineindrücken. Antworte mir bitte, wenn du mir glaubst.

Meine Hände zitterten etwas, als tatsächlich mein rechtes Handgelenk zu schmerzen begann. Ich drehte das Blatt um und schrieb, als würde mein Leben daran hängen.

Als der Zeitzwilling antwortete, tropfte noch immer etwas Blut am rechten Handgelenk hinab, die Spitze der Schreibfeder glänzte dunkelrot. Hoffentlich war es das wert gewesen. Er griff mit blutbefleckten Fingern nach dem nun voll beschriebenen Pergament und las, was die Antwort auf seine Nachricht war.

Mein Name ist Finn. Ich möchte wissen, was es möglich macht, diese Briefe zu verschicken. Ist es Magie? Bist du ein Zauberer?

Seine Augen schmerzten förmlich bei dieser Bezeichnung. Zauberer waren Scharlatane, die Tricks anwandten, um die Illusion von Magie zu bieten. Narren, die etwas klüger waren als der schlichte Bauer von nebenan. Vor allem wegen solcher Menschen war Furcht entstanden. Furcht davor, was echte Magier und Hexen tun konnten. Auch ohne einen Zauberstab, der nur als Ablenkung diente. Kräuterhexen, die ihren Mitmenschen nur helfen wollen, Elementarbändiger, die der Ernte ihrer Nachbarn zu Wasser und Wärme verhalfen.
Die einzige Bedrohung, die von Magiern ausging, kam von Nekromanten. Die einzigen, die wirklich einen Bund mit dem Teufel eingegangen waren. Diejenigen, die über Leben und Tod bestimmen konnten, wie es ihnen beliebte. Aber diese Hexen und Magier waren nicht dumm. Sie waren auch nicht so naiv wie eine einfache Hexe, die sich auf die Kraft der Pflanzen spezialisiert hatte.
Beryl bemerkte, dass seine Gedanken zu weit abgeschweift waren. Er konzentrierte sich wieder auf den Text, dessen Schriftzeichen so seltsam waren, dass er etwas länger brauchte, um sie zu entziffern.

Selbst wenn du einer bist, erklärt es nicht, warum auch ich dir Briefe schicken kann. Liegt es nur an der Rune? Daran, dass wir ... Zeitzwillinge sind?

Für mehr war kein Platz auf der Seite gewesen. Die Rückseite war auch schon voll beschrieben. Er wollte gerade ein neues Pergament holen, als ein weiteres Blatt vor ihm auftauchte. Der Rauchgeruch nahm ihm für kurze Zeit den Atem. Dann betrachtete der Magier den gesendeten Brief. Die Seite war nicht aus Pergament, es war strahlend weiß, weich und auf der unteren Ecke prangte die Rune, die auch auf dem ersten Brief war. Der junge Mann lächelte stolz. Sein Zwilling lernte schnell. Er nahm das weiße Blatt an sich und schrieb mit seiner blutgetränkten Federspitze weiter.

Die nächste Nachricht kam auf dem Blatt, das ich geschickt hatte. Ich nahm es an mich und überflog den Text, den ich bekommen hatte. Mir fiel eine rötliche Einfärbung bei den ersten Worten auf. Als wären sie mit Blut geschrieben worden. Das Echo des Schmerzes, der vor einigen Minuten durch mein Handgelenk gejagt war, lässt mich vermuten, dass mein sogenannter Zeitzwilling sich selbst verletzt hatte, um mir zu beweisen, dass wir irgendwie verbunden waren. Ich musste nachdenken. Ruhe bewahren.

Ich bedaure sehr, dass ich dir nicht alles genau erklären kann, doch die Komplexität dieses Systems verstehe auch ich nicht ganz.
Die angewandte Magie geht ausschließlich von der Rune aus, doch ja, auch ich bin ebendieser mächtig. Allerdings nicht als Zauberer, da ich ein Magier bin.
Ich bitte dich darum, das Wort ‚Zauberer' in meiner Gegenwart zu meiden. Mit zaubern hat all dies nämlich nichts zu tun.
Wie du vermutlich schon weißt, brauche ich deine Hilfe bei etwas sehr Wichtigem.

Magie. Er war ein Magier. Und er brauchte meine Hilfe, weil ich etwas für ihn tun musste. Als ich den Text weiter las, beschleunigte sich mein Herzschlag.

Mein Meister verweilt momentan gegen seinen Willen im Kerker des Königs und wird sterben, wenn ich es nicht schaffe, alle von seiner Unschuld zu überzeugen. Aber ich werde gesucht. Sie wollen nicht, dass ich es schaffe. Auch ich werde mein Leben lassen müssen, wenn ich nicht so schnell wie möglich bestimmte Dokumente bekomme.

Ich wusste nicht wirklich, was ich von alledem halten soll. Die beiden waren also Magier und wurden verfolgt. Also lebten sie zur Zeit der großen Hexenverfolgung. Und um den Meister meines Zeitzwillings zu retten, wurde ich gebraucht. Aber warum? Benötigten sie irgendwelche

Daten zu bestimmten Ereignissen? Was zum Henker sollte ich bitte für sie ... – eine leise Ahnung wuchs in mir heran. Ich griff nach meinem Kugelschreiber und antwortete.

Sind die Dokumente in der Zukunft versteckt?

Während ich auf eine Antwort wartete, machte ich mir einen Tee und ließ ihn abkühlen. Nach wenigen Minuten kam nämlich schon der Brief.

Tatsächlich befinden sich die wichtigsten Dokumente in der Zukunft. Das einzige Problem dabei ist, dass es für dich noch in der Vergangenheit liegt. 1973. Du musst sie finden! Es ist die einzige Chance, nicht nur meinen Meister zu retten, sondern auch viele andere Hexen und Magier, die ansonsten auf dem Scheiterhaufen landen werden. Hilfst du mir?

Ich hatte die Nachricht nicht vollkommen durchgelesen, als ich meinen Entschluss gefasst hatte. Ich würde jeglicher Logik und jedem Verstand trotzen und einer Person aus der Vergangenheit helfen.

Ein Lächeln lag auf seinen Lippen, als er den angekommenen Brief las. In der seltsamen, neumodischen Schriftart hatte Finn ihm darin mitgeteilt, dass er alles in seiner Macht stehende tun würde, um den alten Meister aus der Gefangenschaft zu befreien.
Das Rätsel, mit dem sein Meister die Dokumente geschützt hatte, bestand aus nur wenigen Sätzen. Ein einfacher Reim, der Beryl sehr zum Nachdenken brachte.

Am Fuße der vier Jahreszeiten,
Ist versteckt in purem Eisen,
Fein bedeckt mit roter Frucht,
Das, wonach ihr alle sucht.

Immer wieder las er die etwas krakelige Schrift seines Meisters, die den Standort der Dokumente preisgab. Nachdenklich biss er sich auf die Unterlippe, versuchte, das Rätsel doch noch selbst zu lösen. Aber es gelang ihm nicht. Er ergriff wieder seine Schreibfeder und gab die Worte wieder. Leise wisperte er wieder den Spruch zum Entzünden des Papiers, dann sah er der roten Glut beim Verschwinden zu. Der junge Mann stand wieder auf und ging aus seinem Versteck. Langsam neigte sich der Tag dem Ende zu, es blieb ihnen nicht mehr viel Zeit, den Meister zu retten. Zwei Tage. Vielleicht drei. Im Kerker durfte er sich nicht dazu hinreißen lassen, Magie anzuwenden. Dies wäre sein sicherer Tod. Er würde verfolgt und bald darauf auch gefunden werden. Plötzlich hörte er leise Stimmen, seine Nackenhaare stellten sich auf, alarmiert versteckte er sich wieder in der Höhle und griff nach seiner Tasche. Darin befanden sich Teile der Dokumente. Aber auch etwas, das viel mehr bewirken konnte als nur eine kleine Katastrophe. Würde dies in die falschen Hände geraten, könnte es schreckliche Folgen für alle bedeuten.

Die Stimmen kamen näher. Hufte trabten langsam auf dem Boden. Suchten sie ihn noch immer? Wenn Finn ihm jetzt einen Brief schickte, würden sie sofort den Brandgeruch wahrnehmen und ihn finden. Dies durfte nicht passieren. Sein Herzschlag beschleunigte sich immer mehr, je näher die Reiter kamen. „Der Bengel kann sich doch nicht einfach in Luft aufgelöst haben!“

„Ein Anbeter Satans ist er! Ein Zauberer! Fast so schlimm wie Hexen ...Vielleicht sogar schlimmer. Natürlich kann er sich in Luft auflösen.“ Beryl biss sich wütend auf die Zunge, um sich nicht darüber zu empören, dass die Menschen so ahnungslos waren. Dass Finn noch nicht geantwortet hatte, grenzte schon an ein Wunder. Die Reiter führten ihren Weg fort, das Herz des Dunkelhaarigen schlug ihm nach wie vor bis zum Hals. Er murmelte ein leises Dankgebet vor sich hin. Auch dafür, dass er vor einigen Wochen rein zufällig die Höhle entdeckt hatte, als er nach einigen Heilkräutern gesucht hatte.

Kaum hatte er den Gedankengang zu Ende gebracht, machte sich ein

heimtückischer Brandgeruch breit. Keine Sekunde zu früh.

Die Antwort auf das Rätsel war mir erst dann wie ein Pfeilschuss in den Kopf gejagt, als ich aus meinem Zimmerfenster geschaut hatte. Ein Kirschbaum, dessen Blätter sich vor meinem Fenster langsam gelblich färbten, hatte erst kurz zuvor Früchte gehabt.

Fein bedeckt mit roter Frucht.

Wenn ich den Baum betrachtete, konnte es schon sein, dass er etwa hundert Jahre alt war. Aber ... aber konnte ich wirklich so viel Glück haben? Ich stand auf und suchte nach einer Schaufel. Ich wurde im Keller fündig und nahm sie dann mit in den Garten. Als ich zu graben ansetzen wollte, zögerte ich kurz und fuhr mit den Fingern über die rissige Rinde des alten Stammes, bis ich am Boden ankam. Ich hielt meinen Blick auf die unterste Stelle gerichtet und drehte mich um die Pflanze. Bis mir einige, kaum sichtbar eingeritzte Zeichen auffielen. Eine Sonne, eine Blume, ein Blatt und eine Schneeflocke.

Am Fuße der vier Jahreszeiten.

Ich begann sofort zu graben. Ich grub und grub. Bis ich etwas Hartes spürte. Mit den Händen umgrub ich den Gegenstand und stockte. Es lag ein eiserner Kasten im Boden. Verankert und umschlungen von einem undurchdringbaren Netzwerk aus Wurzeln. Ehrfürchtig berührte ich das rostige Eisen und bemerkte einige eingravierte Runen. Ich blinzelte einige Male. Irgendwie ... *erkannte* ich, was sie aussagen sollten.

Zeit.

Dazu noch einige andere, die ich ebenso zu erkennen vermochte. Alles in mir kribbelte, als ich wie in Trance etwas in einer seltsamen Sprache flüsterte, die ich eigentlich nicht kannte. Aber ich spürte,

dass Beryl sie kennen musste. Die Wurzeln wichen zur Seite, mein Inneres füllte sich mit Wärme, als ich auch andere Runen berührte, die die eiserne Kiste zierten.

Magie.
Kraft.

Mein Blick wanderte auf das ungewöhnliche Schloss, das durch eine Rune verschlossen wurde.
Schutz.
„Onwe ignes."
Öffne dich.
Bloß wieder diese seltsame Sprache.
Ein leichtes Glimmern durchfuhr alle Runen, sie begannen zu leuchten und der Deckel öffnete sich mit einem leisen Klicken, meine Herzfrequenz steigerte sich, als ich hineinsah. Die Dokumente bestanden aus leicht vergilbtem Pergament.
Ich zog die Augenbrauen zusammen und begann nun, mich den Dokumenten zu widmen. Unter ihnen lag ein Stein, der sich mit Licht füllte, wie lebendig pulsierte und dann erst durchgängig zu strahlen begann. Ich ignorierte ihn vorerst und las dann die Blätter durch. Es standen einige Daten und Namen auf den Blättern, Zutaten und Schritte, um Tränke zu brauen. Wie sollte Beryl ihn damit retten? Ich sah alles verzweifelt durch, bis ich etwas Seltsames sah. Es war eine Europakarte. Einige durchgestrichene Gebiete. Nein, nicht durchgestrichen.

Ausgemalt.

Schwarz ausgemalt. Ich nahm alles mit und setzte mich in mein Zimmer, fuhr den Laptop hoch und begann zu recherchieren. Europa, 1346. Ich entdeckte einige Fakten. Unter anderem auch, dass die Pest in diesem Jahr ausbrach. Voller Neugierde besah ich mir nun auch Karten, in denen eingezeichnet war, wo überall die Pest gewütet hatte.

Diese verglich ich mit der, die ich gefunden hatte und fand beinahe perfekte Übereinstimmungen. Ich sank in mich zusammen und steckte mir Kopfhörer in die Ohren. Hörte Musik, während ich meine Hände betrachtete. Vorhin hatte ich Magie verwendet. *Magie*. Sie pulsierte in mir, brannte. Als hätten die Runen sie erweckt. Ich wusste nicht, was ich nun tun sollte. Die schnellen Rhythmen, die in meinen Ohren klangen, ließen mich klarer denken. Plante der Meister etwa, die Pest auszubreiten? War er böse? War auch Beryl böse? Ich konnte das nicht glauben, *wollte* das nicht glauben. Auch wenn ich erst heute Mittag den Brief meines Zeitzwillings erhalten hatte, spürte ich eine unglaublich starke Verbindung zu ihm. Immerhin war er ich. Irgendwie.
Ich blätterte wieder die Dokumente durch, bemerkte auf jedem die Rune für Zeit. Dann sah ich wieder auf den leuchtenden Stein. Ich berührte ihn zaghaft, spürte seine grob geschliffene, warme Oberfläche. Den würde ich wohl auch in die Vergangenheit schicken müssen.
Als automatisch das Wort für Feuer meine Lippen verließ und alles brannte, was zu meinem Zeitzwilling schicken musste, fragte ich mich zum ersten Mal, warum ich überhaupt das Glück hatte, dass der Kirschbaum in meinem Garten als Versteck gedient hatte.
Als ich den Motor eines Wagens hörte, rausschaute und sah, wie mein Großvater ausstieg, lief ich ihm sofort entgegen. Mein Großvater war seit Ewigkeiten nicht mehr zu Besuch gewesen. „Opa! Warum bist du auf einmal da?“ Er lächelte mich mit seinem faltenzerfurchten Gesicht an und legte seine Hand auf meinen Kopf. „Ich habe einen Brief bekommen.“

Er sammelte alles ein und stopfte es in seine Leinentasche, bevor er sich auf den Weg machte. Wenn er sich beeilte, würde sein Meister spätestens morgen früh wieder auf freiem Fuß sein und dann ... Ihr Plan würde endlich aufgehen. Es war perfekt geplant. Sogar den Stein hatte Finn ihm geschickt! War er nicht misstrauisch geworden, als er die Blätter betrachtet hatte? War ihm nicht aufgefallen, dass -
Abrupt blieb Beryl stehen und lauschte angestrengt den Geräuschen, die ihn umgaben. Nach und nach war aus Tag Nacht geworden und

er musste sich anstrengen, um sehen zu können. Irgendwo hörte er das Wehklagen eines einsamen Wolfes, während das Rascheln der Bäume in die Ode der Einsamkeit mit einstimmte. Zirpende Grillen ließen die Szenerie nur umso verlassener wirken, doch Beryl wusste genau, dass er nicht alleine war. Es war fast, als könnte er den Herzschlag der anderen Person wahrnehmen.

„Weißt du, Finn, mein Zeitzwilling hat sich nach Jahren wieder angemaßt, mir zu schreiben." Wir tranken Tee, als er mir alles über sich seinen Zeitzwilling und seine magischen Kräften erzählte, die ich von ihm geerbt hatte. „Er sitzt im Kerker des Königs und wird wohl bald verbrannt." Nachdenklich sah er in den heißen Tee und seufzte leise. „Zu Recht, wohl bemerkt."

Fast hätten sie es geschafft, ihn gefangen zu nehmen. Dass es nur zwei gewesen waren, die nicht einmal Waffen bei sich getragen hatten, war ein Wink des Schicksals. Verborgen unter einem Haufen Blätter und Äste würde man die beiden vielleicht erst dann entdecken, wenn Tiere sich bereits an dem Festmahl gelabt hätten. Ein Zauberspruch hatte gereicht, damit sie sich gegenseitig wie Tiere zerfleischten. Nun rannte er, wohl bedacht, nicht erneut in die Versuchung zu geraten, solche Magie zu verwenden. Es schwächte ihn zu sehr.

„A... aber ... Beryl schien so nett ..." Er seufzte leise. „Das ist er ja auch ... zu nett. Und naiv genug, um von seinem Meister geblendet zu werden."

Als die uneinnehmbare Festung vor ihm aufragte, musste er lächeln. Langsam schulterte er seine Tasche und flüsterte leise Worte, die ihn für das menschliche Auge unsichtbar machten. Aber das musste er ja sowieso sein, um zu überleben, dachte er verbittert.

„Ich muss ihn aufhalten."
„Es ist zu spät, Finn."

Der Kerker war groß, doch da die Zelle seines Meisters weit vorne war, fand er ihn ziemlich schnell. „Unsichtbar fürs menschliche Auge?“ Er lachte, ohne eine Antwort abzuwarten.

„Opa! Ich kann das nicht zulassen! Halb Europa wird sterben!“
„Finn. Halb Europa ist bereits gestorben.“

Als er ihn mit dem Schlüssel befreit hatte, den er zuvor einer Wache stahl, überreichte Beryl seinem Meister freudvoll die Tasche, in der alles war, um es endlich zu vollbringen.

Ich atmete schwer, meine Luftröhre schien wie zugeschnürt zu sein. Mein Opa nahm bedrückt meine Hand. „Er schickte vor so vielen Jahren all diese Dokumente, damit ich ihn davon abhalte, es zu tun. Er hat sich wohl wieder darin verfangen und einen anderen Weg gesucht, an alles zu gelangen. Sein Brief an mich war bloß, um sicherzugehen, dass ich dich nicht daran hindere. Da er wusste, dass wir verwandt sind, muss er sich dadurch erschlossen haben, dass auch er und Beryl Großvater und Enkelsohn sind. Es kommt oft vor, dass Generationen bei Zeitzwillingen ebenso erhalten bleiben.“

Nicht mehr lange. Nur noch ein paar Minuten.

„Ich verstehe nicht, Opa ... Wenn Zeitzwillinge doch gleich sind ... warum sind unsere dann so grausam?“ „Weil sie in einer grausamen Zeit leben.“

Nur noch der Stein ... Das reine Licht ... Er würde die Wirkung weiter verstärken.

Bis ich die Informationen verarbeitet hatte, dauerte es einige Sekunden. Unser Tee war bereits kalt. Ich hatte zu dem beigetragen, was im heutigen

Geschichtsunterricht ein Thema war.
Der schwarze Tod.

Also ist die Pest doch wegen Hexen und Magiern ausgebrochen.

„*Endlich wird die Menschheit Zeuge von der Furcht sein, die wir Tag für Tag erleben …*“

Die Furcht davor, auf grausame Art und Weise zu sterben.

Zeinab Hodeib

Hallo an alle, die sich tatsächlich die Zeit nehmen wollen, das hier zu lesen. Erst einmal danke dafür, dass ihr höchstwahrscheinlich Interesse an meiner Geschichte gefunden habt und daher auch etwas über mich wissen wollt!

Also: Mein Name ist Zeinab Hodeib, ich wurde am 28.01.01 geboren, wohne in einem unbekannten Kaff namens Rinnthal und schreibe Geschichten, seit ich dazu in der Lage bin. Angefangen mit kurzen Bildergeschichten in der ersten Klasse bin ich nun hier angelangt. Kurzgeschichten, in denen ich meiner Fantasie freien Lauf lassen kann. Teilweise arbeite ich auch an richtigen Büchern und Romanen, diese dienen mir aber eher als Übungsort.

Ich liebe es, mich in Decken eingewickelt mit einem Tee hinzusetzen und dabei ein gutes Buch zu lesen. Es entspannt mich ungemein und außer zu Hause an Büchern zu sitzen, gehe ich auch liebend gerne in den Wald. Entweder alleine oder mit meinen Hunden. Dort kann ich meine Gedanken ordnen und Inspiration sammeln, während ich mit den beiden Jagdhunden spiele. Meine Liebe zum Wald ist ein unendlich starkes Band, das sich zum Teil auch in meinen Geschichten widerspiegelt, die eben häufig in Wäldern spielen. Der Pfälzer Wald dient mir hier als größte Inspirationsquelle, da ebendieser keine fünfzig Meter weit weg von mir ist.
Anderweitig bin ich momentan damit beschäftigt, die elfte Klasse und bald auch mein Abitur zu überleben, um mein Traumstudium als Psychologin anzusteuern. Im Moment interessiere ich mich vor allem für den Beruf des Kriminalpsychologen, was sich mit einem Blick auf mein Bücherregal auch ziemlich leicht bestätigen lässt. Nichtsdestotrotz liegt meine Hauptleidenschaft darin, Fantasy-Geschichten zu schreiben, die mich aus der teilweise monotonen Welt, in der wir leben, fliehen lassen. Viele fragen mich, woher ich all meine Ideen nehme. Die wirkliche Antwort dazu habe nichtmal ich, jedoch ist das ja auch egal. Jeder hat so seine Tricks, nicht wahr?

Die unmögliche Quest

Holger Göttmann

Wie nennt man einen weiblichen Paladin? Seit Jahren ziehe ich mit dieser Frage im Kopf umher. Es mag in euren Augen nicht wichtig sein und doch ist es das für mich. Bevor ein falscher Eindruck entsteht: Ich bin keine Heldin. Mein Name ist Johanna und ich bin noch nicht einmal eine Kriegerin. Schon immer wollte ich zwar eine solche sein, aber ich durfte es nie. Meine Eltern waren Bedienstete am Hofe des Grafen von Eichborn, weswegen ich nicht die schlechtesten Voraussetzungen hatte, aber eine Kriegerin?

Nein, so etwas geziemte sich nicht. Jetzt sagt Ihr vermutlich: »Mädchen, stell dich nicht so an. Nimm dir ein Schwert und übe heimlich.« Doch wie hätte ich an ein Schwert kommen sollen? Auch am Hofe des Grafen gab man Frauen sowas nicht so einfach in die Hand. Zugegeben, ich habe einmal eines geborgt, um zu sehen, wie es sich in der Hand anfühlt. Doch das war nichts für mich. Also griff ich zur nächstbesten Waffe: dem Federkiel. Eine wahrlich weiblichere Waffe, nicht wahr?

Dabei sollte vollkommen egal sein, ob ich ein Schwert oder eine Feder in der Hand halte. Beides kann erschaffen und zerstören, beides kann schützen und töten, beides kann die Welt verändern. Das meine ich sowohl im übertragenen als auch im wörtlichen Sinne. Trotzdem wird gerne bei diesen Waffen ein Unterschied gemacht.

Ich bin aber Schreiberin geworden, saß lange in den Bibliotheken und besuchte den nahen Tempel mit seiner Schriftenhalle. Denn der schwere Stahl für die Schlacht? Das war nichts für mich. Auch wenn ich dadurch leider das klassische Frauenbild bestätige, ist das Schreiben meine Berufung. Das weiß ich und spüre ich. Soll ich das also einfach ignorieren, nur um aus diesem Käfig auszubrechen, in den Männer uns Frauen stecken? Ich denke nicht. Es sollte keine Rolle spielen, ob etwas eine männliche oder weibliche Waffe ist. Himmel! Wieso wird das überhaupt so unterschieden? Mir ist es einerlei, ob ich mit dem Federkiel eine weibliche Waffe in die Hand genommen habe, ob ich mich dadurch unterdrücken lasse oder ob mir der Himmel auf den Kopf fällt. Jeder sollte das machen, was zu ihm passt, nicht wahr?

Lange habe ich probiert, mich gegen alle Klischees zu stellen – einfach aus Prinzip und zu einem erheblichen Teil aus Trotz. Ich habe vorgefertigte Bilder von Geschlechterrollen zerbrochen, wo ich nur konnte. Vermutlich war mir das alles als gebildete Frau zu bewusst und ich musste mich daher dagegen auflehnen. Vielleicht hatte ich zu viel gelesen und bin daher – wie die Männer sagen – auf »böse« Gedanken gekommen. Ich weiß es nicht.

Im Nachhinein war es jedoch töricht, denn ich spielte diesen festgefahrenen Vorstellungen mit einem solchen Verhalten in die Hand.

Wo ich mich von dem einen konservativen Bild löste, fesselte mich ein anderes. Eine Fessel bleibt trotz allem eine Fessel. Ich marschierte in Hosen, wo Andere in Kleidern tanzten. Ich trug kurze Haare, wo Andere sich lange die Steckfrisur richteten. Damit verfestigte ich aber nur das klassische Bild einer Frau, die sich nicht anpassen wollte – einer Rebellin! Denn anstatt eigenständig zu sein, war ich schlicht dagegen. Ich war nur anders, aber nie ich selbst.
Selbst dieser Widerstand war mir jedoch nicht genug. Ich wollte mehr! Was kann eine Schreiberin allerdings schon erreichen? Das waren anfangs meine Sorgen. Die Antwort auf diese Frage war so einfach, dass sie mir erst Jahre später einfiel und zu einem Plan heranreifte: Ich werde die Chronistin einer großen Kriegerin und schreibe ihre Erlebnisse auf! Lange suchte ich nach einer passenden Person, und als ich schon fast aufgeben wollte, traf ich sie. Dies ist die Geschichte unseres Treffens und eines Kampfes gegen einen unbesiegbaren Gegner.

Es war abends, als ich in Weilersbrunn ankam. Meine Füße schmerzten und meine Schritte wurden schwerfälliger. Ich wollte nur noch in die nächste Taverne, mir ein Zimmer besorgen und mich auf ein mehr oder weniger weiches Bett legen. Allerdings herrschte auf dem Marktplatz Tumult. Von meiner Neugier gepackt näherte ich mich dem Lärm und vergessen waren meine schmerzenden Füße.
Eine große Menschenmenge stand um einen Brunnen herum und schaute zu einer hochgewachsenen und gerüsteten Frau. Ich mischte mich unter die Dorfbewohner und sah neugierig zu der Kriegerin auf. »Gleich wird sie eine Ansprache halten«, flüsterte eine Dame mittleren Alters mir zu und sie wippte erwartungsvoll auf den Zehenspitzen, um mehr zu sehen.
»... und dann fliegen die Tomaten!«, lachte ein Mann in edler Kleidung auf der anderen Seite. Vermutlich ein Kaufmann auf der Durchreise. Es gab hier offensichtlich zwei Stimmungsrichtungen.

Manche schauten zu der Kriegerin auf – mit Hoffnung, Respekt und Verehrung im Blick. Andere wiederum buhten bereits jetzt und schüttelten die Fäuste. Doch dann verstummten alle, als die Kriegerin mit ihrer Rede begann. Die Stimme der gerüsteten Frau war klar und deutlich. Man konnte hören, dass sie es gewohnt war zu befehlen: »Seht mich an. Ich bin Lady Annemarie Schwarzfels von den drei Hügeln! Ausgebildet wurde ich im Tempel des Ogdon. Ich bin eine Frau, aber ich stelle mich allen Prüfungen, die ihr mir auferlegt. Wer ein Anliegen an mich hat, findet mich in der Schenke!«

Ein Raunen ging durch das Publikum und schon flog das erste faule Ei. Laut klatschte es auf die Rüstung. Eidotter und Eiweiß liefen den gepflegten Stahl herab. Doch Lady Schwarzfels kümmerte es nicht. Sie würdigte dieses Attentat auf ihre Würde keiner Worte und keiner Geste. Sie schritt einfach von dannen – und ich hinterher.

Hatte ich gerade richtig gehört: der Tempel des Ogdon? Ich war aufgeregt, denn von dort kamen seit jeher die Paladine dieses Landes. Ein Licht gegen die Dunkelheit waren sie, ein Vorbild an Höflichkeit, an Edelmut und Tatendrang. Aber dass eine Frau dort ausgebildet wurde, hatte ich noch nie gehört.

Wer war diese Frau, die dies so selbstbewusst verkündete? Ich wollte mehr erfahren und vielleicht hatte ich die Frau gefunden, die ich als Chronistin begleiten sollte.

In der Taverne angekommen war es zunächst schwierig, Lady Schwarzfels zu erreichen. Sie war von einer Menschentraube umringt – oder besser gesagt: einer Männertraube. Die Männer forderten sie heraus: zum Trinken, zum Armdrücken, zum Wettspucken, zum Pfeilwerfen, zum Schwertkampf. Es gab kaum etwas, zu dem sie nicht aufgefordert wurde. So ein Mannsweib konnten diese Kerle nicht auf sich sitzen lassen! Lady Schwarzfels nahm jede Herausforderung an. Nicht immer gewann sie, was ihr erneutes Gelächter einbrachte. Aber nur weil man Schwächen hat, war man schließlich nicht schwach, oder?

Als der Andrang geringer wurde, trat ein großer Hüne an den Tisch der Lady: »Schwarzfels!« Sein Haar war fettig, das Hemd fleckig und die

Manieren offenkundig genauso wenig gewaschen.
»Ja?« Lady Schwarzfels hob ihren Blick nicht, sondern schaute weiter zu der Bauernfrau, mit der sie bisher geredet hatte. Der Hüne hatte sie unhöflich angesprochen, da konnte ich ihr ein solches Verhalten nicht verübeln.
»Mein Name ist Gerolt. Du behauptest, eine Frau kann das, was ein Mann nicht kann? Beweise es! Ich fordere dich auf, den Troll am Teersee zu besiegen! Keinem Mann ist es bisher gelungen. Alle, die auszogen, sind gestorben.«
»Ich werde mich auf den Weg machen. Am Morgen.«
»Du wirst scheitern!« Ein schmieriges Grinsen begleitete seine Worte.
»Das werden wir sehen.«
In Lady Schwarzfels' Blick trat ein kämpferisches Funkeln, als sie nun doch zu diesem Bären von einem Mann aufblickte. Sie erhob sich, und auch wenn sie kleiner war, wirkte es nicht, als ob sie zu ihm aufblickte. Als sie ihm die Hand reichte, schlug er ein. Dann lachte er gehässig und verschwand.
Lady Schwarzfels blickte ihm hinterher, atmete tief durch und ging an die Theke: »Ein Bier!«, rief sie dem Schankwirt zu.
»Nicht lieber eine Milch?«, ertönte es hämisch von hinten aus der Gaststube.
Ich sah mich um, aber erkannte nicht, woher es kam. Sicherlich irgendein vorlauter Feigling. Ich blendete das Gelächter aus, denn jetzt war Lady Schwarzfels allein. Das war meine Gelegenheit! Ich trat an die Theke und neigte meinen Kopf: »Einen gesegneten Abend, Lady Schwarzfels.«
»Die Götter mit Euch!«, es war ein tiefes und wohlgesonnenes Brummen, das Lady Schwarzfels mir entgegenbrachte, als sie mich musterte. »Kann ich Euch weiterhelfen?«
»Jawohl, das könnt Ihr.« Ich merkte, wie mein Herz immer schneller raste. »Mein Name ist Johanna. Ich bin eine Schreiberin und auf der Suche nach einer Anstellung als Chronistin.«
»Und wie soll ich Euch dabei helfen?«, fragte sie.
»Ich würde Euch gerne folgen und Eure Taten aufschreiben. Alle sollen

erfahren, wie sich starke Frauen in der Welt beweisen können.«
Kurz huschte der Anflug eines bitteren Lächelns über das kantige Gesicht der Lady: »Ein hehres Ziel.«
Ich nickte: »Aber ein wichtiges Ziel.«
»Leider muss ich ablehnen. Zu gefährlich wäre es für Euch, denn ich kann nicht für Eure Sicherheit garantieren.«
»Macht Euch um mich keine Sorgen! Ich habe schnelle Beine, wenn es notwendig wird.«
»Wegrennen mag einem das Leben retten, eine Schlacht gewinnt das jedoch nie.«
»Aber wer wegrennt, um zu leben, kann den Kampf an einem anderen Tag erneut aufnehmen und aus Erfahrungen lernen – bis dies zum Sieg führt.«
Noch einmal musterte mich Lady Schwarzfels. Eine halbe Ewigkeit verging für mich, doch dann nickte sie kurz und knapp, ehe sie mir auf die Schulter klopfte.
»Na gut, wenn dies Euer Wunsch ist, soll es so sein. Begleitet mich und wir werden sehen, wie Ihr Euch macht. Das ist aber noch keine Zusage, dass Ihr meine Chronistin werden dürft! Es ist eine Prüfung. Trefft mich im Morgengrauen.«
Mit diesen Worten verabschiedete sie sich und ging auf ihr Zimmer – gefolgt von hämischem Gelächter und einigen unzüchtigen Rufen. Doch dies prallte alles an Lady Schwarzfels' Rüstung aus Gleichgültigkeit ab. Ich beneidete und bewunderte diese Frau. Wäre ich doch auch so wie sie!

ᔓ

Der Morgen graute und Nebel lag auf den Feldern, als ich Lady Schwarzfels erneut traf und wir uns auf den Weg machten. Am Anfang sprachen wir nicht viel, obwohl mir so viele Fragen auf der Seele brannten! Ich traute mich nicht. Der Pfad aus dem Dorf und an den Feldern vorbei war nicht sonderlich beschwerlich und schließlich führte

er uns näher ans Gebirge und in einen Wald. Zu groß war meine Sorge, dass ich mich aufdrängen würde und sie diese Fragen nicht mehr hören konnte. »Johanna«, begann Lady Schwarzfels schließlich das Gespräch. »Ihr scheint mir eine gewitzte und mutige Frau zu sein. Lasst Euch nicht unterdrücken. Ich zeige Euch gerne nach diesem Abenteuer ein paar Handgriffe mit dem Schwert. Dann könnt Ihr Euch selbst verteidigen. Das ist wichtig.«

Mit einem Lachen winkte ich ab: »Das ist nichts für mich. Ich bin einfach keine Kriegerin, Lady Schwarzfels. Die paar Mal, die ich ein Schwert in der Hand hatte, hätten beinahe zu meiner eigenen Köpfung geführt – durch mich selbst.«

Sie brummte daraufhin, aber antwortete nicht.

So viele Fragen brannten mir auf der Seele, weswegen ich mich schließlich zu einer solchen durchrang: »Warum habt Ihr den Weg einer Kriegerin eingeschlagen?«

»Weil ich es den Männern zeigen wollte. Ich wollte ihnen beweisen, dass wir Frauen dies alles auch können, egal was sie behaupten.«

Entschlossenheit lag bei diesen Worten in ihrem Blick.

»Warum habt Ihr den Weg einer Schreiberin eingeschlagen, Johanna?«

»Um die Welt zu verändern.«

Daraufhin lachte sie mit ihrer tiefen und rauen Stimme und nickte: »Das ist gut. So können wir zusammen die Welt verändern – ich mit dem Schwert, Ihr mit der Feder.«

Ich lächelte. »Das würde mir gefallen.«

Lady Schwarzfels brummte zufrieden: »Bald sind wir da.«

Stille kehrte wieder ein, ehe ich mich traute erneut etwas zu sagen: »Denkt Ihr, dass Ihr den Troll bezwingen könnt?«

»Ich weiß es nicht.« Das war eine ehrliche Antwort. »Es besteht immer die Möglichkeit zu scheitern. Doch viel wichtiger ist, dass man es wenigstens versucht und sich dem Kampf stellt. Egal, wie aussichtslos es ist, man muss es wagen. Ansonsten? Verkümmert man vor Angst und wird zur Spielfigur von Anderen.«

Ich nickte und fühlte mich schuldig. Hatte ich nicht mein gesamtes

Leben bisher zwar versucht auszubrechen, aber es nie wirklich getan? Doch jetzt wollte ich etwas unternehmen! Daher rang ich mich zu dieser Frage durch: »Lady Schwarzfels, wie kam es dazu, dass Ihr im Tempel des Ogdon ...«

Ehe ich zu Ende sprechen konnte, blieb Lady Schwarzfels stehen. Sie hob ihre Hand, um mich zu unterbrechen.

Vier Kerle traten hinter den Bäumen hervor. Sie grinsten breit und dreckig. Lange Speere trugen sie bei sich und kreisten uns damit ein. »Na, wen haben wir denn da?«, höhnte eine wohl bekannte Stimme süffisant. Gerolt! Vermutlich gab es diesen Troll gar nicht und es war nur eine Ausrede, um uns allein und abseits des Dorfes zu erwischen!

Lady Schwarzfels zog ihr Schwert und deutete mir, hinter ihr zu bleiben. »Was seid Ihr für Feiglinge, eine solche Falle aufzustellen? Habt Ihr das wirklich nötig? Gegenüber einer Frau?«, knurrte die Lady.

Gerolt lachte: »Uns ist egal, ob wir es nötig haben. Doch wir können es uns nicht bieten lassen. Eine Frau, die uns alle zum Narren hält? Du bist gefährlich. Also räumen wir dich aus dem Weg. Hättest eben doch besser zu Hause am Herd bleiben sollen.«

Lady Schwarzfels drehte sich, um auf einen Angriff vorbereitet zu sein, doch es waren zu viele. Irgendeiner war immer in ihrem Rücken. Was kann eine einzelne Frau gegen mehrere Männer auch ausrichten? So stach der Erste bereits zu. Lady Schwarzfels parierte den Speer gekonnt, da kam schon der Zweite dazu.

Ich sprang zur Seite und konnte von Glück reden, dass sie sich auf Lady Schwarzfels konzentrierten. Metall schlug auf Metall und schnell verging den Kerlen das Lachen. Denn Lady Schwarzfels war eine hervorragende Kämpferin. Vier Männer hielt sie in Schach! Ich war beeindruckt und auch wenn ich wohl hätte wegrennen sollen, ich vertraute darauf, dass sie gewann.

Lady Schwarzfels erstach einen der Männer. Röchelnd ging er zu Boden. Ein Zweiter warf sich gegen sie, doch sprang er damit förmlich in ihr Schwert. Auch der Dritte fand ein schnelles Ende und ging bewusstlos nach einem Kopfstoß zu Boden. Doch Gerolt?

Er war ein Hüne und nicht zu unterschätzen. Gerolt säbelte mit seinem Speer nach ihren Füßen und bei all den Dingen, auf die Lady Schwarzfels aufpassen musste, dies war einfach zu viel. Niemand war perfekt und so geschah auch dieser mutigen Kriegerin ein Fehler. Sie fiel zu Boden. Sofort versuchte sie wieder aufzustehen, doch die schwere Rüstung rächte sich. Lady Schwarzfels lag wie ein Käfer auf dem Rücken.

Schon wollte ich ihr zur Hilfe eilen, da ließ Gerolt den Speer fallen und kniete sich auf Lady Schwarzfels' Brust. Von seinem Gürtel holte er einen Metalldorn, setzte ihn am Panzer an und hämmerte mit dem Knauf seines Dolches darauf. Lady Schwarzfels riss die Augen auf, als sich das Metall in ihr Fleisch bohrte. Zeitgleich griff sie Gerolt an die Gurgel und drückte zu. Noch nicht einmal zu einem Röcheln war er fähig, während er zu Boden ging.

Hastig kniete ich mich neben Lady Schwarzfels und blickte sie hilflos an.

Meine Stimme zitterte: »Was kann ich machen?«

Lady Schwarzfels lächelte bitter und schüttelte den Kopf: »Nichts. Bis Ihr mich zurück ins Dorf gebracht habt, bin ich verblutet. Und ehe Ihr mir die Rüstung abgelegt habt, ebenso. Dieses … Schwein hat mit seinem Treffer Glück gehabt.«

»Aber das kann nicht das Ende sein!« Mein Blick wurde verschwommen. »Das darf es nicht! Ihr habt noch so viele Heldentaten vor Euch! Ihr seid eine starke Frau!«

»Nicht stark genug. Wir müssen immer stärker sein, um überhaupt eine Möglichkeit zu haben. Besonders gegen solche Kerle.« Das Reden fiel ihr schwer.

Ich griff nach ihrer Hand, auch wenn sich das Metall des Handschuhs kalt anfühlte. »Ich bleibe bei Euch.«

»Danke«, ihre Stimme wurde immer schwächer. »Johanna, wie werdet Ihr mich in Eurer Geschichte beschreiben? Ihr schreibt doch darüber?«

Ich blickte sie lange an und überlegte. Ich könnte »Lady Schwarzfels« oder »die mutige Kriegerin« schreiben, vielleicht sogar manchmal

»einem Paladin gleich«. Ich fand keine Antwort, während das Leben langsam ihren Blick verließ und ich ihre Hand festhielt. Ihre Finger umschlossen meine Hand fester, sodass es fast schmerzte.
»Sagt mir, Johanna, wie nennt man einen weiblichen Paladin?«
Angst lag in ihrem Blick bei dieser Frage.
»Ich weiß es nicht«, gab ich in ihren letzten Momenten zu. Gerne hätte ich sie mit einer hübschen Lüge beruhigt, doch wäre das nicht gewesen, was sie mir wert war. Ich schätzte diese Frau zu sehr, obwohl wir uns gerade erst kennengelernt hatten.
Lady Schwarzfels nickte und lächelte sogar. »Danke für Eure Ehrlichkeit.«
Sie winkte mich näher zu sich heran. »Versprecht mir eines, Johanna.«
Ich nickte fest.
»Streitet für mich weiter. Gebt nie auf! Egal wo, egal wann, egal gegen wen oder was! Seid Ihr selbst und kämpft für das, woran Ihr glaubt.«
Mit letzter Kraft griff sie zu dem Schwert an ihrer Seite, doch sie konnte es nicht mehr heben. Mir war aber klar, was sie damit sagen wollte.
»Das werde ich.«
Ein Lächeln umspielte ihre Lippen. Dann sackte sie nach hinten.
Ich bin keine Kriegerin. Das wurde mir in diesem Augenblick bewusst und Panik keimte in ihr mir auf. Doch ich konnte mein Versprechen nicht mehr ändern und ich wollte es nicht mehr ändern. Ich würde es halten – für Lady Schwarzfels. Ich würde kämpfen und nicht aufgeben!

ᔓ

Es war anstrengend, die Leiche der Lady zurückzutragen. Mit einer provisorischen Trage aus Ästen gelang es mir, auch wenn meine Arme am Ende schmerzten.
Lady Schwarzfels wurde mit allen Ehren bestattet. Man sollte glauben, dass nun bei ihrem Tod noch mehr höhnisches Grinsen und Gelächter ihr Lohn war. Doch dem war nicht so. Ich war erstaunt, als die Zeremonie friedlich und geschmackvoll verlief.
Das schürte in mir die Hoffnung, dass Lady Schwarzfels in diesem

Augenblick wenigstens Würdigung erfahren würde und auch eine Auswirkung auf die Welt hatte. Doch als ich wenig später einigen Gesprächen lauschte, wurde diese Hoffnung zerstört.
»Sie war eben auch nur eine Frau.«
»Sie konnte zuhauen wie ein Kerl!«
»Schade darum. Es hätte mehr geben sollen wie sie.«
»Sie hätte manchem Mann Ehre gemacht.«
Immer wurde sie verglichen, doch sie war nie selbst ein Jemand. Sie war nie einfach nur sie. In allem, was gesagt wurde, wirkte sie wie ein weiblicher Fremdkörper in einer von Männern beherrschten Welt. Die Männer redeten über sie. Sie hätte genauso gut gekämpft – wie ein Mann. Sie hätte einen Wumms gehabt – wie ein Kerl. All diese Dinge waren besonders und dennoch verglichen alle Lady Schwarzfels mit Männern! Wenn es nicht so traurig und frustrierend gewesen wäre, wäre die Ironie zum Lachen gewesen. Doch mir blieb es im Hals stecken.
Durch all diese Äußerungen und Behauptungen entstand noch mehr der Eindruck, dass Frauen dies alles eigentlich nicht konnten. Somit hatte Lady Schwarzfels nur verstärkt, wogegen sie Zeit ihres Lebens gekämpft hatte. Sie war die Ausnahme, die eine Regel nicht widerlegte, sondern sie bestätigte. Das hatte sie in ihren letzten Augenblicken erkannt und das war, was ihr Angst gemacht hatte.
Die große, tapfere Kriegerin, die sich vor keinem Drachen, keinem Oger und keinem Troll fürchtete, die stolze Reckin, die sich jedem Duell mit einem Ritter stellte, die so gut das Schwert schwingen konnte, dass viele direkt auf Sicht das Weite suchten, hatte einen aussichtslosen Kampf geführt. Dies war eine Schlacht, die sie nicht gewinnen konnte. Sie hatte verloren, obwohl sie ihr ganzes Leben gekämpft hatte.
Wie sollte man so einen Feind besiegen? Wie kann man dieses Denken bezwingen? Es ist doch sogar schon tief in der Sprache verwurzelt, denn bereits dort gibt es männlich und weiblich. Ich selbst kann es auch nicht verhindern, denn ich kann mich dieser Sprache nicht entledigen, ohne selbst zu verstummen.

Wie also nennt man einen weiblichen Paladin? Am besten gar nicht. Denn das sollte gar nicht erst die Frage sein. Genauso, wie diese Geschichte hier nichts Besonderes sein sollte oder genauso, wie es nichts Besonderes sein sollte, wenn Frauen zum Schwert greifen und nicht zu Hause am Herd bleiben. Solange wir diese Dinge als etwas Besonderes hervorheben, solange wird es keinen wahrhaftigen und natürlichen weiblichen Paladin geben. Solange wird es Frauen geben, die versuchen, männlichen Idealen nachzueifern und sie werden von ihnen ihr ganzes Leben gefangen werden. Das ist mir selbst viel zu lange passiert und ich habe meinen Teil dazu beigetragen. Dafür schäme ich mich. Denn das ist nicht, wie es sein sollte.

Man sollte schlicht sein und gar nicht darüber nachdenken, ob etwas nun weiblich oder männlich ist. Indem ich bin und mich nicht fesseln lasse, werde ich erst frei. Trotzdem sind meine Ideen und meine Erziehung stets auch in meinem Kopf und ich werde sie nicht los. Taten sind wichtig. Doch die Sprache? Sie erschafft die Welt – und blockiert sie ebenso. Solange ich mich weiterhin frage, wie man einen weiblichen Paladin nennt, gibt es keinen. Aus dieser Zwickmühle der Sprache komme ich nicht heraus, so sehr ich mich bemühe. Aber wenn schon eine gebildete Schreiberin kaum diesem Kerker der Sprache entkommen kann, wer dann?

Zu Anfang sagte ich, ich sei keine Kriegerin – zumindest nicht mit dem Schwert. Das werde ich vermutlich auch nie sein und doch kämpfe ich auf meine Weise. Denn obwohl ich keine Kriegerin bin, so kämpfe ich täglich einen aussichtslosen Kampf gegen diesen unbezwingbaren Gegner: die Ungleichheit. Ich hoffe, dass diese Worte und diese Geschichte hier einen Unterschied machen. Denn dieser Text ist mein Schwertstreich. Diese Worte sind mein Schild. Aber diese Sprache ist auch mein Feind. Das weiß ich und dennoch bleibt mir keine andere Möglichkeit, als auf diesem Schlachtfeld zu kämpfen.

Wie ich daraus ausbrechen kann? Das ist meine Suche, mein ewiger Kampf, meine unmögliche Quest und ich hoffe, nun auch die Eure. Denn es gibt Schlachten, die kann man nicht gewinnen.

Aber man muss sie dennoch schlagen – immer.

Holger Göttmann

Holger Göttmann ist eine rheinhessische Spätlese aus dem Jahr 1978. Er hat sein Studium in Amerikanistik, Politikwissenschaft und Anglistik an der Johannes Gutenberg-Universität in Mainz abgeschlossen und seine Magisterarbeit dort über H.P. Lovecraft geschrieben. Er verdient mittlerweile seine Brötchen als Texter in München. Holger ist leidenschaftlicher Rollen-, Schach- und Tischtennisspieler und unterstützte dort als Betreuer und Veranstalter.

Die Phantastik- und Fantasy-Literatur in all ihren Spielarten haben ihn lange begleitet und geprägt. Zwei Kurzgeschichten konnte er schon in Jugendjahren für die Lesergeschichte in der Heftchenserie "John Sinclair" veröffentlichen und ist seitdem dem Schreiben treu geblieben. Als Autor, Lektor und Übersetzer hat er sich immer wieder an der Cthulhu-Linie von Pegasus Spiele beteiligt. Unter anderem wirkte er am „Malleus Monstrorum“ und „USA – Großmacht unterm Sternenbanner“ mit, steuerte schon mehrfach Handouts zu Publikationen bei und vieles mehr. Zusammen mit Erdenstern und dem Autoren Jens-Christian Seele realisierte er das Multimedia-Projekt "13 Briefe". Ebenso hat er mehrere Jahre für eine Computerspielefirma gearbeitet. Dort war er beispielsweise maßgeblich an der Lokalisation eines größeren Action-MMORPGs beteiligt und hat viele Texte für F2P-MMOS geschrieben.

Für ihn gibt es keinen Unterschied zwischen der sogenannten anspruchsvollen Literatur und Unterhaltungsliteratur. Alles gehört für ihn zusammen und dies ist etwas, das er gerne in seinen Texten wiedergibt. Diese sollen unterhalten, inspirieren und Welten in den Köpfen seiner Leser entstehen lassen. Aber ebenso regt er gerne zum Nachdenken über philosophische Ideen oder Konzepte an.

Das Lied der Seemöwen

Katharina Sack

„Tschüss Mami, ich bin nochmal am Strand!“ Vor Vorfreude schon ganz ungeduldig drückte Maisie die Klinke der Terrassentür herunter. „Komm aber nicht zu spät wieder, Spatz!“, rief ihre Mutter aus der Küche. „Du weißt, dass wir um Sechs essen wollen.“ „Na klar doch!“, gab das kleine Mädchen zurück und zog mit Schwung die Tür auf. Kühle, angenehme Luft und der allgegenwärtige Geruch von Salz drangen ihr in die Nase. Entfernt waren Möwenschreie zu hören und – wenn man ganz genau die Ohren spitzte – das Heranrollen

dunkler Wellen, welche sich unaufhörlich an der grauen Felsküste brachen. Maisies rechter Fuß schwebte genau über der Türschwelle, als sie in ihrer Bewegung unterbrochen wurde. Ihre um drei Jahre ältere Schwester war hinzugetreten. „Du hast Mama gehört. Also beeile dich bloß, ich möchte nicht wieder wegen dir mit dem Essen warten müssen." Leicht genervt verdrehte die Getadelte ihre großen, blaugrauen Augen. Ihre Unterlippe schob sich unmerklich vor. „Ach, sei doch nicht immer so langweilig, Ayona. Ein bisschen Vergnügen hat noch nie geschadet." Sie drehte sich vollends zu ihrer Schwester um. „Du kannst auch gerne einmal mitkommen!" Als Antwort schnaubte Ayona nur, strich ihr marineblaues Kleidchen glatt und verließ den Raum. Achselzuckend wandte Maisie sich um und trat auf die Terrasse. Sofort schlug ihr starker Westwind ins Gesicht und zerzauste ihr rötlich schimmerndes Haar. Grinsend strich sie sich den fransigen Pony aus den Augen und hopste von der Terrasse auf den steinigen Weg, der direkt daneben verlief. Den geschwisterlichen Wortwechsel hatte das Mädchen schon fast vergessen, als es den Pfad hinunter zum Strand rannte.

Eine quirlige Gruppe von Seevögeln begrüßte Maisie mit wildem Gegacker und Gekrächze. Das aufgepeitschte Meer rauschte gegen die rauen Felsen, sodass an diesem Tag das Weiß der Schaumkronen die verschiedenen Blautöne der Wellen zu dominieren schien. Eilig zog Maisie sich die Schuhe und Socken von den Füßen und ging hinunter zum Wasser, während sie den Blick über ihren gewohnten Lieblingsort gleiten ließ. Sand und Steine, Vögel, Wind, Wolken und das Meer ... Hier gab es einfach nichts, was ihr missfallen könnte. Mit einem Jauchzer hüpfte sie in eine große Meerwasserpfütze, nur um sofort wieder kreischend hinauszuflüchten. „Ihhh, ist das kalt!" Maisie machte einen großen Satz rückwärts, als plötzlich etwas Weiches ihre nackten Füße berührte. Erschrocken taumelte sie hin und her, verlor aber schnell das Gleichgewicht und fiel der Länge nach in den Sand. *Wumms.* Ungläubig starrte das Mädchen auf das Hindernis, welches ihr zum Verhängnis geworden war: Ein kleiner Junge, nicht viel älter als sie selbst, lag zusammengerollt

auf einer flauschigen Decke und rieb sich nun verschlafen die Augen. „K-Kannst du nicht aufpassen?“, fragte Maisie mit einer Mischung aus Entgeisterung und Neugier. Hatte der da vorher auch schon gelegen? Der Junge richtete sich langsam auf, wobei ihm seine wuscheligen hellschwarzen Haare ins Gesicht fielen. Er schüttelte sie zur Seite und schaute Maisie dann direkt ins Gesicht. „Moment, du bist doch gerade beinahe auf mich draufgelatscht und hast mich geweckt. *Du* solltest also besser einmal aufpassen!“ Maisie wusste nicht, was sie antworten sollte, doch auf einmal lächelte ihr Gegenüber verschmitzt. „Nicht so schlimm, ich sollte eh bald mal aufstehen. Und schlafen ist sowieso langweilig ... Wollen wir irgendwas spielen?“ „Eh ...“ Ein wenig überrumpelt rappelte Maisie sich auf. Dann klopfte sie sich die Sandkörner vom Körper und musterte ihn skeptisch. „Aber ... ich kenne dich nicht einmal. Und ich habe dich hier noch nie gesehen, dabei habe ich *jeden* hier schon mal gesehen. Wer bist du?“ „Oh, tut mir leid.“ Der Fremdling stand nun ebenfalls auf. „Ich bin Clyde, neu hier und es freut mich, dich kennenzulernen!“ Strahlend streckte er Maisie die Hand entgegen. „Ich kenne hier allerdings niemanden und langweile mich die ganze Zeit.“ Schlagartig verdüsterte sich seine Miene, sodass Maisie sofort Mitleid mit ihm bekam. „Mhm, viel los ist hier auch nicht. Aber ich kenne einige tolle Stellen hier.“ Sie sah ihn herausfordernd an. „Aber wenn ich sie dir zeigen soll ...“ Sie schob blitzartig ihre Hand vor und klatschte die seine ab. „... musst du mich erst einmal fangen!“ Lachend und kreischend rannte sie über den Strand davon, während der verdutzte Clyde ihr nach einem kurzen Moment des Zögerns nachjagte.
Seine Decke ließ er achtlos liegen.

Gemeinsam spielten sie den ganzen Abend und Maisie hatte mehr Freude denn je. In dem kleinen schottischen Fischerdorf gab es kaum jemanden in ihrem Alter und wenn, dann waren es die Freunde ihrer Schwester, die Maisie allesamt für albern erklärt hatten. Clyde aber fand Gefallen an den kleinen Vogelnestern in den Klippen, den versteckten Muscheln im Matsch und all den anderen Kleinigkeiten, die Maisie so liebte und

die dem oberflächlichen Betrachter meist verborgen bleiben. Außerdem fragte er immer wieder nach Maisies Familie, ihrem Haus oder ihren Hobbies und schien sich wirklich dafür zu interessieren. Die Zeit verging wie im Fluge und erst als Maisie nach Einbruch der Dunkelheit die herannahende Stimme ihrer Mutter vernahm, fiel ihr siedend heiß ein, dass sie ja schon vor Stunden zu Hause hätte sein sollen. „Maisie!! Wo warst du die ganze Zeit?! Ich war vorhin schon am Strand und habe dich gesucht, aber du warst nirgends zu finden! Wo treibst du dich denn herum? Für dich gibt es definitiv nur noch Kaltes zu essen." Schuldbewusst senkte Maisie den Blick. „Tut mir leid, Ma ... aber ich habe Clyde kennengelernt und ihm meine Verstecke in den Felsen gezeigt." Sie deutete links neben sich. „Er ist neu hier und -" Maisie erstarrte. Der Platz, an dem Clyde gerade noch gestanden hatte, war leer. Nur die Wellen rauschten langsam heran und überdeckten die letzten Fußspuren. Verwirrt drehte sie sich um. „Er war eben noch hier, wirklich!" Ihre Mutter seufzte. „Komm jetzt, Maisie, genug mit deinen Kindereien. Wir gehen nach Hause." Stumm folgte Maisie ihr, allerdings nicht ohne sich ständig umzugucken. Aber der Strand lag nahezu wie ausgestorben da. Nur zwei Möwen drehten kreischend ihre Runde. Ihr Blick wanderte noch einmal zu der Stelle, wo Clyde gelegen hatte, aber die Decke war ebenfalls verschwunden. Es war nichts zu sehen als der feine, helle Sand und die unaufhörliche Bewegung des Meeres.

10 Jahre später

Mit lautem Gebrumme fuhr der Schulbus von der Haltestelle ab und ließ Maisie in einer dunklen Abgaswolke zurück. Hustend wedelte sie mit ihrer Hand die schlechte Luft beiseite, während sie die Straße überquerte. Der Tag war ziemlich anstrengend gewesen und nun sehnte sie sich danach, einfach nur die Tür ihres Zimmers hinter sich zuzuknallen, laut Musik anzustellen und sich dabei den Frust von der Seele zu singen. Vorher wollte sie aber noch einen kleinen Abstecher zu der kleinen Bucht unweit ihres Hauses machen, denn auch der An-

blick der Wellen und die kühle Seeluft halfen schließlich, den Kopf freizubekommen. Als sie den kleinen Trampelpfad dorthin einschlug, der im strahlenden Sonnenschein dalag, musste Maisie an die vergangenen Schulwochen denken. Ehrlich gesagt gingen ihr die meisten ihrer Mitschüler ziemlich auf die die Nerven, aber sie konnte auch nicht leugnen, dass es manchmal ganz schön weh tat, nicht zu den „Coolen" und „Angesagten" zu gehören. Maisie stoppte, als sie die kleine Kuppe oberhalb der Bucht erreichte und sich ihr der freie Blick aufs offene Meer bot. Kurz schloss sie die Augen und atmete einmal tief ein und aus. „Wer braucht schon einen tollen Jahrgang, wenn man diese geniale Aussicht genießen darf?", fragte Maisie sich im Stillen und trabte dann gleich etwas besser gelaunt in Richtung ihres Hauses. Sie war schon so nah, dass sie die Treppenstufen der Veranda hätte zählen können, aber viel weiter kam sie nicht. „M-maisie? Maisie!! Warte!" Eine tiefe, vor Aufregung jedoch leicht kieksende Stimme wehte vom Strand her zu ihr hinüber. „Maisie!" Ein junger Mann, etwa 19 Jahre alt, rannte auf sie zu. Seine hellschwarzen, zottigen Harre standen wirr in alle Richtungen, dem Wind und dem Laufen geschuldet. Misstrauisch musterte Maisie seine sportliche Figur, die markanten Schultern und die eher rundlichen Gesichtszüge und fragte sich, wo sie ihn schon mal gesehen hatte. Mittlerweile war er bei ihr angekommen, verlangsamte seine Schritte aber erst, als er direkt vor ihr stand. „Maisie, ich brauche deine Hilfe!" Unwillkürlich wich die Angesprochene einen Schritt zurück. „Wie, was, meine Hilfe? Kennen wir uns?" Kaum ausgesprochen, legte sich eine leichte Enttäuschung in den Blick ihres Gegenübers. „Erkennst du mich nicht mehr?", erwiderte er. „Ich bin es, Clyde!" Clyde ... „Ach du meine Güte ..." Ungläubig schüttelte Maisie den Kopf. Doch, sie erinnerte sich an den Abend, an dem sie mit einem kleinen fremden Jungen unglaublich viele Abenteuer erlebt hatte. Wie sollte sie das auch vergessen, nach all dem Trubel , der darauf folgte? Da Clyde wie vom Erdboden verschluckt blieb und auch niemand im Dorf einen solchen Jungen gesehen hatte, glaubte auch keiner an Maisies Geschichte und nach all den Jahren und dem Zureden ihrer Eltern hatte Maisie schließlich selbst geglaubt,

sich damals alles nur eingebildet oder geträumt zu haben. Dass Clyde jetzt einfach so vor ihr stand, als wären sie über Jahre die besten Freunde gewesen, überforderte sie Maisie extrem und sie merkte, wie allmählich Zorn in ihr aufstieg. „Wo bist du denn auf einmal gewesen? Wir wollten uns doch ganz oft treffen! Und weißt du eigentlich, dass mich deinetwegen die halbe Nachbarschaft für verrückt erklärt hat?! Ich wollte damals Suchtrupps nach dir losschicken, es hätte ja sonst was passiert sein können!“ „Woooh“, beschwichtigend hob Clyde die Hände. „Das tut mir wirklich leid. Ich ... konnte nicht anders. Wir ehm ... Meine Eltern wollten plötzlich weiter, entschuldige. Wir haben doch in einem ganz anderem Dorf gewohnt als ihr.“ „Und wo bitte schön?“, fragte Maisie schon etwas ruhiger. Sie waren schließlich wirklich nur kleine Kinder gewesen. „Nun ... irgendein Kaff weiter weg. Ist gerade ja nicht so wichtig, bitte Maisie: Ich brauche deine Hilfe.“ Zögernd trat das Mädchen wieder näher heran, ihre Neugier war geweckt. „Worum geht es denn? Und wieso gerade ich?“ Nervös verlagerte Clyde sein Gewicht von einem Bein auf das andere. „Kann ich dir das nicht später erklären? Wir müssen unbedingt Richtung Stadt.“ Maisie seufzte. „Da komme ich gerade her und der nächste Bus kommt erst in eineinhalb Stunden.“ Sie warf einen kurzen Blick auf die Uhr. „Und außerdem ... Vielleicht bist du ja gar nicht mehr so nett wie damals und willst mich nur irgendwo hinlocken und vergewaltigen.“ Völlig aus dem Konzept gebracht starrte Clyde sie an. „Verge-was? Nein, ganz sicher nicht! Ich wurde beklaut und die miesen Schweine haben sich gerade auf den Weg gemacht. Du kannst ja gerne deinen Eltern oder deiner Schwester Bescheid sagen, aber bitte, beeile dich!“ Unschlüssig schaute Maisie zwischen Clyde und ihrem Haus hin und her und wog ihre Entscheidung genau ab. Klar, es war unvernünftig, sie war komplett geschafft, die Geschichte klang seltsam und sie würde Ayona gleich nach ihrem Auto anflehen müssen, wenn ihre große Schwester überhaupt schon von der Arbeit zurück war. Aber andererseits versprach es spannend und aufregend zu werden und schlimmstenfalls hatte sie ja immer noch ein Sprühdeo in ihrer Tasche, was ja quasi wie ein Pfefferspray benutzt werden kann. Vor allem aber weckte der junge Mann

ihr Interesse und sie würde gern erfahren, was er die ganze Zeit über gemacht hat. „Also schön, komm mit. Ich möchte aber gleich alle Details hören und ich warne dich: Ich kann mindestens vier Kampfsportarten!“ „Puh ...“ Erleichterung machte sich auf Clydes Gesicht breit. „Danke, du wirst es nicht bereuen! Und keine Angst, ich werde immer einen Yard Abstand von dir halten.“

Nur wenige Momente später saßen sie beide in dem alten Golf von Maisies großer Schwester (Maisie musste versprechen, ihr dafür einen Coffee-to-go mitzubringen) und fuhren die leere Küstenstraße Richtung Stadt entlang. Clyde schien wirklich nervös zu sein, jedenfalls saß er recht umständlich in seinem Autositz und Maisie hatte ihn an den Anschnallgurt erinnern müssen. Fieberhaft blickte er abwechselnd aus den verschiedenen Fenstern und hielt anscheinend nach einem anderen Wagen Ausschau. „Was genau wurde dir denn geklaut? Und wo? Und sollten wir vor allem nicht die Polizei verständigen?“ Clyde schreckte hoch. „Was? Ach so ... vorhin am Strand. Die Polizei würde mich eh nicht ernst nehmen, weil ... Hast du bei unserer letzten Begegnung mein eh- meine Decke gesehen? Die ist weg und ich brauche sie unbedingt wieder.“ Obwohl ihr Beifahrer bei diesen Worten echt besorgt aussah, musste Maisie laut auflachen. „Eine Decke?“ Sie überlegte kurz. „Kann sein, vielleicht war da eine. Aber wegen einem Stück Stoff befinden wir uns gerade auf Verfolgungsjagd? Jetzt verstehe ich auch, warum du nicht gleich die Polizei gerufen hast.“ Sie kicherte weiter, wohingegen Clyde seine Augenbrauen zusammenzog. „Die ist halt sehr wichtig für mich ... Da, schau!“ Aufgeregt deutete er auf einen dunkelblauen Vauxhall, der sich bei einer etwas weiter entfernten Kurve vor den hellgrauen Klippen abzeichnete. „Das müssten die Mistkerle sein. Was denken die sich eigentlich?“ Clyde drehte sich zu Maisie. „Geht es vielleicht noch ein kleines bisschen schneller?“ Eigentlich wollte Maisie dem dreisten Fragesteller nur einen genervten Blick zuwerfen. Wie sie Kritik an ihrem Fahrstil hasste! Als sie jedoch leicht ihren Kopf wandte, verloren sich ihre Augen fast in dem tiefen Grünblau, das sie mit einer Mischung aus verzweifelter Bitte und

verschmitzter Aufmunterung anschaute. Ein richtiger Hundeblick eben und diese Farbe ... Schnell schaute sie wieder auf die Straße, wobei sie einen kleinen Schlenker nicht verhindern konnte. „Sicher, die kriegen wir. Lass mich nur machen."

Keine zehn Minuten später parkte Maisie den Wagen unauffällig unter einer Gruppe von Bäumen. Der Vauxhall war unerwarteter Weise weit vor der Stadt abgebogen und stand nun in einer kleinen Ortschaft vor einem gemütlich aussehenden Pub. Der Himmel hatte sich mittlerweile ziemlich zugezogen und zwischen den überwiegend niedrig gebauten Häusern wehte ein starker Wind. Maisie fröstelte, als sie und Clyde vorsichtig auf das Gebäude zugingen. Gegen einen warmen Toffee Pudding hätte sie jetzt auch nichts einzuwenden. „Vielleicht ist das Ding im Auto ...", murmelte Clyde und drückte seine Nase an eines der Fenster. Unwohl sah Maisie sich um. „Bitte beeile dich. Was ist, wenn sie uns sehen?" Aber Clyde schüttelte den Kopf. „Ist eh nicht drin. Sie müssen sie bei sich haben." „Wieso sollten sie das tun?" Clyde zuckte nur die Achseln und deutete auf das Pub. „Bereit?" „Mit einem fast fremden Jungen vermutlich psychisch kranke Diebe entlarven? Dafür doch immer", meinte Maisie und ging entschlossen auf die Tür zu. Der fast fremde Junge warf ihr einen warmherzigen Blick zu und folgte ihr dann in die Gaststube. Der Wirtsraum war eher spärlich beleuchtet, Stühle und Theke waren aus einem dunkelbraunen Holz und die schlichte Deko war in einem maritimen Stil gehalten. Drei laute Männer, etwa im Alter von Maisies Vater, saßen an einem Tisch nah der Küche und schienen sich angeregt auszutauschen, ansonsten saß nur noch eine ältere Frau an einem der Fenster, einen kleinen Teller mit Shortbread vor sich stehend. „Sind sie das?", flüsterte Maisie und wies auf die Männer. Clyde quittierte ihre Frage mit einem Grinsen. „Ne, die alte Dame mit den Kreuzworträtseln hat mir brutal meine Decke entrissen und mich in den Sand gestoßen. Sie möchte sich daraus einen Pullover stricken" „Haha ...", grummelte Maisie. „Nimm bloß den Mund nicht so voll, ohne mich wärst du gar nicht hier. Jetzt setz dich mal lieber schnell hin, die müssen dich ja nicht

unbedingt bemerken." Während sie sich einen halbwegs geschützten Tisch hinter einem Garderobenständer aussuchten, konnte Maisie jedoch ein Zucken ihrer Mundwinkel nicht verhindern.

Die Stimmen der Männer erhoben sich, anscheinend stritten sie sich nun um etwas. „Das ist es- eh sie!", bemerkte Clyde auf einmal aufgeregt und zeigte nicht gerade heimlich auf ein pelziges Stoffbündel, welches vor den Dieben auf dem Tisch lag. Schnell zog Maisie seine Hand zurück und hielt die Speisekarte tarnend vor sein Gesicht. „Bist du verrückt, so können wir auch gleich eine Leuchttafel aufstellen!" Möglichst unbemerkt schaute sie zu den Männern, die Clyde jedoch keine Beachtung geschenkt hatten. „Puh, du hast vielleicht Nerven." Maisie seufzte und wandte sich ihrem Gegenüber zu. „Wie wollen wir denn jetzt weiter vorgehen?" „Mhm ..." Nachdenklich legte Clyde seine Stirn in Falten. „Vielleicht sollte ich wirklich einfach hingehen, die Decke schnappen und ganz schnell abhauen. Was meinst du?" So ganz gefiel Maisie das nicht, ein richtiger Plan wäre ihr deutlich lieber. Bevor sie allerdings ihre Zweifel mitteilenkonnte, wurde sie von einer mürrischen Kellnerin Ende 60 unterbrochen. „Was kann ich euch bringen?", fragte sie mit einer Reibeisenstimme und zückte klischeehaft einen kleinen, knallroten Notizblock, der sich zutiefst mit dem Bordeaux ihrer Lippen biss. Verwirrt blickte Maisie sich um. Dafür hatten sie gerade wirklich keine Zeit! „Haben Sie etwas mit Fisch?", wollte Clyde wissen und warf der Bedienung einen erwartungsvollen Blick zu. „Cullen Skink, ganz frisch gemacht", gab die Kellnerin zurück. Entgeistert starrte Maisie ihren Begleiter an. „Ist das dein Ernst?", zischte sie, bekam als Antwort aber nur ein freudiges Schulterzucken. „Sehr gerne, die nehme ich!" Maisie verdrehte die Augen und schrak urplötzlich zusammen, als sie in Richtung der Küche schielte. Die besitzergreifenden Herren waren ja schon auf dem Weg nach draußen! Hektisch sprang sie auf. „Wegen dieser blöden Fischsuppe verlieren wir sie noch! Komm!" Sofort war auch Clyde auf den Beinen und folgte dem Mädchen zum Ausgang, nicht ohne der Kellnerin (oder doch eher seinem verpassten Fischmenü) einen mitleidigen

Blick hinterher-zuwerfen. Es war schon ein wenig dunkler, als die beiden sich langsam an einen zugewucherten Garten heranpirschten. Die Männer waren nur ein paar Straßen weiter gefahren, wo zwei von ihnen, augenscheinlich mit dem wertvollen Diebesgut, herausgelassen wurden und an einem unscheinbaren Haus vorbei in den hinteren Teil des Grundstücks gegangen waren. In dem ruhigen Ort erwies es sich als schwierig, unbemerkt mit dem Auto hinterherzukommen, doch die Verfolger schienen nicht entdeckt worden zu sein. Behutsam zog Maisie die leicht quietschende Pforte auf und Clyde und sie huschten hindurch. Nahezu still lag der Garten vor ihnen. Nur die hohen Gräser bogen sich im Wind, die wenigen Bäume raschelten und das Haus neben ihnen knarzte vor sich hin. Maisie zuckte, als etwas Warmes ihre Hand berührte. Clydes Fingerspitzen berührten beiläufig die ihren, während sie in der Seebrise standen und lauschten. Vorsichtig schaute sie auf. Als sich ihre Blicke trafen, griff Clyde entschlossen nach Maisies Hand. „Los, wir packen das jetzt!“, und zog sie damit um die Hausecke, während Maisie versuchte, das Prickeln in ihrer Hand zu ignorieren. Hinterm Haus wies Clyde auf ein recht großes Gartenhäuschen, das aus roten und blauen Holzlatten zusammengezimmert war. Gedämpfte Stimmen drangen aus dem Inneren heraus und zerstörten die einsame Gartenidylle. „Ans Fenster“, flüsterte Maisie und geduckt liefen sie zur rechten Seitenwand des Hauses, wo sich etwas oberhalb von Maisies Kopf ein windschiefes, angelehntes Fenster befand. Hier verstanden sie Worte nun ganz deutlich: „... ist ein Vermögen wert. Und wenn wir erstmal die Echtheit beweisen können, Junge, das wird uns zu Berühmtheiten machen!“ „Ach, quatsch doch nicht! Das behalten wir für uns. Stell dir nur vor, was wir alles damit anfangen könnten. Der Junge mag langweilig sein, aber wer weiß, vielleicht hat er ja eine hübsche Schwester, hohoho!“ Die zweite, fettige Biertrinkerstimme brach in schallendes Gelächter aus, während die erste, deutlich höhere Stimme leise Pro- und Contra-Argumente abwog. Maisie verstand kein Wort davon, was die Gauner meinten, aber die Decke war auf jeden Fall wertvoller als gedacht. Clyde war bei dieser Äußerung kreidebleich geworden und fing sogar

etwas an zu zittern. Maisie bemerkte dies und drückte ermutigend seine Hand. Dann wurde unvermittelt die Tür des Häuschens aufgestoßen und die beiden Männer polterten heraus. „Im Haus kann ich dir die Einzelheiten zeigen, ich habe die Karte genauestens markiert", erklärte der mit der Fistelstimme stolz. „Nun denn, ich hoffe dabei springt auch noch ein guter Whiskey für mich heraus", antwortete der andere und einen Augenblick später waren die beiden im Haus verschwunden, ohne sich vorher noch einmal umgesehen zu haben. „Unsere Chance ...", murmelte Clyde und rannte zur Tür, an der er aber nur erfolglos rütteln konnte. „Mist, war ja klar." Seufzend drehte sich der Schwarzhaarige zu Maisie um, die ihm etwas langsamer gefolgt war. „Wie wär's mit dem Fenster?", schlug sie vor und ging wieder zu ihrem ursprünglichen Platz an der Seitenwand. „Mhm, ein wenig eng und hoch, findest du nicht?", meine Clyde skeptisch und betrachtete abschätzend die klappernde Glasscheibe über ihm. „Mit deiner Hilfe ist das kein Problem für mich", war Maisie überzeugt und machte sich beherzt an ihren Auf- bzw. Einstieg, wobei sie ihren Einbrecherkomplizen als Räuberleiter nutzte. Es war kein Problem das Fenster aufzuschieben und wenig elegant konnte Maisie sich durch die Öffnung zwängen. Drinnen landete sie etwas unsanft auf dem Boden und stieß dabei einen überfüllten Mülleimer um. „Alles in Ordnung?", hörte sie Clydes erschrockene Stimme von draußen. „Alles bestens." Vorsichtig stand Maisie auf und klopfte sich den Staub von der Hose. „Hoffentlich war das nicht zu la- WOW!" Als sie sich umblickte, stockte ihr der Atem. Die ganze Hütte war mit Vitrinen voller Muscheln, Seesterne, seltener Korallen und alter Wrackteile zugestellt. An einer Wand hing sogar ein Steuerrad und unter der Decke ein ausgestopfter Fisch. Maisie hatte keine Ahnung, was für einer das war, aber so einem Riesenvieh wollte sie beim Schwimmen definitiv nicht begegnen. „Clyde! Das hier drinnen ist das reinste Meeresmuseum!" Staunend betrachtete sie die Auslagen. „Kannst du meine Decke sehen?" „Warte mal ..." Suchend blickte Maisie umher. „Ja, da vorne auf 'nem kleinen Tisch. Ich habe sie gleich!" „Sehr gut. Und – oh! Maisie, versteck dich, schnell!" „Was? Was ist los?" Schockiert stürmte Maisie

durch die Hütte auf verzweifelter Suche nach einem Versteck. Da klackte schon das Türschloss und das Mädchen warf sich instinktiv unter die nächste Vitrine. Jemand mit schweren Schritten trat herein und blieb direkt vor dem Schaukasten, unter dem Maisie hockte, stehen. Angstvoll hielt sie die Luft an und starrte angestrengt auf den Boden vor sich. Ihr Puls ging so schnell, dass sie sich wunderte, warum der Mann ihren Herzschlag nicht hören konnte. Seelenruhig ging er auf und ab und Maisie fragte sich plötzlich, was passieren würde, wenn sie jetzt niesen müsste. Die Vorstellung war so komisch, dass sie ein Kichern nur schwer vermeiden konnte. Trotzdem: Ihre Lage war ernst und sie sollte sich echt etwas einfallen lassen. Auf einmal erschien Clydes Kopf leise im Türrahmen. Er zeigte auf den Tisch mit der Decke, dann auf sich selbst und bedeutete Maisie, schnellstmöglich wegzulaufen. Sie hatte seine Idee nicht ganz durchschaut, machte sich aber bereit, als Clyde mit den Fingern von drei herunterzählte. Beim Startsignal sprang Maisie unter der Vitrine hervor, stieß den Mann (es war der fülligere der beiden) schreiend zur Seite und rannte so schnell wie sie konnte Richtung Ausgang. Derweil war Clyde hineingelaufen, hatte sich die Decke geschnappt und wollte ebenfalls flüchten, doch der kräftige Mann packte ihn am Arm. „Hiergeblieben, Freundchen!“, donnerte er, doch Clyde konnte sich geschickt wegdrehen und raste nach draußen. Maisie und er liefen wie von der Tarantel gestochen, während sie den Abstand zu ihrem Verfolger, dessen körperliche Konstitution nicht die Beste zu sein schien, immer weiter vergrößerten. Beim Auto angekommen, sprangen sie hinein und Maisie legte einen waschechten Kavalierstart hin. Erst ein paar Minuten später beruhigten sich ihre Atemzüge. „Puh ... das wäre geschafft“, japste Maisie und blickte zu Clyde herüber, der seine Decke wie einen Schatz an seine Brust drückte. „Jepp“, seufzte dieser, „das lief ... gut.“ Maisie musste grinsen und kurz darauf lachten beide erleichtert los. „Ernsthaft, ich kann nicht glauben, dass das gerade passiert ist“, schmunzelte das Mädchen und ließ währenddessen das Ortsschild hinter sich.

„Und nun?“

Erwartungsvoll blickte sie wieder zu ihrem Kumpan, dessen Lächeln

irgendwie wehmütige Züge angenommen hatte. „Können wir kurz an den Strand?“, fragte er leise und Maisie stimmte nickend zu.

Auf der Fahrt zu der nächstgelegensten Bucht erzählte Maisie ziemlich viel von ihrem Leben, der Schule, ihren Problemen, ... Aus irgendeinem Grund schien Clyde ihre Situation besser zu verstehen als jeder andere, weshalb sie wie ein Wasserfall plapperte und fast traurig war, als sie den Wagen am Straßenrand abstellte. Gemeinsam gingen sie auf das aufgepeitschte Wasser zu, wobei Clyde seine Decke immer noch im Arm hielt. Der Strand hier war steinig und nicht so fein und hell wie der Sandstrand bei Maisies Haus. Die Möwen kreischten und als eine starke Windböe einsetzte, griff Clyde wieder nach Maisies Hand. Sie drehte sich zu ihm. „Es gibt allerdings noch eine Menge Dinge, die ich nicht verstehe“, gab sie zu. Verlegen schaute Clyde zur Seite. „Ich auch nicht ... Aber was ich weiß, ist, dass dies einer der besten Tage meines Lebens war. Es war schön, mal wieder Zeit mit dir zu verbringen. Und dich lachen zu sehen! Du sahst die letzten Jahre oft so trauri g aus.“ Maisie stutzte. Woher zum Kuckuck wusste er das? „Was meinst du damit?“, setzte sie an, doch wurde sie von den rauen Lippen Clydes unterbrochen, die sich vorsichtig auf die ihren legten. Verwirrt riss Maisie die Augen auf, genoss dann aber die zarte Berührung und legte ihre Hände unbeholfen in Clydes Nacken. Als sie sich lösten, lächelte Clyde sie liebevoll an. Schüchtern lächelte Maisie zurück, ein leichter Rotschimmer umspielte ihre Wangen. „Vergiss mich bitte nicht“, flüsterte Clyde, dann wies er aufgeregt auf das Auto. „Oh, deine Mutter!“ Überrascht ließ Maisie Clyde los und drehte sich um. Während sie sich nervös in der menschenleeren Umgebung umschaute, hörte sie hinter sich ein lautes Platschen. Als sie sich zum Meer umwandte, war Clyde mitsamt seiner Decke verschwunden. Es war nichts mehr zu sehen außer dunkelgraue Wellen, die sich schäumend an einigen Felsen brachen, und den unaufhörlich kreischenden Seemöwen, die das langsam einsetzende Schluchzen des Mädchens übertönten.

10 Jahre später

Es war ein dunkler, nebelverhangener Tag Anfang November und Maisie stand in der Küche ihres einstigen Elternhauses und mühte sich mit einem widerspenstigen Brotteig ab. So sehr sie das Kochen auch mochte, Backen lag ihr einfach überhaupt gar nicht. Genervt pfefferte sie die große Schüssel in die Spüle, deren Inhalt einfach keine homogene Masse bilden wollte. „So ein Dreckstag ...“, grummelte sie und wischte sich die Hände mit Küchenpapier ab. Da half wohl erst mal nur eines: raus an die frische Meeresluft. Den Teig ließ sie erst mal Teig sein. Als sie gerade die Terrassentür öffnen wollte, kam Ayona ins Zimmer, ein schreiendes Baby auf dem Arm. „Hey Maisie, ich wollte dich daran erinnern, dass du heute damit dran bist, Mama zu besuchen.“ „Keine Angst, das vergesse ich nicht“, antwortete Maisie gereizt und verließ das Haus mit dem Gefühl, dies irgendwie schon einmal erlebt zu haben. Sie stöhnte, als sie an die ganzen Aufgaben dachte, die der Tag noch für sie bereithielt. Ein Protokoll beenden (sie arbeitete als Sekretärin einer Steuerberatungsgesellschaft in der Stadt), der Besuch ihrer Mutter und ihre Wohnungssuche sollte allmählich auch mal fortsetzen, da Ayona und ihr Ehemann sie bestimmt nicht ewig bei sich leben lassen würden. Und von diesem blöden Teig ganz zu schweigen! Missmutig stapfte Maisie durch den Sand und entledigte sich schließlich ihrer Schuhe und Socken, nachdem sich gefühlt schon die halbe Sahara darin angesammelt hatte. Nur noch wenige Meter vom Wasser entfernt, ließ sich die junge Frau in den Sand fallen. Die Geräuschkulisse war weniger lärmend als sonst, da der Nebel die meisten Laute einfach verschluckte. Trotzdem hörte man das unaufhörliche Rauschen und Plätschern des Ozeans und vereinzelte Möwenschreie. Frustriert hob Maisie den Kopf, dachte an alle die doofen Dinge gleichzeitig und schrie ihre Wut und Enttäuschung vom Leben aufs Meer hinaus.

Plötzlich nahm sie eine Bewegung neben sich war. „Warum schreist du so?“, fragte eine dunkle, jedoch sehr vertraute Stimme.

Quietschend sprang Maisie auf. „Waaah, was soll das?!“ Schwer atmend drückte sie eine Hand auf ihr Herz und suchte das Umfeld nach einer zur Stimme passenden Person ab. Nach und nach löste sich links von ihr eine Silhouette aus dem Nebel, die in ihr längst verdrängte Erinnerungen hervorrief. „Nein, bitte nicht ...“ Allen Wünschen zum Trotz zeigte sich ein Mann, nur weniger Jahre älter als sie, mit schwarzen, zottigen Haaren und leichtem Dreitagebart. Seine Augen waren von einem tiefen Grünblau, wie die Wellen an einem sonnigen Tag, und über seiner rechten Schulter hing eine flauschige Decke. Sofort trat Maisie einen Schritt zurück, Tränen brannten in ihren Augenwinkeln. „Nein Clyde, bleib weg! Bitte! Du bist doch eh sofort wieder weg und es kümmert dich Null, was mit mir ist. So wie gefühlt keinem Menschen auf dieser Welt!!“ Mittlerweile tropften wirklich Tränen von ihren Wangen. Ein tieftrauriger Blick legte sich auf Clydes Gesicht, aber er blieb augenblicklich stehen. „Wenn du für einen kurzen Moment leise bist, erkläre ich dir alles. Versprochen“, meinte er ruhig, aber auch hoffend. „Bitte, nur ganz kurz“, hängte er dran, als er sah, dass Maisie gerade Atem zum Protestieren holte. „Diese Decke ...“ Er nahm sie von seiner Schulter und hielt sie mit beiden Händen ausgebreitet vor sich, „... ist gar keine Decke.“ Maisie erstarrte. Vor ihr hing ein helles Seehundfell in der Luft, das über und über, selbst am Kopf, mit grauschwarzen Tupfen übersät war. Die Farbe glich exakt der von Clydes Haaren. „Ein Seehundfell! Deshalb waren die Männer damals da hinterher! … Du hast einen Seehund getötet, du-“ „Nein!“, unterbrach sie Clyde mit einer Spur Empörung in seinem Tonfall. „Ganz sicher nicht! Das ist nicht das Fell irgendeines Seehundes. Es ... Es ist mein eigenes.“ Vorsichtig legte er es sich wieder über die Schulter und trat an Maisie heran, deren Gesicht aus einem einzigen Fragezeichen bestand. „Ich weiß, das klingt verrückt, aber ... So ist es nun mal. Ich bin nicht so wie du, Maisie. Ich bin ein Selkie.“ In Maisies Kopf ratterte es. Ein Selkie! Selbstverständlich kannte sie die Sagen und Lieder von den Seehundmenschen, die hatte ihr ihre Großmutter von klein auf erzählt und beigebracht. Aber dass es wirklich welche geben könnte und dann noch einem echten zu begegnen, hätte sie sich niemals erträumen lassen.

„Du lügst“, murmelte sie und konnte ihren Blick nicht von dem Fell abwenden. Gleichzeitig spürte sie in ihrem Inneren, dass es wirklich stimmen könnte. Es würde alles erklären: Clydes plötzliches Verschwinden und Auftauchen, der Raub seines Felles, ohne das Selkies schließlich nicht in die See zurückkehren konnten, sein manchmal etwas seltsames Verhalten ... Clyde ging noch einen Schritt näher zu Maisie und griff nach ihren Händen. „Glaub mir, ich wollte nicht immer so plötzlich weg, ich hatte keine Wahl. Es ist mir nur alle 10 Jahre möglich, für einen kurzen Zeitraum an Land zu gehen. Aber ich habe dich über die Jahre hinweg immer im Auge behalten, sofern es mir vom Wasser aus möglich war.“ Endlich löste Maisie ihren Blick von dem Fell und schaute dem Selkie direkt in die Augen. „Wie ein waschechter Stalker“, sagte sie leise, lächelte aber leicht dabei. „Und ich habe gesehen, dass du unglücklich bist“, fuhr Clyde fort. „Also habe ich die letzten Jahre nach einer Lösung gesucht und bin heute hier, um dir ein Angebot zu machen.“ „Ein Angebot?“ „Komm mit mir!“ Maisies Augen weiteten sich. Mit ihm kommen? Mit einem Seehund? Wohin denn, ins Meer? Wäre das nicht ihr sicherer Tod? Clyde bemerkte ihre Zweifel. „Ich weiß, dass kommt etwas plötzlich. Aber ich will dich nicht mehr so traurig sehen, nie wieder.“ Zaghaft hob er Maisies Kinn mit zwei Fingern an und gab ihr einen sanften Kuss. „Ich habe dich sehr gern, weißt du ...“ Verwirrt blickte Maisie zu ihrem – nein Ayonas – Haus zurück und stellte sich die Folgen ihrer Entscheidung bildlich vor. *Ende 20jährige verschwindet spurlos im Nebel* wäre morgen vermutlich die Schlagzeile der Tageszeitung. Dann dachte sie an all ihre großen Enttäuschungen und fasste kurzfristig einen Entschluss: „Ich komme mit.“ Clydes Erleichterung und Freude daraufhin zu sehen, war für Maisie unbeschreiblich. Er hatte wohl selbst nicht damit gerechnet. „Ich würde nur noch ein paar Dinge erledigen, wenn das erlaubt ist.“

Der Nebel hatte sich ein wenig gelichtet, als Clyde und Maisie Hand in Hand ein paar Stunden später mit hochgekrempelten Hosenbeinen am Strand standen. Maisie zitterte vor Aufregung und Kälte. Besorgt schaute

Clyde sie an und drückte ihre Hand noch etwas fester. „Bist du bereit?“ Maisie biss sich auf die Lippe und nickte. Langsam liefen sie in die niedrigen Wellen, wobei Clyde sie nicht aus den Augen ließ. Maisie zuckte, als das trübe Wasser ihre Beine umschloss. Es war eiskalt. „Wehe du lässt meine Hand los“, keuchte Maisie, woraufhin Clyde sofort den Kopf schüttelte und etwas Unverständliches flüsterte, den Blick nach wie vor gebannt auf Maisies Gesichtszüge gerichtet. Das Wasser wurde immer tiefer und Maisie schaute unsicher zurück zum Land. „Egal was passiert“, begann Clyde zu sprechen, „blick nicht zurück.“

Und gemeinsam verschwanden die beiden ungleichen Gestalten, eine deprimierte junge Frau und ein naiver, fröhlicher Selkie in den Wogen der schottischen See, während die Dreizehenmöwen ihr Lied sangen, die Wellen unaufhaltsam auf die Felsen donnerten und sich ein kleiner Sonnenstrahl tapfer einen Weg durch die Wolkendecke bahnte und ein einzelnes Glitzern auf die Wasseroberfläche zauberte, die nicht erahnen ließ, dass soeben jemand (vielleicht sogar für immer?) darin verschwunden war.

Ende

KATHARINA SACK

Nach einem erfolgreichen Abitur 2017 hat Katharina Sack die Zeit dafür genutzt, ihren Lieblingsbeschäftigungen wieder ganz ausführlich voller Spaß und Leidenschaft nachzugehen, wozu vor allem auch das Lesen und Schreiben zählen (letzteres wurde gegen Ende ihrer Schulzeit leider etwas vernachlässigt).

So gehörte eine allabendliche Gutenachtgeschichte schon von klein auf zu ihrem Alltag und konfuse Gedanken wurden schnell mal mit einem Gedicht verarbeitet. Ansonsten liebt Katharina alle möglichen Arten von Tanz, vor allem Ballett, die Pfadfinderei und generell Spaziergänge oder Inlinertouren durch die Natur sowie Kochen und Backen, was sich vor allem an ihrem anwachsenden Berg von Kochbüchern zeigt (auch wenn letztendlich eh alles „Pi mal Daumen" und „nach Gefühl" fabriziert wird).

Sollte man einmal genug von Kathi haben, setzt man sie am besten vor den Stall ihrer goldigen Meerschweinchen oder steckt sie in einen Buchladen, wo sie sich stundenlang selbst beschäftigen kann.

Zurzeit arbeitet Katharina bei einem christlichen Freiwilligenprojekt in Südafrika mit, bevor sie im Herbst 2018 ihr Studium antritt.

Illustration von Juliette Kleinschmidt

Die sieben Schwerter von Olibar

Jens Gehres

Die Sonne Rimas begann langsam hinter den Steinernen Hügeln zu versinken. Ihre letzten Strahlen beleuchteten gerade noch so das Dach des kleinen Bauernhauses, in dem Darahja mit ihren vier Kindern lebte.

Ihr ältester Sohn Dared sah beunruhigt über den rötlichen Abendhimmel und fragte sich, wann seine Mutter endlich aus dem Dorf zurückkehren würde. Sie war schon einige Zeit überfällig und langsam begann er sich Sorgen zu machen. Damit seine drei kleineren Geschwister sein

Unbehagen nicht bemerkten, hatte er begonnen, im Hof Feuerholz zu hacken. Vom Hauklotz aus konnte er unauffällig den Weg im Auge behalten, der hinunter ins Dorf führte. Er war nun schon so lange hier draußen, dass er bereits einen ansehnlichen Stapel zerkleinert und fein säuberlich unter dem Nebendach der Holzhütte aufgestapelt hatte.

Dared hielt inne, als er das Geräusch von Hufen hörte, die den Weg entlangkamen. Er runzelte die Stirn: Dies waren nicht die Hufe ihrer alten Stute.

Jemand Fremdes kam den Weg hoch.

Und Fremde bedeuteten meistens Ärger.

Dared stellte die Axt neben dem Hauklotz ab und packte seinen Jagdbogen, den er draußen immer griffbereit hatte. Rasch lief er geduckt zu einem Gebüsch neben dem Weg und versteckte sich an seiner üblichen Stelle für den Fall, dass ein Fremder sich hierher verirrte. Er kniete sich hinter den kleinen Erdhügel mit dem Gebüsch, legte einen Pfeil auf die Sehne und spannte den Bogen. Von seinem Versteck aus hatte er einen Teil des Wegs, den ganzen Hof und die Tür ihres Holzhauses gut im Blick, aber niemand konnte ihn sehen, wenn er sich hinter dem dichten Gebüsch duckte.

Dared spähte vorsichtig durch die Zweige und konnte einen ersten Blick auf den Fremden erhaschen: Ein großer, grauhaariger Mann mit einem verschlissenen, schwarzen Reiseumhang saß auf einem klapprigen Gaul und kehrte Dared den Rücken zu, der von einem großen Rundschild verdeckt wurde.

»Ein Söldner? Hier am Waldrand der Steinigen Hügel?«, fragte Dared sich.

Er erschrak kurz, als der Fremde vom Pferd stieg und Dared einen Blick auf ihn werfen konnte: Zahlreiche Narben bedeckten sein Gesicht, eine große lief quer über sein linkes Auge, das milchig-weiß glitzerte. Argwöhnisch sah sich der Fremde auf dem Hof um und sein Blick blieb kurz an dem Busch hängen, hinter dem sich Dared verbarg. Aber Dared war ein geübter Jäger und wusste, dass er sich jetzt nicht bewegen durfte, denn dann würde ihn der Fremde todsicher entdecken.

Der Blick des Fremden glitt auch gleich weiter und als er seine kurze Inspektion beendet hatte, band er die Zügel seines Pferdes an einen der Koppelpfosten und schritt leicht hinkend auf die Tür des Hauses zu.
Eine leichte Brise bauschte den Mantel des Fremden kurz auf und Dared konnte an seiner linken Hüfte die abgewetzte Lederscheide eines großen Schwertes erkennen.
Das war ganz sicher ein Veteran, der gerade seinen Dienst in einer der zahlreichen Armeen des Landes Rima quittiert hatte.
Aber was wollte er hier?
Dared spannte den Bogen weiter und machte sich schussbereit.
Der Fremde ging zur Tür und klopfte an. Mit seiner Schwerthand stützte er sich dabei in Kopfhöhe schwer am Türpfosten ab.
»So ein Dummkopf!«, dachte Dared. Wenn der ungebetene Besucher nun eine falsche Bewegung machen würde, konnte er seine Hand mit einem Pfeil an den Pfosten nageln, bevor der Fremde wusste, wie ihm geschah.
Ganja, seine mittlere, acht Sommer alte Schwester, öffnete dem Fremden die Tür und erschrak ebenfalls vor seinem Anblick. Ihr Blick huschte kurz zu dem Gebüsch hinüber, hinter dem Dared Stellung bezogen hatte und sie entspannte sich sichtlich. Ihr Bruder war schon auf seinem Posten.
Sie blickte dem Fremden nun frech ins Gesicht und fragte mit ihrer Kleinmädchenstimme: »Wer bist denn *Du*?«
»Ich bin Cuthan, Kleines«, sagte der Fremde grimmig. Seine Stimme war tief und rau. »Heißt Deine Mutter Darahja?«
»Warum willst Du das wissen?«, fragte sie keck zurück.
»Weil ich dringend mit ihr sprechen muss«, brummte er ungehalten und versuchte einen Fuß über die Türschwelle zu setzen.
Mit einem dumpfen Laut schlug ein Pfeil neben seiner Hand in den Türpfosten und der Söldner erstarrte mitten in der Bewegung.
»Wenn ich du wäre, Fremder, würde ich jetzt keine falsche Bewegung machen, bevor mein Bruder Rired dir nicht deine Waffen weggenommen hat«, sagte Dared laut und schlich langsam aus seiner Deckung,

den Bogen mit einem zweiten Pfeil erneut im Anschlag. Ganja, die immer noch gelassen in der Tür stand, erklärte lächelnd: »Das ist mein großer Bruder Dared. Er hat euer Pferd schon von Weitem kommen sehen und sich in den Büschen neben dem Haus versteckt.«
Sie trat zur Seite, um Dareds Bruder Rired Platz zu machen, der mit zwei raschen Bewegungen Cuthans Schwert und Dolch an sich nahm. Er kehrte ins Haus zurück und Dared hörte, wie er die Waffen klappernd in einer Truhe neben dem Kamin verstaute.
Cuthan drehte sich langsam zu Dared um und sagte gelassen: »Willst du einen alten Freund deiner Mutter Darahja nicht hereinbitten, nachdem du jetzt sicher sein kannst, dass ich nicht plötzlich aufspringe und dir mein Schwert in den Bauch ramme?«
Dared stand am Rand des Hofes, den Pfeil immer noch schussbereit auf der Bogensehne, aber er zeigte nun nicht mehr auf die Brust des alten Söldners. Nachdem das Schweigen eine unangenehme Schwere erreicht hatte, fragte Dared schließlich: »Ihr wollt unsere Mutter sprechen?«
»Ja, das muss ich sogar ziemlich dringend, mein Junge«, gab der alte Söldner nun sichtlich müde zur Antwort. »Wir kennen uns von früher, noch vor deiner Geburt. Vielleicht hat sie einmal von mir gesprochen?«
»Nun ... Nein, hat sie nicht.«
Dared war zu der Überzeugung gelangt, dass der Fremde keine unmittelbare Bedrohung darstellte. Er ließ den Pfeil von der Sehne gleiten, legte aber weder Pfeil noch Bogen aus der Hand.
»Sie ist in das im Tal gelegene Dorf geritten, um die Hasenfelle zu verkaufen, die ich über den Sommer hinweg geschossen habe. Sie wird bald zurück sein. Ihr könnt hier auf sie warten.«
»Zu gütig«, sagte der alte Söldner mit einem bissigen Unterton. »Können wir uns vielleicht nach drinnen setzen? Meine alten Knochen könnten ein wärmendes Feuer vertragen. Und mein Magen einen Branntwein.«
Dared zischte den Söldner abweisend an: »Einen Platz am Feuer habe ich für Euch, Söldner. Aber euren Branntwein müsst ihr Euch schon selbst mitbringen. Meine Mutter duldet keinen Fusel in ihrem Haus.«

Der alte Söldner lachte kurz rau auf, schüttelte den Kopf und funkelte Dared aus seinem verbliebenen Auge belustigt an.
»Deine Mutter hat sich kein bisschen verändert, was? Schon als ich sie kannte, konnte sie Trunkenbolde nicht leiden.«
Er humpelte zu seinem Pferd zurück und nahm einen Schlauch aus einer der Satteltaschen. Dared achtete darauf, dass der Söldner auch *nur* seinen Schnapsschlauch nahm und nicht noch eine verborgene Waffe.

Kurze Zeit später saß der alte Söldner plump wie eine alte Kröte auf dem wackeligen Hocker in der Nähe des Feuers und sah sich mürrisch in dem einzigen Zimmer der Holzhütte um, die Darahjas Familie als Heim diente. Gelegentlich genehmigte er sich einen anständigen Schluck aus dem Branntweinschlauch und blinzelte dann mit den Augen. Dared hatte sich auf die Truhe gesetzt, in der nun Cuthans Waffen ruhten, den Bogen und die Pfeile hatte er griffbereit neben sich gestellt.
Dared traute ihm immer noch nicht wirklich über den Weg, aber für Ganja, die vor nichts und niemandem Angst zu haben schien, war der Fremde eine willkommene Abwechslung.
Im Gegensatz zu ihren anderen Geschwistern Rired und Grimcwen, die versuchten, den Fremden so gut wie möglich zu ignorieren, und sich in die Schlafecke der Hütte zurückgezogen hatten, hatte Ganja sich im Schneidersitz vor Cuthan gesetzt und anscheinend beschlossen ihn auszufragen. Dared versuchte nicht zu grinsen und fragte sich, wie lange der Söldner sich das gefallen ließ. Seine Schwester konnte wirklich nerven.
»Warum sieht dein Gesicht so aus? Hast du dir wehgetan?« Ganjas Kleinmädchen-stimme klang aufrichtig interessiert.
»Nein. Mir haben andere wehgetan«, knurrte der Söldner grimmig und nahm einen weiteren Schluck.
»Hast du eine Frau?«
Zuerst sah er die kleine Göre erstaunt an, dann aber grinste der Söldner anzüglich und sagte: »In jeder Stadt und jedem Dorf gleich mehrere ... wenn du verstehst, was ich meine ...«

Dared sah den Söldner verärgert an. Ganja aber schien mit Cuthans Antwort zufrieden zu sein, denn sie redete unbeeindruckt weiter: »Unsere Mutter erzählt uns immer Geschichten abends vor dem Einschlafen. Kennst du Geschichten?«
Der Söldner lachte kurz auf und funkelte Ganja mit seinem verbliebenen Auge an.
»Ha! Natürlich kenne ich Geschichten! Ich kenne sogar *viele* Geschichten, aber ich verwette mein Schwert auf eine unleugbare Tatsache: *Keine* davon ist für freche, kleine, neugierige Mädchen wie dich geeignet! Und jetzt sei still!«
Aber der Söldner hatte nicht mit Ganjas Hartnäckigkeit gerechnet. Sie begann zu betteln und zu jammern, an seinem Mantel zu zupfen und ihn von unten flehend anzublicken.
Dared wollte gerade zu seiner Schwester sagen, sie solle jetzt endlich zu den anderen ins Bett gehen und schlafen, als der Söldner plötzlich mit ungewohnt sanfter Stimme sagte: »Du erinnerst mich an ein Mädchen, das ich mal kannte ... Oh, schon gut, ich erzähle dir eine Geschichte, aber nur, wenn du mich nicht unterbrichst!«
Dared sah erstaunt hoch und sah den Söldner überrascht an, dessen Gesichtszüge plötzlich weich geworden waren. Er wirkte nun nicht mehr wie ein grimmiger, mürrischer Krieger, sondern mehr wie ein müder, alter Mann, der einfach seinen Frieden haben möchte, weil er am Ende seiner Reise angelangt ist. Raschelnd erschienen hinten in der Schlafecke zwei Kinderköpfe und sahen interessiert den Söldner an.
Cuthan sah kurz hinüber und winkte die beiden Geschwister mit einer Kopfbewegung zu sich. »Kommt schon rüber, Kinder.«

Kurz darauf saßen Dareds kleine Geschwister in einem Halbkreis vor ihrem Gast und lauschten gebannt den Worten des alten Söldners. Dennoch waren Ganjas Fragen anscheinend immer noch nicht erschöpft.
»Wie heißt die Geschichte?«
»Oh, ich weiß nicht recht ... warte mal ...«, der Söldner zögerte kurz und fuhr dann mit gesenkter Stimme fort: »... wie wäre es mit der

Geschichte über die sieben Schwerter von Olibar?«
»Au ja!«, klang es aus drei Kinderkehlen. Aber Ganja fragte sofort weiter: »Was ist Olibar?«
Cuthan schmunzelte sichtlich, ein ungewöhnlicher Anblick auf dem bisher so verschlossenen Gesicht des Söldners. Grinsend schüttelte Dared über die ungleiche Gruppe den Kopf, aber nun war auch er neugierig geworden.
»Olibar war ein kleines, aber mächtiges Königreich in Rima, dem Land, in dem wir leben«, erklärte Cuthan und sah kurz zu Dared hinüber, der immer noch auf seiner Truhe saß und nun auch gebannt zuhörte.
»Also, wie schon gesagt, Olibar war ein kleines Königreich, weit weg von den Steinigen Hügeln, hier wo ihr lebt. Die Menschen, die dort lebten waren ... na ja, ich denke sie waren glücklich. Die Wälder und Felder waren fruchtbar, kaum jemand musste hungern und es gab reiche Dörfer und Städte in denen wohlhabende Händler und geschickte Handwerker lebten. Die größte Stadt war Olibasar, das ‚Juwel der Ebenen', wie ihre Bewohner die Stadt selbst nannten.
Über Olibars Grenzen hinaus war diese Stadt berühmt für ihre Heiler und Magier, die an der berühmten Magierakademie von Olibasar, der ‚Zitadelle der sieben Elemente' magisch begabte Kinder zu Heilern, Magiern und Alchimisten ausbildeten.
König Larus und seine Königin Limei herrschten damals über Olibar und seine Bewohner. Sie waren gerade Eltern von Linumial, dem Prinzen von Olibar, geworden. Er war Larus Nachfolger auf dem Thron des ›Landes der tausend Felder‹, wie Olibar auch genannt wurde. Larus war ein junger aber dennoch weiser Herrscher, der von seinem Volk geliebt wurde ...« Cuthan hielt kurz inne, seufzte und sprach dann mit trauriger Stimme weiter: »Aber so viel Wohlstand ruft auch immer Neider auf den Plan. Ihr müsst wissen, in unserer Heimat Rima gab es einst viele Königreiche, die Olibar gar nicht so unähnlich waren.
Aber eines davon, das Imperium von Malcaror, wurde von Gargothan, einem machthungrigen Despoten, regiert. Seine Gier nach Macht und Gold war legendär. Um sie zu befriedigen, versammelte er eine riesige

Armee aus Kriegern, Bogenschützen, Reitern und Kriegsmaschinen. Sein Heer war gigantisch und denen aller anderen Königreiche weit überlegen. Aber die finstersten und gefürchtetsten Mitglieder seines Heeres waren die Assassinen, die sich unsichtbar zaubern konnten. Nur im grellen Sonnenlicht oder dem hellen Licht einer Fackel vermochte ein aufmerksamer Beobachter ihren Schatten zu erkennen, darum wurden sie von allen die ‚Schleichenden Schatten' genannt. Wenn der Imperator ein Königreich erobern wollte, schickte er zuerst die Schleichenden Schatten los. Sie sollten die Geheimnisse des Gegners ausspionieren und so den Weg für die Armee bereiten. Dutzende Königreiche waren so untergegangen, erobert vom Imperium von Malcaror, geknechtet, versklavt, ausgeplündert.

König Larus beobachtete diese Entwicklung mit wachsender Sorge. Auch seine Armee war der von Malcaror weit unterlegen, Olibar konnte dieser Macht nicht lange standhalten.

Er versuchte, mit anderen Königreichen eine Allianz gegen Malcaror zu schließen, aber die Spione aus Malcaror waren ihm immer einen Schritt voraus: Sie säten Zwietracht bei seinen Bündnispartnern und nach und nach fielen die meisten der Armee von Malcaror und ihren Schleichenden Schatten zum Opfer.

Schließlich waren nur noch etwa ein halbes Dutzend Königreiche übrig, von denen keines dem anderen über den Weg traute.

König Larus ahnte, dass Olibar das nächste Ziel des Imperiums von Malcaror werden würde, als in Olibasar und den umliegenden Dörfern Gerüchte darüber aufkamen, die Schleichenden Schatten hätten bereits mit ihrer Arbeit begonnen. Wichtige Personen wie Bürgermeister, Magier und Heerführer von Olibar kamen auf mysteriöse Weise zu Tode; Kornkammern, Scheunen und Kasernen gingen plötzlich in Flammen auf.

Als schließlich einer der Schleichenden Schatten versuchte, König Larus selbst zu ermorden, aber glücklicherweise scheiterte, bekam der junge König nun Angst um sich und seine Familie. Königin Limei und Kronprinz Linumial wurden ab sofort schwer bewacht, ständig musste

eine magische Fackel in ihrer Nähe brennen, um es den Schleichenden Schatten so schwierig wie möglich zu machen.
Dann fragte der König bei den Magiern aus der Zitadelle der sieben Elemente um Rat. Sie machten dem König einen Vorschlag: Olibars Armee wurde rekrutiert aus sechs Ländereien, von denen jede einen mächtigen Heerführer stellte. Die Magier würden sieben magische Schwerter erschaffen, eins für jeden Heerführer und eins für den König selbst. In jedes Schwert würden die Zauberer einen Elementargeist einschließen, jeweils einen für die sieben Elemente von Olibar: Wasser, Feuer, Humus, Stein, Luft, Eis. Für den König war das letzte und mächtigste Element vorgesehen: das alles überstrahlende Licht.
Mit diesen Schwertern konnten sie die Moral der von den Heerführern angeführten Regimenter stärken und während der Schlacht durch die Unterstützung der Elementargeister mit Magie wirken. Vielleicht würde das ausreichen, um gegen die Armee von Malcaror zu bestehen.
Larus stimmte zu und die Magier von Olibar machten sich mit den Künstlern der Schmiedegilde sofort ans Werk. Die Schmiede erschufen in tagelanger Arbeit aus Hrímga, dem mächtigen magischen Metall aus dem Gefrorenen Gebirge, neun Schwertrohlinge von unglaublicher Reinheit und Stärke.
Sieben davon übergaben sie den Magiern der Zitadelle der sieben Elemente, die jede der Klingen mit mächtigen Formeln verzauberten und einen Elementargeist des jeweiligen Elementes darin einschlossen. Nach weiteren sieben Tagen und sieben Nächten übergaben die Magier die sieben magischen Schwerter an den König und die Heerführer der Armee von Olibar.
Aber die Schleichenden Schatten hatten offensichtlich den Plan des Königs aufgedeckt und der Imperator von Malcaror zögerte nicht. Noch während der Übergabezeremonie der Schwerter brachte ein Herold König Larus die Nachricht, dass die Armee von Malcaror die Grenzen von Olibar überschritten hatte und nun schnurstracks auf Olibasar zumarschierte, brennende Felder und geplünderte Dörfer zurücklassend. Die Bevölkerung zog sich auf Geheiß von König Larus hinter die

Stadtmauern von Olibasar zurück. Kurz darauf belagerte die Armee von Malcaror das ‚Juwel der Ebenen'. Ihre gigantischen Katapulte fingen sofort damit an, die Mauern und Türme der Stadt in Trümmer zu legen. Allzu lange aber konnte König Larus nicht zulassen, dass die malcarorischen Kriegsmaschinen die Hölle auf seine Stadt niedergehen ließen. Also befahl er in der Abenddämmerung des zweiten Tages einen Ausfall durch die geheimen Tore in der Stadtmauer.
Angeführt von König Larus selbst gelang es den Soldaten von Olibar, die meisten Kriegsmaschinen zu zerstören. Die Stadt war zunächst gerettet, aber zu was für einem Preis? Zwei der Heerführer mit den magischen Klingen waren bei dem Ausfall zu Tode gekommen, ermordet von den Schleichenden Schatten.
König Larus ernannte neue Heerführer, aber diese waren nicht in der Lage, die magischen Schwerter zu beherrschen. Die Magier konnten sich dies nur dadurch erklären, dass die Elementargeister in diesen magischen Klingen ihre Herren selber wählten und die Schwerter offensichtlich etwas wählerischer waren, als es Larus lieb sein konnte.«
Cuthan schwieg kurz. Ganja war das aber schon zu lange, sie hauchte atemlos vor Spannung.: »Und was geschah dann?«
Der in Gedanken versunkene Söldner schreckte kurz auf und fuhr dann mit seiner Erzählung fort: »... Äh ... nun, ja. Ah ... die Belagerung ging natürlich noch eine ganze Weile weiter. Irgendwann wurden die Vorräte in Olibasar knapp, aber obwohl es bereits angefangen hatte zu schneien, ... und ich bin mir sicher, dass ein magisches Schwert mit einem Elementargeist und ein paar Magier daran nicht ganz unschuldig waren." – der Söldner zwinkerte schelmisch den Kindern zu und diese kicherten – „... setzte die Armee von Malcaror die Belagerung fort. Ob es an ihrer Entschlossenheit oder an ihrer Angst vor ihrem Imperator lag, vermag ich nicht zu sagen. Lange würde es nicht mehr dauern, bis das ›Juwel der Ebenen‹ fallen würde.
Aber das war immer noch zu lange für den General der Armee von Malcaror. Er hieß Gor der Gnadenlose. Und eins kann ich Euch sagen, er hatte diesen Beinamen nicht umsonst. Sein Ruf eilte ihm voraus in

jede Stadt und jedes Land: Er war nicht nur der Oberkommandierende des Heeres von Malcaror, sondern auch der oberste Schwarze Schatten, der hinterhältigste und blutrünstigste Assassine, der jemals auf Rima gelebt hatte.
Er rief seine besten Schatten zusammen und ersann einen finsteren Plan, um die Stadt Olibasar zu erobern.
Die Schleichenden Schatten postierten sich in der Dämmerung um die Stadtmauern und warteten auf die Späher, die König Larus jede Nacht aussandte. Als die Späher gegen Morgen zurückkehrten gelang es einem der Assassinen, gemeinsam mit ihnen in die Stadt einzudringen.
Kaum war er innerhalb der Stadtmauern, machte er sich auf den Weg zum Tor, tötete alle Wachen in der Nähe des Tores und öffnete es.
Verstohlen und so leise wie möglich machte sich ein Teil der Armee von Malcaror daran, in die Stadt einzudringen.
Eine der Wachen auf der Stadtmauer bemerkte, was vor sich ging, und schlug Alarm, aber es war bereits zu spät: Die Armee von Malcaror war in der Stadt und begann jeden zu erschlagen, der das Unglück hatte, ihnen über den Weg zu laufen.
Kurz darauf waren die Verteidiger auf ihrem Posten. Sie kämpften tapfer, aber für jeden malcarischen Söldner, den sie zu Fall brachten, traten drei neue an seine Stelle. Die Schleichenden Schatten waren überall und nirgends. Sie ermordeten hinterrücks Offiziere, Kommandeure und Kriegshelden, die der Armee gefährlich werden konnten.
An vorderster Front auf dem größten Platz in der Stadt erschlug König Larus selbst mit seinem magischen Schwert dutzende von Gegnern. Seine Leibwache war bei ihm und stärkte seinen Rücken, aber Mann für Mann starben seine Männer im Kampf gegen einen zahlenmäßig überlegenen Gegner.
Schließlich waren nur noch der König selbst und Cuthanian Schwertschwinger, sein treuster Heerführer aus dem Norden, übrig. Die beiden Kämpfer standen vor Erschöpfung keuchend Rücken an Rücken auf dem Platz vor dem Herrschaftssitz von Olibar, umgeben von den Leichen von Freunden und Feinden.

Aber dann betrat Gor der Gnadenlose den Platz und mit sich führte er seine Heerführer aus Schleichenden Schatten.
Gegen diese Übermacht hatten sogar der König und sein stärkster Vasall keine Chance. Trotz der magischen Schwerter, ... ja, Cuthanian hatte auch eins, er war der Meister des Schwertes des Eises und der Heermeister der Region Ziroll hoch oben im Norden ... fiel zuerst der Vasall des Königs. Ein aus der Unsichtbarkeit eines Schleichenden Schattens geschwungener Hieb traf ihn am Kopf, verletzte ihn schwer und er stürzte zu Boden.
Einsam und allein stand König Larus auf dem Platz und forderte den Heerführer Malcarors zu einem fairen Kampf auf. Aber nicht einmal vor diesem Mut hatte Gor Respekt: Er wählte die Unsichtbarkeit und tötete den König mit einem Dolch in den Rücken.«

Der alte Söldner schwieg und blickte abwesend unter sich.
Mit offenen Mündern sahen ihn die Kinder abwartend an.
Schließlich brach Ganja das Schweigen: »Und was geschah dann?«
Des Söldners hob langsam den Kopf und wenn Dared sich nicht geirrt hatte, glänzten seine Augen nun verräterisch. Dared machte den Branntwein dafür verantwortlich. Auch wenn seine Mutter keinen Schnaps in ihrem Haus duldete, wusste er sehr wohl, was der Branntwein bei den geistig Schwachen anrichten konnte. Seine Mutter sagte immer, Alkohol löse wohl die Zunge, aber keine Probleme. Oft genug hatte er im Dorf auf einem der zahlreichen Feste Betrunkene gesehen. Und der alte Söldner war dabei keine Ausnahme, er vertrug nur offensichtlich wesentlich mehr als andere.
Mit hohler Stimme fuhr der Söldner nun mit seiner Erzählung fort: »... tja ... was glaubt ihr denn? Nachdem der König und alle Heerführer gefallen waren, war die Stadt Olibasar von der Armee Malcarors erobert worden. Sie brannten große Teile der Stadt nieder, aber zuvor erschlugen sie so viele Bewohner, wie sie finden konnten, und nahmen alles mit, was nicht niet- und nagelfest war. Sie plünderten die Stadt so gründlich, dass man nicht einmal mehr eine Stecknadel oder einen Strohhalm finden konnte.

Während seine Stadt geschliffen wurde, erwachte Cuthanian Schwertschwinger aus seiner Ohnmacht und erhob sich schwankend auf seine wackeligen Beine. Es war tief in der Nacht und nur der Mond spendete ein geisterhaftes Licht.
Verwundert stellte er fest: Er war das einzige lebendige Wesen auf dem Platz. In der Ferne konnte er Schreie und Schwertgeklirr hören, aber um ihn herum war es gespenstisch still. Suchend sah er sich um und fand sein magisches Schwert des Eises, bläulich-silbern glitzerte es im fahlen Mondlicht auf dem mit Blut befleckten Boden des Platzes.
Er musste darauf gefallen sein, als der Hieb aus dem Hinterhalt ihn zu Fall gebracht hatte. Entweder hatten die Plünderer nicht ordentlich gesucht oder waren noch nicht bis zu ihm vorgedrungen. Er hob es auf und steckte es in seine Scheide zurück. Sein Kopf und seine Rüstung waren rot vor Blut und er stolperte einsam über den Platz, der über und über mit Leichen bedeckt war. Der Tod machte sie alle gleich: Die Wächter der Feste von Olibasar lagen friedlich neben den Söldnern der Armee von Malcaror.
Er war nur ein paar Schritte gegangen, da fand er den toten Körper von Larus. Das magische Schwert des Lichtes hatte der gefallene König immer noch in der Hand. Entweder waren die Mörder gestört worden oder wollten das Schwert nicht als Trophäe an sich nehmen.
Vielleicht hatte Gor der Gnadenlose als Meister der Schatten auch keine Verwendung dafür.
Auch das magische Schwert des Lichts nahm der Heerführer an sich und machte sich wieder auf den Weg.
Grimmig freute er sich über etwa ein halbes Dutzend anders gekleideter Leichen, die wahllos über den Platz verteilt waren: Es waren schwarz gekleidete Gestalten, die keine Schwerter oder Rüstung trugen, nur Dolche und Wurfmesser steckten in ihren Gürteln.
Das waren Schleichende Schatten.
Sie mochten vielleicht hervorragende Assassinen sein, aber unbesiegbar waren sie nicht. Cuthanian nahm einem der Schatten seinen Umhang weg, warf sich die Kapuze über den Kopf und machte sich geduckt auf

die Suche nach Limei, der Königin von Olibar, und dem Prinzen Linumial. Wenn alles so geklappt hatte, wie es der König und sein höchster Vasall geplant hatten, waren die Königin und der Kronprinz im Elternhaus einer Dienerin sicher untergebracht worden. Unter diesem Haus führte ein Fluchttunnel aus dem Inneren der Stadt, aber bevor der König oder einer seiner Heerführer der Königin Nachricht über den Ausgang der Schlacht brachten, würden sie dort ausharren, solange es möglich war.

Cuthanian stolperte im Dunkeln durch die Gassen in Richtung Stadtmauer und ging entgegen seiner sonstigen Gewohnheit den Kämpfenden aus dem Weg. Verletzt wie er war, wollte er sich seine letzten Reserven für einen wichtigeren Kampf aufsparen.

Erleichtert stellte er fest, dass die Straße, in der das Haus der Dienerin lag, bisher noch nicht in Flammen stand. Humpelnd und stolpernd erreichte er die Tür des Hauses und klopfte erleichtert an die schwere Tür.

Aber erst als er seinen vollen Namen rief, wurde er von der Amme der Königin eingelassen.

Königin Limei saß im Keller des Hauses und hatte ihren kleinen Sohn auf dem Arm. Sie sah den Heerführer traurig an, als er ihr die Nachricht über den Tod ihres geliebten Königs Larus brachte. Er zeigte ihr das Schwert des Lichts, das schwach begonnen hatte von innen zu leuchten, als der Heerführer in die Nähe des Kindes gekommen war.

Die Königin sah das Schwert an und sagte feierlich: »Verwahrt das Schwert des alten Königs Larus Lichthüter, dem Bewahrer des ewigen Lichtes, solange bis der neue König Linumial es ergreifen kann.«

Dann stand sie auf und jede Elle ihrer Gestalt personifizierte die wahre Königin von Olibar. Und als sie sprach, da sprach sie mit fester Stimme: »Wir werden die Stadt verlassen, um das Leben Linumials, des neuen Königs von Olibar, zu beschützen. Amme, ich gebe Dir den neuen König in Obhut. Ich werde vorangehen und nach dem Feind Ausschau halten.« Dann griff sie unter ihr Oberkleid und zu Cuthanians höchster Verwunderung brachte sie eines der magischen Schwerter zum Vorschein, es glänzte bräunlich im Licht der Fackeln und der Heerführer erkannte Tarrist, das Schwert der Erde.

Die Königinwitwe lächelte grimmig und sah dem Heerführer in das zerstörte Gesicht.
»Ja, Cuthanian Schwertschwinger. Ich bin der neue Heerführer aus der Region Surema, denn ich bin dort geboren und bin eine Meisterin der Erde. Mein Gemahl wagte es allerdings nicht, seine Königin der Gefahr auszusetzen und erwählte einen anderen Heerführer. Aber nun werde ich voranschreiten und Euch den Weg ebnen.«
Cuthanian wollte protestieren, aber Limei hob gebieterisch die Hand und brachte ihn zum Schweigen.
»Keine Widerworte, Vasall! In Eurem Zustand seid ihr zum Spähen nicht in der Lage. Und das Leben des neuen Königs ist wichtiger als alles andere. Wichtiger als Euer Leben, wichtiger sogar als mein Leben. Ihr seid die letzte Verteidigung des Königs, wenn ich fallen sollte. Erweist Euch eurer neuen Aufgabe als würdig, Ihr seid der neue Leibwächter des Königs. Beschützt seine Amme und ihn mit Eurem Leben.«
Sie wandte sich um und kletterte in den Gang hinunter, der unter der Stadtmauer entlang aus der Stadt führte. Mit entschlossenem Gesicht folgte ihr die Amme, Linumial auf dem Arm. Cuthanian Schwertschwinger kletterte mehr schlecht als recht die Leiter in den Gang hinunter und folgte den beiden Frauen. Fackeln benötigten sie nicht, die magischen Schwerter leuchteten ihnen den Weg.
Nachdem sie das Ende des Tunnels erreicht hatten, trat Limei in die kalte Nacht hinaus und sah sich mit gezogenem Schwert vorsichtig um, bevor der Heerführer und die Amme ihr Versteck verließen. Sie wandten sich nach Norden in Richtung der Steinigen Hügel, denn im Süden der Stadt lauerte noch die Armee von Malcaror.
Cuthanian bildete die Nachhut, er hatte sein nur noch schwach bläulich schimmerndes Schwert des Eises fest in der Hand. Der Heerführer sah sich misstrauisch nach allen Seiten um, als sie im Mondschein durch das hohe Gras der Ebene von Olibasar schlichen.
Plötzlich erblickte er einen Schatten, wo keiner hätte sein dürfen.
»Schatten!«, schrie er als Warnung und sprang zur Seite, doch es war bereits zu spät. Ein geworfener Dolch durchbohrte sein Kettenhemd und

blieb tief in seiner linken Schulter stecken. Aber der Schleichende Schatten bekam keine Gelegenheit, eine weitere Waffe zu ziehen, der Heerführer machte trotz seiner Verwundung einen großen Schritt nach vorn und schlug zu. Mit einem gellenden Todesschrei ging der Assassine zu Boden, seine Magie verging und er wurde wieder sichtbar, als das Leben aus seinem Körper wich.

Aber jetzt waren sie entdeckt.

In der Ferne konnten sie Reiter hören, die nun auf sie zuritten, um nach der Quelle des Schreis zu suchen.

»Wir können ihnen nicht entkommen, meine Königin!«, sagte die Amme verzweifelt und sah zwischen Limei und Cuthanian hin und her.

»Doch, das werden wir.«

Die Stimme der Königin klang entschlossen, als sie ihr magisches Schwert hob und sich den vier Reitern, die in vollem Galopp heran preschten, entgegenstellte.

Cuthanian stellte sich an die Seite seiner Königin und hob ebenfalls sein Schwert.

»Lauft, Limei, ich werde sie aufhalten.«

Aber noch bevor die Königin erneut protestieren konnte, kam der erste Reiter heran und holte zum Schlag gegen Limei aus.

Die Meisterin der Erde fiel auf ein Knie und duckte sich unter dem Schlag weg, mit einem Hieb ihres Schwertes brachte sie das Pferd zu Fall, ein weiterer Hieb tötete den Reiter.

Der Heerführer hatte einen anderen Reiter aus dem Sattel geschlagen und durchbohrte ihn nun mit seiner Klinge.

Der dritte Reiter schoss aus vollem Galopp einen Pfeil auf die Königin ab. Limei wirbelte herum und fegte ihn mit einer blitzschnellen Bewegung ihres Schwertes aus der Bahn. Aus ihrer Drehung heraus hatte sie selbst einen Dolch geschleudert, der bis zum Heft im Hals des Reiters verschwand. Gurgelnd fiel er vom Pferd und blieb reglos neben der Amme liegen, die kurz aufschrie und zurückwich. Der letzte Reiter schien nicht so entschlossen auf den Tod wie seine Kumpane zu sein. Er ritt eine Kehre, um sich mit weiteren Reitern zu vereinen,

die in der Ferne auf sie zuhielten.
»Wir können nicht allen entkommen, Heerführer«, sagte Limei grimmig. »Nehmt Euch zwei Pferde und reitet nach Norden! Ich werde sie aufhalten.«
»Bei Ivaru und seinen Dämonen!«, protestierte Cuthanian. »Dieser Tag hat schon den Tod von Larus Lichthüter gesehen, er wird nun nicht auch noch den Tod Königin Limeis sehen!«
»Das war keine Bitte, Vasall!«, gab Limei eisig zur Antwort und ihre Augen blitzten, als sie den Heerführer ansah. »Tut, was ich sage, ich befehle es Euch!«
Cuthanian Schwertschwinger schwieg und blieb entschlossen stehen.
»Ihr könnt sie nicht allein aufhalten, meine Königin.«
Aber die Königin lächelte nur grimmig und flüsterte entschlossen: »Ihr unterschätzt meine Macht, Vasall.«
Sie nahm das Schwert der Erde in beide Hände, die Klinge nach unten gerichtet, schloss die Augen und begann die Beschwörung zu murmeln, die den Elementargeist des Schwertes herbeirufen würde. Kaum hatten die magischen Worte ihren Mund verlassen, als sie das Schwert in die weiche Erde rammte.
Sofort begann der Boden unter ihnen zu vibrieren, so als ob sie inmitten einer Herde wilder Büffel stehen würden, die in vollem Lauf an ihnen vorbei preschten.
Limei zog das Schwert aus der Erde und an der Stelle, wo eben noch die magische Klinge gesteckt hatte, begann sich ein Elementarwesen aus Humus und Lehm zu erheben, das fast so groß wie ein Stadthaus aus Olibasars Innenstadt war. Die Augen in dem wuchtigen Kopf des Elementargolems glühten gelblich, an seiner Seite baumelten mächtige Arme mit Fäusten so groß wie Weinfässer und seine Füße ähnelten Kleidertruhen.
Er wandte sich den Reitern zu, holte mit seinen riesigen Armen aus und schlug sie mit aller Wucht auf den Boden. Eine gigantische Welle aus Lehm und Erde, so breit wie eine Burg und so hoch wie ein Baum, erhob sich aus dem Boden und rollte auf die Angreifer zu als wäre sie

aus Wasser. Panisch versuchten die Reiter, ihre Pferde zu wenden und ihr Heil in der Flucht zu suchen. Einigen gelang es vor der heranrasenden Welle zu flüchten, aber die meisten malcarorischen Söldner wurden unter ihr begraben.
»Flieht, Heerführer!«, schrie Limei. »Wir treffen uns in Jotam, der Hauptstadt von Clisesi!«
Endlich davon überzeugt, dass seine Königin mit jeder Bedrohung fertig werden würde, wandte sich Cuthanian um, packte die Amme am Arm und rannte mit ihr gemeinsam auf die zwei verbliebenen Pferde zu, die von den toten Reitern nun nicht mehr gebraucht wurden.
Er half der Amme in den Sattel und gab ihr den zukünftigen König in die Arme.
Wegen seiner Verletzungen hatte er einige Mühe selbst das Pferd zu besteigen, aber beim zweiten Versuch gelang es ihm.
Er sah noch einmal zurück zu Königin Limei. Sie hatte den riesigen Golem neben sich und schritt entschlossen und mit erhobenem Schwert den neuen Reitern entgegen, die sich von dem grausamen Tod ihrer Kameraden nicht beeindrucken ließen.
Um die Königin entstand plötzlich eine Staubwolke, die sie vor den Blicken des Heerführers und der herannahenden Reiter verbarg.
Cuthanian grüßte ein letztes Mal in die Richtung, in der er Königin Limei vermutete, wendete sein Pferd und ritt der Amme hinterher, die bereits einen leichten Vorsprung hatte.«

Erneut verstummte der Söldner und blickte die Kinder an, die gebannt seiner Geschichte gelauscht hatten.
»Hat die Königin überlebt?«, fragte Ganja neugierig.
»Das weiß keiner so genau«, murmelte der Söldner finster.
»Cuthanian Schwertschwinger war der letzte, der Königin Limei und ihr magisches Schwert lebendig gesehen hatte. Der Heerführer und die Amme konnten mit Linumial nach Jotam entkommen.
Dort warteten sie allerdings vergeblich auf die Ankunft der Königin.
Nach zwei Jahren tauchten auch in Jotam die Schleichenden Schatten

auf und suchten nach allen, die aus Olibasar entkommen waren. Da die Königin immer noch verschwunden blieb, vermuteten die beiden, sie wäre ebenfalls gefallen und beschlossen sich zu trennen.
Die Amme nahm Linumial mit sich und gab ihn als ihr eigenes Kind aus. Er bekam einen neuen Namen und sie ritten weit nach Norden in die Steinernen Hügel, damit die Schleichenden Schatten ihn nicht so leicht finden konnten.
Der Heerführer aber verdiente seinen Lebensunterhalt als Söldner in den Ländern, die noch nicht dem Imperium von Malcaror einverleibt worden waren. Er brachte seinen Soldaten bei, wie man die Schleichenden Schatten erkennen und töten konnte. Aber die Macht seines Schwertes benutzte er niemals, damit niemand seine wahre Identität herausfinden würde. Die ganze Zeit führte er das Schwert des Lichtes mit sich und bewahrte es für den neuen König auf, bis er alt genug sei, um es zu erhalten ...«

Cuthan blickte plötzlich alarmiert hoch, legte den Kopf schräg und lauschte.
»Da kommt ein Reiter«, sagte er misstrauisch.
Dared hatte das Pferd auch gehört, hatte aber den Hufschlag erkannt. Es war Samsi, das Pferd seiner Mutter.
Ob es nun die Geschichte des Söldners oder nur sein übliches Misstrauen Fremden gegenüber war, Dared machte seinen Bogen schussbereit. Er stand von der Truhe auf und stellte sich so, dass er Cuthan und die Tür im Blick hatte.
Die leichten Schritte einer Frau waren draußen zu hören, kurz darauf öffnete sich die Tür und Darahja trat ein.
Trotz ihrer mehr als vierzig Sommer war sie immer noch eine relativ gutaussehende, aber zierliche, schlanke Frau mit blonden, langen Haaren, die wie so oft mit einem Lederriemen zusammengehalten wurden. Sie trug grobe, aber saubere Kleidung und festes Schuhwerk. In der Hand hielt sie einen prall gefüllten Lederbeutel, in dem viele Münzen schwer klapperten.

Offensichtlich gut gelaunt warf sie ihren Mantel über einen Stuhl und fragte: »Wem gehört das Pferd da draußen? Sag nicht, es ist schon wieder der Steuereintreiber, wir haben für dieses Jahr schon genug bezahlt.«
Dann erblickte sie Cuthan vor dem Feuer und blieb abrupt stehen.
Er wandte der Herrin des Hauses immer noch den Rücken zu und schwieg beharrlich. Ihre Miene verfinsterte sich.
Sie stemmte die Hände in die Hüften, bemerkte aus den Augenwinkeln den Schild und forderte ungehalten: »Ihr könnt im Stall übernachten und morgen wieder abreisen, Söldner! Und nehmt euren Schnapsschlauch mit, ich kann den Branntwein bis hierher riechen!«
»Das ist Cuthan, Mutter«, sagte Dared, nachdem der Söldner nicht sofort antwortete.
»Er hat gesagt, er wollte mit dir sprechen. Ihr kennt euch von früher.«
»Ich kenne keinen Cuthan«, sagte seine Mutter vorsichtig.
Dared aber war nicht entgangen, dass seine Mutter höchst misstrauisch geworden war, ihre gute Laune war verflogen.
»Säufer konntest Du noch nie leiden, Darahja. Daran hat sich immer noch nichts geändert, was?«, sagte der Söldner bissig, stand auf und drehte sich um.
Darahja erbleichte, als hätte sie einen Geist gesehen, und hauchte: »Schwertschwinger! Was macht ihr hier?«
Sie ließ den Beutel fallen, klirrend rollten einige Münzen über den Steinboden der Hütte, sie griff Halt suchend nach dem Tisch und setzte sich schwer auf die Bank, wo sie bleich wie ein Leintuch sitzen blieb und mit großen Augen dem Söldner ins Gesicht starrte.
»Ich bin hier, um ein Versprechen einzulösen, das ich vor Jahren meinem ersten und einzig wahren Herrn gegeben habe«, sagte der Söldner entschlossen.
Dared stellte sich dem Söldner entgegen und spannte den Bogen.
»Du sagtest, Dein Name sei Cuthan, Söldner! Wer bist Du?«, fuhr er ihn an.
Der Söldner nahm tief Luft, richtete sich zu seiner vollen, imposanten Größe auf und sah Dared stolz an: »Mein Name ist Cuthanian Schwertschwinger, Träger von Reufrist, dem Schwert des

Eises, Heerführer der Region Ziroll.«
»Das ist der Name von dem Vasallen der Königin aus der Geschichte!«, krähte Ganja.
»Was für eine Geschichte?«, Darahjas Stimme klang zitternd, aber alarmiert.
»Die Geschichte, die uns Cuthan erzählt hat!« Ganja hielt das alles für ein Spiel, aber Dared war sich da nicht mehr so sicher. Misstrauisch sah er den Söldner an, der behauptete, ein mächtiger Heerführer zu sein.
Ohne Cuthan aus den Augen zu lassen, frage er Darahja: »Kennst Du ihn?«
Aber Darahja antwortete nicht, sie hatte den Kopf in den Händen geborgen und wimmerte.

Knisternd rutschte ein Scheit im Kamin nach, eine Flamme schoss nach oben und Dared sah in ihrem Licht etwas aus dem Augenwinkel ... einen Schatten, der wie ein Mensch aussah. Aber dort war *niemand*, der diesen Schatten hätte werfen können. Sein Blick ruhte immer noch auf dem Söldner und Dared erkannte, dass er *auch* den Schatten gesehen hatte.
Bevor Dared reagieren konnte, hatte der Söldner einen Schritt zur Seite gemacht, richtete seine bloße Hand auf die Truhe und zischte ein einziges Wort: »*Amozi!*«
Krachend durchbrach das Schwert die hölzerne Truhe, Splitter und Holzstücke flogen umher, die Klinge des Söldners flog durch den Raum und ihr Griff kam in der Schwerthand des Söldners zum Liegen.
Dared ließ den Bogen fallen und warf sich auf seine Geschwister, um sie mit seinem Körper vor den umherfliegenden Splittern zu beschützen.
Sein Kopf zuckte zu Cuthan herum und erstaunt beobachtete Dared die Verwandlung des alten und müden Söldners zu einem blitzschnellen und tödlichen Krieger.
In einer fließenden Bewegung wirbelte der Söldner herum. Das Schwert spuckte regelrecht seine Scheide von sich, dann leuchtete es bläulich auf. Die Schneide beschrieb in der Höhe des Kamins einen weiten Bogen, der in der Nähe des Schornsteins plötzlich auf einen nicht sichtbaren

Widerstand stieß. Ein Teil der Klinge verschwand in etwas Unsichtbarem, nur um gleich darauf wieder zu erscheinen. Ein Gurgeln wie von jemandem, dem man gerade die Kehle durchgeschnitten hatte, ertönte in der Ecke der Hütte und etwas stürzte schwer zu Boden.
Darahjas Gesicht war eine Maske der Angst, sie saß wie erstarrt auf ihrem Stuhl und flüsterte: »Du hast sie hierhergebracht! Du hast die Schatten hierhergebracht! Verflucht seist Du, Cuthan Schwertbringer!«
Dared rappelte sich auf und sah sich gehetzt um.
Direkt vor dem Kamin lag der Körper eines ganz in schwarz gekleideten Mannes, er blutete aus einer tiefen Halswunde. Cuthan stieß den Schatten mit seinem bläulich leuchtenden Schwert an, aber der Assassine war tot.
Der Heerführer der Provinz Ziroll sah sich im Licht seines magischen Schwertes im Inneren der Hütte um und entspannte sich nach der gründlichen Inspektion sichtlich.
»Keiner mehr da«, sagte er schließlich brummend. »Er muss mir erst seit Kurzem folgen. In diesem bewaldeten Land mit seinem bewölkten Himmel ist das für einen Schleichenden Schatten aber auch kein großes Kunststück.«
Er sah noch einmal nach, ob der Assassine wirklich tot war und zog dann rasch eine grobe Decke über ihn, damit die Kinder den Toten nicht mehr sehen konnten.

Dared stand auf und starrte den Söldner erstaunt an.
»Die Geschichte, die ihr erzählt habt ...«, wollte Dared leise wissen, »... sie ist wahr, oder?«
Cuthan nickte und verzog sein schiefes Gesicht zu einem Grinsen: »Das ist sie, mein Junge. Und wenn Du nicht auf den Kopf gefallen bist, weißt Du, wer die Amme in der Geschichte ist.«
Wie in Trance wandte sich Dared der Frau zu, die er seit so vielen Sommern für seine Mutter gehalten hatte.
»Stimmt das, Mutter?«, war das Beste, was er zustande brachte.
Darahja sah ihn nicht an, aber sie nickte und flüsterte: »Was bringt es, jetzt noch zu lügen?«

Sie schluckte, sprach aber weiter: »Ja, du bist nicht Dared, mein erstgeborener Sohn, sondern Linumial, der Erbe des Thrones von Olibar. Und jetzt wird er dich mitnehmen, um einen aussichtslosen Krieg zu führen.«

»Wenn einer der Schatten mir bis hierher gefolgt ist, seid ihr alle in Gefahr«, sagte Cuthan ernst.

»Wir wären nicht in Gefahr, wenn du besser aufgepasst hättest!«, zischte ihn Darahja böse an.

Cuthan sah verächtlich auf sie herab: »Du wusstest, dass dieser Tag kommen würde. Der Tag, an dem die Schatten euch finden. War es nicht besser, dass ich euch zuerst gefunden habe?«

Darahja gab darauf keine Antwort. Stattdessen stand sie auf und begann, Kleider und Essen in einen Sack zu stopfen. Sie herrschte die kleineren Kinder an: »Na los! Zieht euch wieder an, wir verschwinden von hier! Dank dem alten Narren hier!«

Cuthan ging zu Dared, der inzwischen seinen Bogen aufgehoben hatte und verwirrt seiner Familie dabei zusah, wie sie ihre Sachen packte.

»Komm mal mit, mein Junge«, sagte der Heerführer sanft.

Er führte Dared nach draußen zu seinem Pferd. Der Söldner schlug eine der Satteltaschen zur Seite und darunter kam ein in Fell eingeschlagener Gegenstand zum Vorschein, bei dem es sich nur um ein Schwert handeln konnte.

»Ist das ...?«, fragte Dared ehrfürchtig.

»Ja, das ist Lumorist, das Schwert des Lichtes«, sagte Cuthan. »Es war das Schwert deines Vaters. Und nun ist es deines.«

Cuthan schlug die Felle zurück und das magische Schwert kam zum Vorschein. Das Heft und die Scheide waren mit geheimnisvollen Runen bedeckt.

Als er zögernd den Griff in die rechte Hand nahm, begann das Schwert leicht in einem hellen weißen Licht zu leuchten und Dared fühlte eine Zufriedenheit, wie er sie noch nie gekannt hatte.

Er schloss die Augen und wusste mit einem Mal, dass dieses Schwert für *ihn* gemacht worden war, aber gleichzeitig erkannte er, dass er noch viel

lernen musste, um die Kräfte des Schwertes zu bändigen.
»Ich hoffe, du wirst dich seiner würdig erweisen, Linumial, Erbe von Olibar«, sagte der Heerführer würdevoll. »Und nun müssen wir los, denn wo ein Schatten herumschleicht, sind seine Herrn und Meister meist nicht weit.«

Kurze Zeit später machten sich Darahjas Familie, darunter der Erbe des Königshauses von Olibar, und sein alter Leibwächter auf den Weg in eine ungewisse Zukunft.
Aber wie ihr weiteres Schicksal verlief, ist eine andere Geschichte.

Jens Gehres

Jens Gehres wurde 1971 als drittes von drei Kindern in Illingen/Saar geboren.

Wenn er nicht mit Hilfe Außerirdischer mal kurz die Erde rettet oder mit mutigen Kriegern in die alles entscheidende Schlacht gegen finstere Goblinhorden zieht, lebt er mit seiner Frau und seinen zwei Kindern im malerischen Saarbrücken. Schon als Schulkind verfasste er Science-Fiction-Kurzgeschichten und Abenteuer für Pen-&-Paper-Rollenspiele. Seit einigen Jahren hat er seine Autorenaktivität allerdings intensiviert und arbeitet gleichzeitig an mehreren Romanen und Kurzgeschichten von der Space Opera über Steampunk bis zu Fantasy.

Seine Kurzgeschichte »Neues Leben« wurde 2016 in der von Anja Bagus und der Edition Roter Drache herausgegebenen Steampunk-Anthologie »Ætherseelen« veröffentlicht. Den dritten Teil dieser aufeinander aufbauenden Kurzgeschichtensammlung, »Reinigendes Feuer«, las er bei einer Veranstaltung der »Brennenden Buchstaben«, einer Literaturgruppe, die Lesungen in der virtuellen Welt des Second Life veranstaltet. Zurzeit überarbeitet er seinen Science-Fiction-Roman »Das große Beben«, die Plots für daran anschließende Romane liegen bereits fertig in der Schublade.

Außerdem will er sich auch einmal im Krimi-Genre versuchen, die Recherche dafür ist bereits in vollem Gange: Es wird von einem U-Boot, seinem Konstrukteur und einer toten Journalistin handeln. Ein weiterer Steampunk-Roman ist auch noch in Arbeit. Er wird in Anja Bagus Aetherwelt spielen und das Schicksal einiger Charaktere aus seinen Kurzgeschichten zum Thema haben. Gleichzeitig plant er eine Fantasy-Fortsetzungsgeschichte, die regelmäßig auf seiner Facebook-Autorenseite aktualisiert werden soll. Wenn er dann noch Zeit hat, liest er viel.

Mehr über den Autor: https://www.facebook.com/AutorJensGehres/

YOUR GUARDIAN ANGEL

Mary Books

Lucky Pitch. Mir ging dieser Name einfach nicht aus dem Kopf. Lucky Pitch. Woher kannte ich den Namen? War das vielleicht ein Freund von mir? Oder eine Freundin? Bei dem Namen konnte man ja nie wissen. War es ein Popstar? Ich wusste es nicht genau. Aber ich hatte den Namen irgendwo gelesen, das wusste ich noch. Genau, auf einem ... Grabstein. Aber wieso hatte ich mir den Namen gemerkt? Plötzlich wollte ich zum Friedhof und diesen Stein ansehen. Und eventuell ... beten? Trauern? Irgendwas auf jeden Fall.

Und plötzlich merkte ich, dass ich direkt vor den Toren des Friedhofs stand. Das schwarze Tor ragte direkt vor mir auf. Ich streckte die Hände aus und wollte es aufstoßen. Dann zögerte ich. Ich wollte auf einen Friedhof gehen. Im Dämmerlicht, etwa um sieben Uhr. Aber dann schalt ich mich. Ich hatte doch wohl keine Angst! Also stieß ich eine Torhälfte auf. Es quietschte. Ich ging hinein. Und mir fiel auf, dass ich nur den Namen hatte. Nein, Moment! Ich erinnerte mich, dass auf der Vorderseite des Grabsteins ein Engel eingemeißelt war. So ein Engel war sicher einmalig auf einem Friedhof. Und anscheinend hatte ich recht. So einen Engel fand ich nämlich gar nicht. Langsam wurde es noch dunkler. Und dann sah ich ihn. Ganz hinten, im Schatten eines Baumes, direkt neben der äußeren Friedhofsmauer. Ich lief langsam darauf zu. Der Grabstein war glatt und aus weißem Marmor mit dem schönsten Engel darauf, den ich mir vorstellen konnte. Auf dem Grabstein stand in schwarzer Schnörkelschrift:

Lucky Pitch
*13. Oktober 2000
†13. Dezember 2013
Möge er Frieden finden.
Angelus in aeternum.

Der letzte Satz war anscheinend auf lateinisch. Ich wusste nicht, was es bedeutete. Aber ich hatte Mitleid mit diesem armen Jungen. Er war nur 13 Jahre alt geworden! Und er war nur zwei Monate nach seinem dreizehnten Geburtstag gestorben. Man sollte meinen, das wäre genug Pech. Aber nein, er hieß auch noch mit Nachnamen „Pech“. Na immerhin waren die Eltern so gnädig und hatten ihm den Vornamen Lucky gegeben – „Glücklich“! Trotzdem, es hatte ihm nicht viel geholfen, denn jetzt war er ja tot. Aber woher kannte ich diesen toten Jungen Lucky? Und mit einem Schlag fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Ich wankte einen Schritt zurück. Ich kannte diesen Namen, weil es mein eigener Name war. Ich war Lucky Pitch! Und ich war tot.

Ich saß neben meinem Grab auf dem Boden. Ich war tot. Aber wie konnte ich denn tot sein, wenn ich herumlaufen konnte?! War ich etwa… ein Untoter? Oder ein Geist? Schnell schaute ich an mir herunter. Ich schwebte nicht, zum Glück! Und durchsichtig war ich wohl auch nicht. Eigentlich sah ich ganz normal aus. Und ich fühlte mich auch normal. Es ging mir gut, abgesehen von der Tatsache, dass ich laut meinem Grabstein tot war. Aber wieso konnte ich mich an nichts erinnern? Ich wusste nur, dass ich Lucky Pitch war und auf einem Friedhof neben meinem Grab saß. Das war alles. Ich wusste nicht, wo ich wohnte, kannte meine Eltern nicht mehr, wusste nichts aus meinem Leben. Ob das der Tod mit sich bringt? Vergessen? Ich glaube, das hatte ich mal in einem Film gesehen. Moment, ich erinnerte mich an etwas! Ich hatte ... nein, es war gar kein Film, sondern eine Serie! Der Name fiel mir nicht ein, aber da war auch jemand gestorben und hatte danach alles vergessen. Oder? Vielleicht bildete ich mir das auch nur ein. Arrgh!!! Das war so frustrierend, dass ich ins Gras trat. Mein Fuß schabte einen großen Haufen Gras und Erde ab und stieß gegen einen Steinbrocken.

OH MEIN GOTT!!! Es tat unglaublich weh, ich hielt mein Bein und hüpfte auf dem anderen hin und her, um mein Gleichgewicht zu halten. Der Schmerz war störend und auch befreiend. Wenn man tot war, spürte man doch keinen Schmerz mehr, oder?!

War ich also doch nicht tot? Es war so verwirrend!

Ein plötzlicher, alles durchdringender Schmerz an meinem Rücken warf mich zu Boden. Ich schrie auf, als ich mir zwischen meinen Schulterblättern zwei entsetzlich schmerzenden Striemen bewusst wurde. Mein Sichtfeld flackerte, wurde dunkel und verschwommen. Irgendetwas riss mit einem lauten Ratschen. Die Agonie lähmte mich komplett, ließ mich an nichts anderes mehr denken als an diese verflixten Schmerzen.

Und dann war es vorbei. Ich lehnte vornübergebeugt neben meinem Grabstein, die Stirn erschöpft auf den Boden gestützt wie in einem Gebet. Ich spürte, wie der Schweiß auf meinen Schläfen trocknete und

hörte meine Atemzüge ruhiger werden. Dann merkte ich, dass mein Shirt irgendwie locker an meinem Oberkörper herunterhing. Mir fiel das seltsame Geräusch ein. Mein Oberteil war zerrissen, als ich nach vorne gefallen war.
Ich richtete mich langsam und vorsichtig auf. Irgendwas war anders. Es fiel mir sofort auf, im ersten Moment. Es war, als würde ich ein weiteres Gewicht auf meinen Schultern tragen. Nein, eher auf dem Rücken. Ich griff nach hinten, wollte die eben noch schmerzenden Stellen ertasten. Und schrie auf.
Panisch drehte ich mich um. Ein schleifendes Geräusch folgte mir bei der Bewegung und sofort erstarrte ich. Langsam drehte ich den Kopf und sah nach hinten. Aus meinem Rücken wuchsen zwei mächtige weiße Flügel. Sie waren majestätisch und wundervoll, die Farbe von frisch gefallenem Schnee. Sie ragten über meinen Kopf und waren so lang, dass die untersten Federn über den Boden wischten. Ein Schauder überlief mich. Diese Flügel waren das Schönste, was ich jemals in meinem Leben gesehen hatte.
Nur eine winzige Bewegung und plötzlich spannten sie sich auf. Mindestens zwei Meter pro Flügel, riesig im Vergleich zu meinem schmalen Körper. Sie waren leicht gewölbt und die Federn sahen allesamt aus wie ein kleines Wunder für sich. In meinen Augen standen Tränen. So etwas Schönes sollte nicht mir gehören. Ich war kein Engel. Ich sollte keine Flügel haben. Kein Mensch sollte das. Aber war ich das denn noch?
Menschen waren am Leben. Ich war tot. Mein Grabstein bewies das klar und deutlich! Ich hatte kein Leben mehr. Aber trotzdem. Ich verdiente diese Flügel nicht. Die Erkenntnis zwang mich in die Knie. Schluchzend sank ich ins Gras, die neuen Flügel fächerten sich automatisch nach vorne. Ihr Anblick ließ mich nur noch mehr schluchzen. Ich kroch nach vorne, bis ich mit dem Rücken an meinem Grabstein lehnte. Die Flügel, diese unmöglichen fantastischen Flügel, spreizten sich ab und legten sich zu beiden Seiten von mir auf den Boden. Ich zog die Knie an, schlang meine Arme darum und bettete meinen Kopf obenauf. Ein neuerlicher Schluchzer schüttelte mich.

Dann hörte ich das leise Rascheln von Federn und spürte eine Wärme, die mich umfing. Ich hatte die Flügel um mich geschlungen. Gänzlich unbewusst, reiner Instinkt, weil ich mir von ihnen Trost und Sicherheit erhoffte. Und irgendwie fühlte es sich wirklich besser an. So blieb ich, angelehnt an mein Grab und weinend, weil ich etwas bekommen hatte, was ich ganz bestimmt niemals hätte verdienen können.

ᔓ

Ich wusste nicht, wie lange ich dort gekauert hatte. Aber es war dunkel und kühl und ich hatte keine Tränen mehr. Mit meinem Ärmel wischte ich mein nasses Gesicht ab. Dann sah ich nach oben in den Himmel. Der volle Mond strahlte sein beruhigendes Licht herab auf den Friedhof. Mein Blick klammerte sich daran und ich schöpfte aus seinem Strahlen Kraft. Ein paarmal atmete ich ein und aus, wobei ich immer ruhiger wurde.

Ich war gerade soweit, aufzustehen und irgendwas anderes zu tun außer traurig sein, da spürte ich es. Es war, als würde sich etwas verschieben, als wäre etwas so Mächtiges auf der Erde, dass es die Luft mit seiner Macht tränken würde. Ich erzitterte, genau wie die großen Flügel. Schneller als ich denken konnte, hatte ich schon reagiert. In weniger als einem Herzschlag war ich auf den Beinen und hatte meine Flügel schützend und bedrohlich hinter mir aufgerichtet. Ich starrte in die Dunkelheit, aus welcher die Macht zu dringen schien, und wartete, dass etwas geschah.

Aber was ich auch erwartet hatte, ich war definitiv nicht vorbereitet auf das, was aus den Schatten trat. Im ersten Moment sah ich nichts, weil die Dunkelheit sich um die Gestalt zu winden schien. Als ich realisierte, was es eigentlich war, wollte es mein Verstand einfach nicht begreifen. Es war zu bizarr, zu unrealistisch, schlicht unmöglich. Aber dann, was konnte denn jetzt noch unmöglich sein, wenn ich die Flügel auf meinem Rücken einbezog?

Mit festem Schritt kam eine Gestalt auf mich zu. Sie war auf den ersten Blick so groß wie ich, auf den zweiten Blick überragte sie mich jedoch. Es war eine Frau oder ein Mädchen. Ich konnte weder das eine noch das andere mit kompletter Gewissheit sagen, noch eines von beiden gänzlich ausschließen. Sie schien beides gleichzeitig zu sein und doch irgendwie gleichzeitig keines von beiden. Sie war wunderschön. Lange dunkle Haare umrahmten ihr Gesicht, verliehen den großen Augen ein mystisches grünes Funkeln.

Es war nicht zu übersehen, dass dieses Wesen nicht von dieser Welt war. Sie war einfach zu schön, zu perfekt, unbeschreiblich und unmöglich. Man brauchte nicht einmal ihr Gesicht zu sehen. Oder das, was mich so aus der Bahn geworfen hatte. Nämlich, dass sie nicht von der Dunkelheit umschlungen wurde, sondern dass aus ihrem Rücken ein paar große nachtschwarze Flügel ragten.

Die Flügel schienen mir sogar noch mächtiger und stärker zu sein als meine, was ich aber wegen ihrer Ausstrahlung schon nicht anzweifelte. Diese Flügel waren schöner als alles, was jemals diese Welt berühren konnte, vielleicht nur abgesehen von ihrer Trägerin. Aber auch die Flügel waren nicht das, was die überirdische Aura der Gestalt ausdrückte. Nein. Es war schlicht und einfach ihre eigene Ausstrahlung. Es war, als würde sich das Licht des Mondes auf ihren Umrissen brechen. Als würde sie selbst das Licht einatmen und unter ihrer Haut zum Glühen bringen. Die Schwärze der Nacht schien in nächster Nähe zu ihr nicht undurchdringlich schwarz, sondern mehr mystisch. Magisch. Mächtig. Das war es! Sie strahlte diese Aura von Macht aus, die über den Friedhof schwebte, die ihn durchdrang, die sogar mich beeinflusste und alles irgendwie pulsieren ließ.

Ich dachte, ihr Gesicht konnte nicht noch schöner werden, doch in diesem Moment teilten sich ihre Lippen zu einem Lächeln, freundlich und einladend und warm. Es war, als würde allein das Lächeln ihre gesamte Liebe für jemanden ausdrücken. Nein, nicht für nur jemanden. Für mich. Aber so eng konnte ich es nicht fassen. Es war die Liebe einer Mutter für ihre Kinder, die Liebe von Seelenverwandten, die Liebe

eines Tieres, welches seinen wahren besten Freund in seinem Besitzer gefunden hatte. Es war, als wäre eine Göttin vom Himmel gestiegen, um ihre Schöpfung anzusehen und ihr die grenzenlose Liebe dieser Wahrheit zu übermitteln ...

Und da hatte ich meine Antwort. Sie war weder Frau noch Mädchen noch irgendetwas anderes so einfach Gefasstes. Sie war eine wahrhafte Göttin. Sie war Mutter, Schwester, Tochter, Schöpferin. Sie war alles und nichts, Anfang und Ende, pures Leben und reine Liebe für alles und jeden auf Erden. Die Wahrheit, die ich nicht ganz greifen oder begreifen konnte, ließ mich zu Boden sinken. Ich ging auf die Knie, beugte den Kopf und spürte meine Flügel, die den ihren so ähnlich waren und doch ganze Welten entfernt, sich auf meinem Rücken zusammenfalten.

Mein Blick war gesenkt, ich wagte nicht, sie anzusehen. Doch ich merkte, dass sie auf mich zukam. Ihre bloßen Füße ließen kein Geräusch vernehmen, doch war es, als bebte die Erde bei ihren Schritten. Eine warme Hand griff nach meinem Kinn und hob es sanft an. Ich hob den Blick und sah in diese Augen, die wie zwei Smaragde in ihrem Gesicht glänzten. Dann fing sie an zu sprechen, und ihre Stimme klang wie das sprudelnde frische Wasser einer kleinen Quelle im Wald.

„Lucky Pitch, du musst nicht vor mir knien." Ich hörte das Lächeln in ihrer Stimme, auch ohne es sehen zu müssen. Beschämt wollte ich den Blick senken, doch sie schüttelte den Kopf und griff nach meinen Händen. Ihre weiche Haut schmiegte sich in meine Handflächen und ohne Widerstand ließ ich mich von ihr auf die Beine ziehen. Dann legte sie eine Hand an meine Wange und lächelte mich strahlend an.

„Du musst viele Fragen haben, Lucky. Und ich denke, ich schulde dir eine Erklärung für all das hier." Damit wies sie auf das Grab und auch auf meinen Rücken, wo sich die Flügel unruhig bewegten. Stumm nickte ich. Im Moment traute ich meiner Stimme nicht. Aber sie, diese Göttin mit Flügeln, ergriff nur meine Hand und zog mich leicht mit sich. Ich hatte keine Ahnung, wo sie mich hinführen würde, aber ich wäre ihr ohne Frage bis ans Ende der Welt gefolgt. Vermutlich sogar noch weiter.

„Komm", sagte sie mit dieser samtenen Stimme und in Sekundenschnelle

falteten sich unsere beiden Flügelpaare auseinander. Da begriff ich, dass wir nicht gehen würden. Wir würden fliegen. Und es war in Ordnung. In ihrer Gegenwart fühlte ich mich so sicher, dass ich nicht einmal daran dachte, dass ich fallen könnte. Sie schien das zu wissen, denn sie drehte ihr Gesicht zu mir, lächelte mich hinreißend an und dann schlugen ihre Flügel kräftig und hoben sie vom Boden.

Sofort schlug auch ich mit den Flügeln und folgte ihr, unsere Hände noch immer zusammen. Und dann dachte ich nicht mehr an ihre Schönheit, an ihre Magie, an irgendwas. Ich flog nur noch durch die Nacht, sprachlos, komplett überwältigt von dem fantastischen Gefühl des Windes unter meinen Flügeln, der Höhe, die in meinem Bauch kribbelte und der Wärme ihrer Hand, die sich durch die kühle Nachtluft in meine Hand brannte.

Fliegen war etwas, was man niemals richtig beschreiben konnte. Es war ein millionenfaches Schaukeln aber noch mehr, noch viel mehr. Es war der Inbegriff von Freiheit, aber es ging noch tiefer. Es berührte das Herz, die Seele! Es war einfach ... Ich fand einfach nicht die Worte, um genau meine Eindrücke zu beschreiben. Jemand, der das Fliegen kannte, würde wissen, was ich versuchte, gedanklich in Worte zu fassen. Aber sicherlich könnte auch von ihnen niemand beschreiben, was es genau war.

Dann, nach dem Verarbeiten all dieser Gefühle, sah ich nach unten. Die Welt schien schnell an uns vorbeizuziehen, Schatten in Schatten, nur einzelne Lichter in Häusern, in denen Menschen den Abend verbrachten. Menschen ... Konnte man mich wohl noch als einen Menschen bezeichnen? Ich war tot und hatte Flügel und gerade jetzt flog ich mit einer Göttin durch die Nacht.

Der Gedanke lenkte meinen Blick nach vorne zu meiner Begleiterin. Ihr Haar wehte im Wind nach hinten, genau wie ihre Kleidung. Erst jetzt fiel mir auf, dass sie ein langes weißes Kleid anhatte, mit zwei Öffnungen am Rücken, durch die ihre onyxfarbenen Flügel sprossen. Sie zog mich vorwärts und ich folgte ihr in einem Tempo, welches ich nicht für möglich gehalten hätte. So flogen wir hin, durchdrangen die

Dunkelheit und steuerten irgendwohin. Noch immer wusste ich nicht, was unser Ziel war.
Schließlich drückte die Göttin meine Hand fest und ich nahm wahr, mehr mit den Flügeln als mit dem Gleichgewichtssinn, dass wir wieder nach unten sanken, in Richtung Boden. Ich sah, dass es eine kleine Wiese war, umrahmt von majestätischen Bäumen. Wir landeten in der Mitte, wobei ich gestürzt wäre, hätte mich ihre Hand nicht aufrecht gehalten. Sie lächelte mich fröhlich an und ließ meine Hand dann los.
Selbst wenn ich gewollt hätte, ich hätte garantiert nicht verhindern können, dass ich genau dort nach hinten kippte und unsanft mit dem Hintern im Gras landete. Ein glockenhelles Lachen durchbrach die nächtliche Stille. Irritiert blickte ich auf. Die Göttin sah zu mir hinunter und lachte. Es war nicht wirklich ein Auslachen, eher ein fröhliches Kichern. Das erkannte ich, als sie sich schnell die Hand vor den Mund schlug und das Lachen dadurch erstickte wie ein kleines Mädchen.
Ich lächelte ein bisschen. Es ließ sie nicht mehr so übermächtig und göttlich wirken. Sie wirkte ... normal! Und sie verstärkte diese Ausstrahlung noch, indem sie sich mir im Schneidersitz gegenüber niederließ und mich ansah. „Ich denke, wir können jetzt reden. Du hast viele Fragen, das ist mir bewusst. Und ich habe Antworten. Also, was möchtest du wissen?“, fragte sie lächelnd und mit offenem Gesichtsausdruck.
Ich schluckte. „Okay ... erst mal ... wer bist du?“, platzte ich mit der einzigen Frage heraus, die mir im Moment in meinem Hirn rumschwirrte.
Das Lächeln auf ihrem Gesicht vertiefte sich. „Ich bin Angel. Ich bin wie du.“ Halt, was? Wie konnte so eine mächtige Göttin genauso sein wie ich? Also, abgesehen von den Flügeln hatten wir nicht eine Gemeinsamkeit! Sie war einfach perfekt, und ich ... ich war nicht einmal in der Nähe der Perfektion! Kurze schwarze, meist verrückte Haare, langweilige braune Augen und total alte abgetragene Jeans und Shirts. Im Gegensatz zu Angel war ich ... nichts.
„Wie kannst du so sein wie ich? Du bist ...“ Doch ich wusste nicht, wie ich meinen Satz wirkungsvoll beenden könnte. Aber sie schien zu verstehen, was mich störte. „Weil du etwas spüren kannst, was uns komplett

unterscheiden muss“, half sie mir. Beschämt nickte ich und sah nach unten. Da kam sie neben mich, legte einen Arm um meine Schultern und drückte mich fest. „Das liegt nur an meiner Zeit hier. Ich bin schon viel länger hier als du, das hinterlässt nun mal Spuren.“
Das verwirrte mich nur noch mehr. Man musste es meinem Gesicht ansehen, denn Angel ließ mich los und sprach weiter. „Wir sind gleich, weil wir beide gestorben sind. Und weil wir beide als Engel wieder die Welt betreten haben.“ Engel? Naja, das würde wenigstens die ungewollten Flügel erklären. Aber es war noch immer seltsam ...
„Als Engel die Welt wieder betreten? Was genau soll das heißen?“, hakte ich nach. Angel seufzte. Sie stand auf und bedeutete mir, dasselbe zu tun. „Komm, ich möchte dir was zeigen.“ Wir gingen durch das leicht taufeuchte Gras zu den zwei größten Bäumen am Rande der Wiese. Ich wusste erst nicht, wo wir hinwollten. Doch dann sah ich einen dunklen Schatten in der Mitte zwischen den beiden Bäumen und realisierte, dass Angel mich genau dorthin führte.
Je näher wir kamen, desto schärfer wurden die Umrisse, bis wir schließlich direkt davor stehen blieben und ich erkannte, was es war. Es war ein kleiner Grabstein, schwarzer Onyx mit einer weißen Schrift darauf. Ich trat ein Stück näher, um zu erkennen, was die Worte aussagten:

Angel Lunas
*8. Dezember 1898
†16. Mai 1912
Ruhe in Frieden.
Angelus in aeternum.

Mit großen Augen sah ich auf. Angel stand neben mir, eine einzelne Träne lief ihre Wange herab. Ich war auf den Beinen, ohne zu zögern. Sie schmiegte sich in meine offenen Arme und schluchzte leise. Beruhigend strich ich ihr über den Rücken, wobei ich die Flügel behutsam umging. „Ist schon gut, alles wieder okay“, sagte sie nach einigen Minuten

und löste sich von mir. Schnell wischte sie ihr Gesicht ab und lächelte. „Es ist schon so lange her, da sollte es mich eigentlich nicht mehr so stark durcheinanderbringen. Aber ich schätze, so ist das eben." Ich nickte, ich verstand das definitiv. Noch vorhin hatte ich neben meinem eigenen Grab geweint, da verurteilte ich doch niemanden, der dasselbe tat. Angel deutete auf den Stein. „Fällt dir was auf?" Ich blickte zurück auf die Inschrift. Was meinte sie?

Plötzlich sah ich, was Angel meinte. Meine Augen weiteten sich. „Die letzte Zeile. Das steht auch auf meinem Grabstein!" Ich sah das Mädchen neben mir an. „Was bedeutet das? Der lateinische Satz, also wenn das Latein ist, was heißt der?" Angel erklärte: „Es ist tatsächlich Latein. Übersetzt heißt es so viel wie ‚Engel für immer und ewig'. Und dieser Satz ist der Grund dafür, dass wir hier sind." Als ich nur verständnislos blickte, führte sie weiter aus: „Wir sind zurückgekommen. Wir beide sind Engel geworden, weil diesem Spruch eine gewisse Macht innewohnt."

„Okay, aber was tun wir hier?" Das war das Detail, was mir nun noch Kopfzerbrechen bereitete. „Du weißt doch, was Engel den Geschichten nach machen, oder?", fragte mich Angel. Ich runzelte die Stirn. „Auf Wolken sitzen und Harfe spielen?" Sie lächelte und schüttelte den Kopf. „Nein, das ist Schwachsinn." Sie zog an meiner Hand und wir gingen langsam wieder zurück zu der Stelle, an der wir gelandet waren.

„Engel wachen über die Menschen. Die meisten Engel sind schon seit Äonen hier. Sie waren da, als die Menschen entstanden, und vermutlich werden sie es noch sein, wenn die Welt zu Ende geht. Aber ab und zu geschieht es, dass durch die Macht des lateinischen Wortes ein Mensch nach seinem Tod zu einem Engel wird. Diese Engel sind anders. Wir vergessen unsere früheren Leben als Menschen und ..."

Da unterbrach ich Angel. „Halt, frühere Leben? Nicht früheres Leben? Also, Plural?" Das schockte mich ein wenig. Angel nickte und erläuterte: „Ja, wir leben seit Anbeginn der Zeit immer wieder. Wir beide müssen schon hunderte Leben gelebt haben. Die Seelen werden wiedergeboren und vergessen dabei ihr früheres Leben. Normalerweise würde das

weitergehen, solange die Seele sich entscheidet, neu zu leben. Aber wir haben keine Wahl mehr. Die Magie zwingt uns, die Wiedergeburten zu beenden und als Engel die Erde zu besuchen und zu beschützen."
Also, das war schon eine riesige Information. Das musste ich definitiv verarbeiten. Aber nicht jetzt, denn Angel sprach weiter. „Es gibt nicht viele von uns. Aber genug. Denn wir haben eine Aufgabe. Wir sind die aktiven Beschützer. Jedem von uns wird ein besonders schutzbedürftiger Mensch zugewiesen. Und auf den passen wir auf, bis wir nicht mehr aufpassen müssen."
So langsam verstand ich, was sie meinte. „Wir sind also Schutzengel?", sprach ich meine Gedanken aus. Und Angel nickte bestätigend. „Das ist die allgemeine Bezeichnung für uns, ja." Wir waren wieder am Ausgangspunkt angekommen und Angel blieb stehen. Ich folgte ihrem Beispiel und sah sie an. „Okay. Und du bist was? Meine Betreuerin?" Es klang zwar total schwachsinnig, aber ein besseres Wort fiel mir nicht ein.
Sie lachte. „Na ja, nur für eine Zeit lang. Ich sollte dir alles erklären und dich dann zu deinem Schützling bringen." Mein Schützling. Das klang so mysteriös und cool! „Na dann, worauf warten wir noch? Ich würde meinen Schützling wirklich gerne kennenlernen", erklärte ich mit selbstbewusster Stimme. Aber ich war ziemlich nervös. Der Mensch, auf den ich aufpassen musste. Schon eine sehr große Verantwortung. Und ich sollte die Verantwortung jetzt übernehmen!
Angel drückte meinen Arm. „Alle sind ein bisschen nervös, wenn sie ihren Schützling zum ersten Mal treffen. Das ist vollkommen normal." Dankend drückte ich ihre Hand auf meinem Arm. „Danke. Kannst du mich jetzt zu ihm führen? Sonst werde ich nur noch nervöser."
Sie stimmte zu. „Gerne. Aber nicht ich werde dich dorthin führen, wo du hinmusst. Du wirst es tun." Moment, was? „Das ergibt doch keinen Sinn. Ich weiß nicht, wer es ist. Woher sollte ich dann wissen, wo ich hinmuss?"
Mit einem Lächeln ergriff Angel meine Hand und führte sie zu meiner Brust. „Du wirst es spüren. Hier drin." Und damit legte sie die Hand auf mein Herz. „Jeder Engel hat eine Verbindung zu seinem Schützling."
Und in dem Augenblick, als meine Hand auf meinem Herzen lag, fühlte

ich es. Eine drängende Kraft, ein unmöglich widerstehbarer Zug, ein lauter Ruf. Ich musste ihm folgen. Sofort. Der Schock hatte mich leicht in die Knie gehen lassen, nun nutzte ich das aus. Ich entfaltete die Flügel und sprang in die Luft. Der Wind trug mich schon nach Sekunden höher und höher.

Hinter mir hörte ich Angel, sie folgte mir. Aber ich dachte nur an diesen Sog, die Kraft, die mich nach Osten rief. Woher ich wusste, dass es Osten war, konnte ich nicht sagen. Ich wusste nur, es war Osten, und dass ich dorthin musste. Wir flogen durch die schweigende Stille der nächtlichen Luft. Ich verließ mich nur auf die Macht, die mich zog. Und wir flogen weiter, immer weiter.

Irgendwann zog mich das Gefühl nach unten. Irgendwo dort auf dem Boden war mein Schützling. Wir steuerten auf ein kleines Haus zu. Angel bedeutete mir, in dem angrenzenden Wäldchen zu landen. Diesmal gelang es mir besser. Ich musste mich nicht hinsetzen, sondern konnte gleich gehen. Aber eine warme Hand hielt mich am Arm fest und zwang mich, mich umzudrehen.

„Lucky, du kannst nicht einfach so losgehen. Dein Schützling wird sich zu Tode erschrecken!“, ermahnte mich Angel sanft. „Und was soll ich dann machen?“, fragte ich ratlos. Sie lächelte und bedeutete mir, mich hinzusetzen. „Meditieren, aus deinem Körper austreten und in die Traumwelt übergehen.“ Was? Ich starrte Angel an. „Bitte was?“ Angel seufzte. „Komm, ich zeig dir, was ich meine. Und ich helfe dir. Aber nächstes Mal musst du es alleine können, verstanden?“

Sie schloss die Augen, atmete tief ein und dann schien ein Licht aus ihrem Mund zu strömen, als sie ausatmete. Ich sah genauer hin. Nein, es war kein Licht, es war Angel! Aber sie sah fast durchscheinend aus, zerbrechlich, unwirklich. Und sie schwebte über dem Boden. Wie ein Nebelschwaden. Oder wie die Seele einer Person. Ihre Stimme klang zart, fast wie ein Windhauch. „Konzentriere dich auf das Atmen. Ich helfe dir mit dem Rest.“

Ich schloss also wie sie eben die Augen, atmete ein und spürte plötzlich ihr Bewusstsein neben meinem. Es fühlte sich so an,

als würde sie mir eine Hand hinhalten. Ich ergriff sie und schon spürte ich, wie ich mich von meinem Körper löste. Keuchend schlug ich die Augen auf. Ich schwebte neben Angel. Schnell sah ich an mir herunter. Auch ich hatte diese Nebel-Nummer drauf. Ein kleines Lachen entschlüpfte meinen Lippen. Es klang wie ein Blätterrascheln.
Dann fiel mein Blick auf die Umgebung. Der Wald sah irgendwie anders aus. Die Bäume strahlten ein Licht aus, fast wie das, was uns umgab. Und kleinere Lichter schwärmten rings um uns herum. Ich ging näher heran und betrachtete ein Licht. Da verstand ich: Es war ein kleiner Käfer. All diese Lichter zeigten Lebewesen an! Vermutlich waren es wirklich ihre Seelen. Es war einfach überwältigend.
Angel wartete neben mir, bis ich das Staunen überwunden hatte, dann grinste sie und hielt mir ihre Hand hin. „Lass uns deinen Schützling besuchen." Ich nickte, ergriff die Hand und wir schwebten langsam aus dem Wald zu dem Haus. Mühelos kamen wir hinein: Wir waren durchlässig und glitten einfach durch die Haustür hindurch.
Es war ein nettes kleines Haus. Im ersten Zimmer fanden wir Küche und Esszimmer. Dann gab es noch vier weitere Zimmer. Ein kleines Bad, eine Art Wohnzimmer, ein Schlafzimmer und ein Kinderzimmer. Am Schlafzimmer hielten wir kurz. Angel sah mich fragend an. „Ist die Frau dein Schützling?" Ich schüttelte nur den Kopf. Das fühlte sich nicht richtig an. So verließen wir die schlafende Frau und schwebten ins Kinderzimmer.
Sofort spürte ich es. Eine Macht, die mich zu dem Bett führte. Ich blickte hinab und sah ein Mädchen, blonde Locken umrahmten ihr jugendlich-kindliches Gesicht und zu ihren Füßen lag zusammengerollt eine schwarze Katze. Doch mein Blick war nur auf sie fixiert. „Das ist sie", wisperte ich.
Lächelnd blickte mich Angel an. „Gut. Dann fokussiere dich auf sie. Warte, ich helfe dir. Und dann triffst du sie." Ich flüsterte: „Aber ich dachte, wir hätten diese Geisternummer hier durchgezogen, damit sie uns nicht sieht und sich erschreckt!" Sie ergriff meine Hand und drückte sie. „Nein, wir wollen in ihren Traum und sie begrüßen!" Plötzlich strahlte ihre Handfläche eine intensive Wärme aus und es drehte sich alles um

uns herum. Ich erinnerte mich an Angels Worte von vorhin. Also lenkte ich meine Gedanken auf das Mädchen. Und der Raum um uns begann sich wieder zu festigen.
Wir standen auf einer zauberhaft grünen Wiese. Die Sonne strahlte auf uns herab und ich stellte fest, dass wir wieder normal aussahen. Also, komplett normal. Angels göttliche Aura war nicht mehr spürbar und unsere beiden Flügelpaare waren nicht mehr sichtbar. Trotz allem konnte ich sie noch an meinen Rücken geschmiegt fühlen. Und dann kam sie. Wie eine kleine Elfe tanzte sie durch das Gras, völlig versunken in ihren Traum.
Sie vollführte eine Drehung und plötzlich stand sie uns direkt gegenüber. Ihre Augen wurden weit und sie stieß einen Laut der Überraschung aus. Ich streckte schnell die Hände aus, eine Geste der Beruhigung. Angel und ich lächelten meinen Schützling an. Sie runzelte die Stirn und sagte: „Was macht ihr in meinem Traum?“
Nun war ich etwas verblüfft. „Du weißt, dass das ein Traum ist?“ Sie lachte laut. „Klar doch! So surreale Sachen passieren doch nur im Traum. Also nochmal, was macht ihr hier? Und wer seid ihr?“ Angel trat vor. „Ich bin Angel, das ist Lucky. Und wie heißt du?“ Die Kleine grinste fröhlich. „Ich bin Layla.“ Ich hatte meine Sprache wiedergefunden. „Schön, dich kennenzulernen, Layla.“ Ich lächelte ihr zu und sie lächelte zurück.
Dann ergriff Angel erneut das Wort. „Layla, wollen wir uns vielleicht hinsetzen? Ich möchte dir etwas erklären.“ Layla nickte und wir alle drei knieten uns ins Gras. Mein Schützling überkreuzte ihre Beine und stützte die Arme auf. „Okay, worum geht’s?“ In ihren Augen funkelte die Neugierde. Ich mochte sie schon jetzt. Sie war ziemlich fröhlich und lebensfreudig, wie es schien.
Angel sah sie ernst an. „Lucky und ich sind Engel. Wir sind sogar genau genommen Schutzengel.“ Laylas Augen wurden kugelrund vor Staunen. „Ehrlich?“, hauchte sie und sah erst mich, dann Angel an. Wir nickten beide. „Cool!“, rief sie aus. Ich musste über so viel Enthusiasmus schmunzeln und auch Angel konnte sich das Lächeln nicht verkneifen.

Dann sprach sie weiter. „Wir sind hier, weil Lucky dein Schutzengel wird. Er ist neu, also sei nicht so hart zu ihm." Empört drehte ich mich zu ihr um. „Bitte was?" Das brachte beide Mädchen zum Lachen. Ich war fassungslos. „Hört auf! Das ist nicht witzig." Mein Kommentar ließ sie nur noch mehr lachen. Ich wartete einfach schweigend, bis sie sich beruhigt hatten. Dann sagte ich: „Nur, weil ich neu bin, heißt das nicht, dass ich mies bin." Angel nickte, aber ich sah, wie sie ihre Augen verdrehte. Layla grinste. „Ist okay. Wenn du was falsch machst, dann helf ich dir einfach." Ich sah, wie Angel den Kopf schüttelte. Ja, vermutlich war es nicht so gedacht, dass der Schützling den Engel unterstützte. „Klar, kannst du machen. Aber ich soll eher auf dich aufpassen. Und das werde ich, versprochen." Aus einem Impuls heraus ergriff ich ihre Hand und drückte sie fest.

Laylas Augen leuchteten und dann überraschte sie mich total. Sie breitete die Arme aus und schlang sie um meinen Brustkorb. Für ein paar Sekunden war ich wie erstarrt. Dann legte ich vorsichtig meine Arme auf ihren Rücken und umarmte sie zurück. Dann spürte ich, wie sie sich versteifte. Sie wich zurück und starrte auf eine Stelle hinter mir. „Krass, sind das Flügel auf deinem Rücken?!" Oh.

Ich nickte langsam. „Yeah. Ich hab Flügel. Engel, weißt du noch?" Layla begann zu grinsen. Ich ahnte Schlimmes. „Können wir auch mal fliegen?", bettelte sie. Ich lächelte. Ich konnte ihr irgendwie gerade nichts abschlagen. „Vielleicht. Aber nicht heute." Angel räusperte sich und lächelte uns beide an. „Es gibt noch ein paar Dinge, die ihr beide wissen solltet. Wichtige Dinge, die später definitiv nützlich sind."

Wir beide sahen sie an. „Also, erstens: Lucky, du bist unsichtbar für alle in der echten Welt. Für alle außer Layla. Und da es meistens für Andere schräg erscheint, wenn du mit der leeren Luft redest, hier zweitens: ihr beide könnt in Gedanken miteinander reden." Ungläubig sah ich zu Layla. Ehrlich? ‚Hey, hörst du mich?', dachte ich probeweise. Und sie keuchte auf. „Ja, ich höre dich! Wie cool ist das denn?"

Erwartungsvoll sah ich zu Angel. „Was noch?", fragte ich fröhlich. „Naja, du bist relativ durchlässig und so ... Also, du kannst nichts anfassen

oder so. Außer im Traum. Und, wegen dem Fliegen: auch das nur hier“, erklärte sie. Layla grinste mich an. Dann stand Angel auf. „Alles Weitere findet ihr zwei schon von selbst heraus. Und jetzt muss ich gehen. Ich habe selbst noch einen Schützling, auf den ich achten muss.“
Ein wenig traurig stand ich auf und umarmte sie fest. „Kommst du irgendwann nochmal vorbei?“, fragte Layla. Sie war auch aufgestanden und sah Angel fragend an. Zu meiner Freude nickte der weibliche Engel. „Ich werde wiederkommen. Und Lucky, wenn du Hilfe brauchst, flieg nach Osten und rufe in deinem Geist nach den Engeln. Der Nächste von hier ist Jamie, ein Freund für alle, die einen brauchen. Und vielleicht kommen euch auch Andere besuchen. Einfach freundlich sein. Layla, du wirst auch sie sehen können, aber nur über Lucky mit ihnen sprechen können. Verstanden?“
Wir beide nickten. „Gut. Dann sage ich jetzt auf Wiedersehen. Und eins noch, Lucky. Wenn du zurück in die reale Welt willst, konzentriere dich auf deinen Körper oder warte, bis Layla aufwacht, dann kehrst du automatisch zurück.“ Damit lächelte sie uns beide ein letztes Mal an und verschwand.
Ich drehte mich zu Layla um. „Na, was machen wir jetzt noch?“ Sie begann zu lächeln und ich wusste, sie war genau der richtige Schützling. Sie war fröhlich, neugierig und hatte eine riesige Portion Mut. Sie passte perfekt zu mir. Aber für einen winzigen Augenblick sah ich etwas in ihren Augen. Etwas Dunkles, Gefährliches, eine bedrohliche dunkle Wolke, die über ihr lauerte, bereit zuzuschlagen. Der Grund, aus dem ich hier war. Und ich schwor mir, dass ich alles tun würde, um sie zu beschützen. So lange, bis es nicht mehr nötig wäre. Und langsam breitete sich auf meinem Gesicht ein entschlossenes Lächeln aus.

ENDE

MARY BOOKS

Hey! Mein Name ist Lotte Marie Rühl. Aber ich habe vor, für meine Geschichten ein Pseudonym zu benutzen. Mary Books. Weil ich erstens Marie heiße, aber die englische Version besser finde, und zweitens, weil ich Bücher liebe.Ich bin 17 Jahre alt und liebe Bücher, seit ich lesen kann. Irgendwann habe ich mal eine kleine Geschichte geschrieben. Und festgestellt: Ich schreibe sehr gerne Geschichten. Ich habe sicherlich etwa 15 angefangene Geschichten, alle mehrere Seiten lang und ständig in Bearbeitung. Ich habe immer ein Notizbuch und einen Stift bei mir, falls mir eine gute neue Idee einfällt.

Aber bisher habe ich noch keine Geschichte veröffentlicht, außer einer angefangenen Fanfiction. Und darum habe ich, nachdem ich gesehen habe, dass es einen Kurzgeschichten-Wettbewerb gibt, gedacht: Das ist doch eine gute Möglichkeit, mal zu sehen, ob meine Geschichten es weit bringen oder nicht! Und ich habe eine meiner weniger weiten Ideen ausgebaut und daraus meine Kurzgeschichte entwickelt.

Unterstützung für meine Geschichten bekomme ich vor allem von meiner Familie und von meinen besten Freunden. Sie unterstützen mich, kritisieren mich, verbessern mich und stehen immer hinter mir (Danke, falls das einer von ihnen liest :)).

Die Löwin und das Drachenei

Viola Rosa Semper

Die Sonne brannte vom Himmel, die Möwen schrien mit ihren lachenden Stimmen und die Luft war erfüllt von einer Vibration, die Leana noch nie gespürt hatte. Das Mädchen war in ein weißes Leinenkleid gewickelt. Über seine schwarzen Wangen liefen kleine, glitzernde Wasserperlen. Mit beiden Händen schöpfte es Wasser aus dem steinernen Brunnen, an dessen Rand es saß, um es sich zur Abkühlung über den Rücken zu gießen.

„Leana, pass auf, ich will dich nicht wieder herausfischen müssen!“, mahnte eine junge Frau, die unter den Arkaden des Innenhofes saß und blaue Mosaiksteine an die Wand klebte.
„Schwesterherz, ich weiß, dass ich heute nicht hineinfallen werde. Ich habe es gesehen“, sagte das Mädchen lachend.
„Du siehst zu viel, du weißt gar nicht mehr, was wahr und was ein Traum ist“, antwortete ihre ältere Schwester Finya.
Leana ignorierte die Worte, obwohl sie wusste, dass sie stimmten. Gedankenverloren streichelte sie mit ihrer linken Hand die Wasseroberfläche des Brunnens.
In ihren geflochtenen Haaren steckten bunte Blumen. Eine davon löste sich aus ihren Zöpfen und segelte langsam auf das Wasser zu. Die Blüte landete sanft, trieb für einen Moment in dem Sog, den Leana mit ihrer Hand erzeugte. Ihre Augen folgten der Blume, wie sie eine Weile schaukelte, schließlich in Richtung des Grundes sank und verschwand. Das Mädchen hatte eine Gabe, denn manche der Dinge, die es sah und die nicht der Wirklichkeit gehörten, wurden wahr, wenn es ihnen nur ein wenig Zeit schenkte.
Leana fischte ins Wasser, um die Blüte herauszuholen, die sie verloren hatte, bevor diese den Grund erreichen konnte. Stattdessen ergriff sie einen Stein, etwas größer als ihre kleinen Hände. Er sank nicht, sondern schaukelte schwerelos hin und her. Das Mädchen steckte seine zweite Hand in den Brunnen, um den großen Gegenstand herauszuholen.
„Leana, jetzt gehst du zu weit, gleich fällst du hinein!“, schrie Finya und legte den Mosaikstein zu Boden, den sie in der Hand gehalten hatte, um zu Leana zu laufen. Diese zog den Stein aus dem kühlen Wasser.
„Was hast du da?“, fragte Finya.
„Ich weiß nicht, aber ist es nicht schön?“, antwortete das Mädchen. Sie hielt ein geschupptes Ei in den Händen.
Finya war entsetzt: „Leana, das ist ein Drachenei! Wie kommt das in unseren Brunnen? Wir müssen es verstecken! Wer weiß, was sie mit dir machen, wenn jemand davon erfährt!“
Das kleine Mädchen lächelte das Ei an.

„Schwesterherz, wir werden es nicht verstecken! Es ist zu mir gekommen, weil ich es öffnen soll. Ich muss die Sonnen finden, die die Wurzeln der Berge erhellen. In ihrem Licht wird der Drache schlüpfen. Er ist unser Freund. Er hat mich gesucht, gefunden und wir werden fliegen. Du wirst fliegen und alles wird erblühen wie nie zuvor!“
Da wusste Finya, dass es sinnlos war, zu streiten. Sie spürte, dass dies eines der Dinge war, die ihre Schwester sah, bevor sie wahr wurden.

Noch am selben Abend planten die beiden ihre Reise. Sie schnappten sich zwei Taschen, packten ein großes Stück Ziegenkäse, einen Laib Brot, getrocknetes Fleisch, ein paar Äpfel und die zwei größten Wasserschläuche, die sie besaßen, hinein. Dazu noch ein paar getrocknete Weintrauben, die Finya als Überraschung für ihre Schwester heimlich in dem Beutel verschwinden ließ.
Am Bett sitzend streichelte Leana über das schuppige Ei, das unter der eiskalten Oberfläche glühte. In ihren Augen glitzerten Tränen, die sie bis vor wenigen Augenblicken unterdrückt hatte. Kaum hatte sie den Eltern „Gute Nacht“ sagen können, so sehr hatte ihr das schlechte Gewissen den Hals zugeschnürt. Der Gedanke daran, ihr Zuhause zu verlassen, verknotete ihr den Magen. Tief atmend wickelte sie das schuppige Ei behutsam in ihr einziges, weißes Seidentuch und versteckte es in ihrer Tasche.
In dieser Nacht lagen beide Schwestern wach. Keine wagte es, die andere anzusprechen.
Finya überlegte, wohin sie gehen konnten. Es war im ganzen Land bekannt, dass der König auf der Suche nach den Drachen war. Noch vor zwei Generationen hatten die geflügelten Wesen den Himmel verdunkelt und für die Sonne gesungen. Einst waren sie eins mit dem Land gewesen, hatten für Regen, Sonne, für Tag und Nacht gesorgt. Am Morgen war es ihr Lied gewesen, das als Erstes über die sanften Hügel emporgeklettert war.
Dem König konnte Finya das Ei nicht überlassen, das spürte die junge Frau in ihrem Inneren, es gehörte zu den Schwestern.
Die Wurzeln der Berge, dachte sie, *wir müssen an den Anfang des Gebirges.*

So plante die Ältere die Route, während die Jüngere an ihrer Vision festhing, um sich in einem fernen Licht zu trösten, in dem ihr Ei zerbrechen und ein Drache schlüpfen würde. Keinen Augenblick zweifelte Leana daran, dass es wahr war. Die Visionen zeigten ihre Bestimmung. Es lag in ihrer Verantwortung, sie zu erfüllen.

Der Morgen des Aufbruchs lag schwer über dem Haus. Die Schwestern verabschiedeten sich nicht von ihren Eltern. Eine kurze Nachricht, dass ihnen nichts geschehen sei, und sie nicht nach ihnen suchen sollten, war alles, was von ihnen zurückblieb.
Am Weg durch den Innenhof ließ Leana zum Abschied ihre Hand durch das Wasser des Brunnens streifen. Doch als Finya flüsterte: „Willst du es dir anders überlegen?“, zuckte das Mädchen ertappt zusammen. Sie verließen den Innenhof durch das kleine Tor, standen sogleich in den engen Gassen ihrer Stadt. Leana strich mit ihren Händen über die Hausmauern, an denen sie vorüberkamen.

Schweigend stiegen die beiden den Hügel hinauf, blieben für einen Moment am Stadtrand stehen. Leana blickte sehnsüchtig zurück auf die großen Häuser, auf die Terrassen mit den vertrockneten Gärten, die eng verwinkelte Kernstadt, in der ihr Blick ihr Zuhause mit dem Brunnen im Innenhof suchte. Finya drückte ihre Hand. Die aufgehende Sonne zeigte ihnen die Stadt in ihrem leuchteten Rot. So sahen die Schwestern ihre Heimat das letzte Mal.
„Weißt du noch, als wir bei unserem Onkel im Süden waren und ich es nicht erwarten konnte, nach Hause zu kommen und dann standen wir genau hier und ich wollte nicht in die Stadt hinein, weil es eben doch schön war dort, obwohl ich die ganze Zeit zurückwollte?“, fragte Leana und spürte in ihrem Magen genau dasselbe Gefühl.
Finya antwortete nicht und zwang sich mühsam zu einem Lächeln. Bereits damals hatte sie die Magie gespürt, die Leana umgab. Es war nicht zu übersehen gewesen, wenn das dreijährige Kind barfuß durch die Straßen gelaufen war und mit den Händen über Mauern, Steine und

Pflanzen gestrichen hatte. Alles glühte, leuchtete, erblühte, wurde zum Leben erweckt, wenn Leana es berührte.
Jede in ihre eigenen Gedanken versunken, sprachen die Schwestern kein Wort mehr. Erst zu Mittag, als ihre Mägen im Konzert knurrten, ließen sie sich am Wegesrand nieder und beobachteten die Kutschen, die an ihnen vorüberfuhren. Sie hinterließen große Staubwolken, denn es hatte seit Wochen nicht geregnet. Die Dürre hielt das Land fest in ihrem Griff. Seit Jahren war jede Ernte geringer als die letzte. Der Regen kam seltener und wenn er kam, brachte er zu wenig Wasser, um die ausgetrocknete Erde zu durchdringen.
„Wo gehen wir eigentlich hin?“, fragte Leana vorsichtig, während sie sich glücklich eine Traube in den Mund steckte.
„An den Fuß der Sommerwand. Der Berg ist nicht weit. Wir sollten es in drei oder vier Tagen schaffen“, erklärte Finya. Die Antwort blieb aus. Leana hatte ihre bernsteinfarbenen Augen starr auf den Weg gerichtet. Die Traube war ihr durch Zeigefinger und Daumen gerutscht. Nun lag sie verloren am staubigen Boden.
Die Hitze brannte vom Himmel auf die schwarze Haut der Schwestern und ein Feuer spiegelte sich in den Augen des kleinen Mädchens, das ihre Schwester nur zu gut kannte.
„Leana, was ist? Was siehst du?“, fragte sie sofort.
„Ein Meer aus Blüten. Einen warmen Regenguss und einen Schatten, der über meinen Kopf gleitet. Und im Gras schreitet eine Löwin ins Gebirge. Alle verneigen sich vor ihr“, flüsterte Leana. Eine Kutsche raste vorbei. Der Staub brachte sie zum Husten.
„Schwester, wir müssen aufbrechen! Wir müssen hier weg! Sofort!“ Leana rang nach Atem. Ihre Augen tränten, denn der Staub hatte sich nicht nur in den schwarzen Wimpern verfangen. Schnell packte Finya das spärliche Mittagsmahl in ihre Beutel, schnappte die Schwester an der Hand und zog sie in die kaum bewachsene Steppe, die den Straßenrand säumte.
Eine Weile liefen sie schweigend zwischen den vereinzelten Olivenbäumen und Pinien hindurch, dann zog Leana ihre Schwester zu Boden. Das kniehohe Gras schnitt in ihre nackten Füße. In der Ferne hörten

sie Pferde den Weg entlang galoppieren. Der goldene Löwe des Königs prangte auf den Bannern, die die ersten Reiter trugen.
Sekunden später verriet nur eine Staubwolke, dass die Ruhe gestört worden war.
„Finya, ich habe Angst", sagte Leana.
„Ach, Schwesterherz, die sind bestimmt nicht deinetwegen hier gewesen. Wir gehen einfach weiter. Wir sind normale Passanten auf dem Weg zu unserer Tante, verstehst du? Niemand weiß, was wir vorhaben", antwortete die Ältere der beiden mit einem sanften Lächeln und drückte die Hand der Jüngeren.
„Ich weiß es", quakte jemand hinter ihnen.
Die Schwestern drehten sich schlagartig um. Damit hatte das kleine Kerlchen nicht gerechnet. Erschrocken verschwand es hinter dem nächstgelegenen Pinienbaum.
„Finya?", entwich es Leana. Ihrer Stimme klang dünn. Die ältere Schwester stand auf, blickte kurz zurück auf die Straße, welche ruhig und harmlos dalag, und hastete dem Wesen nach.
„Hey, was soll das?", fragte sie verärgert.
„Wir haben es gesehen im See der Tausend Gesichter! Ich bin hier, um die Löwin zu holen", quakte es vom Baum hinunter. Das dunkelgrüne und fleckig braune Kerlchen war in die Baumkrone geklettert, ohne dass es die Schwestern bemerkt hatten. Gerade so, dass Finya unter seine graue Schürze sehen konnte, die es um seine Hüfte gebunden trug. Darunter und auch sonst war es vollkommen nackt und ein dicker Bauch hing über sein einziges Kleidungsstück.
„Was redest du, du grünes Ferkel?", schimpfte Finya. Ihre Angst war verflogen. Das leicht behaarte Wesen sah gar nicht mehr Furcht einflößend aus, wie es sich zitternd an den Stamm klammerte.
„Ich bin kein Ferkel!", kam es gequält von der Pinie zurück. Das Kerlchen zog seine Nase kraus, die verdächtige Ähnlichkeit mit einer Schweineschnauze hatte.
„Was dann?", fragte Finya spöttisch. Aus dem Augenwinkel sah sie, dass sich ihre Schwester vorsichtig näherte.

„Das ist ein Troll“, flüsterte Leana, „Ich habe ihn kommen sehen!“
Der Troll hob beleidigt das Kinn in die Luft, weil Finya ihn nicht erkannt hatte.
„Und nun kommen Sie, Löwenkönigin, und fressen mich nicht!“, sagte er zu Leana und verneigte sich vom Ast herab.
„Ich komme nicht ohne meine Schwester!“
Der Troll zuckte nur mit den Schultern, kletterte vom Baum und patschte seine grüne, behaarte Hand in Leanas. Seine anfängliche Angst war verflogen.
„Und jetzt?“, fragte Finya misstrauisch.
„Jetzt bringe ich euch zum See der Tausend Gesichter!“, antwortete er, marschierte los und zog Leana mit sich. Seine Arme waren zu lang für den kleinen Körper.
„Troll, wo ist der See der Tausend Gesichter?“, fragte Leana.
„Nenn! Mich! Nicht! Troll! Ich heiße Nido!“, entgegnete er wütend, schüttelte sich dann sofort, entriss Leana seine Hand, klatschte sie gegen seine Stirn und verneigte sich tief. „Verzeihung, Verzeihung, Löwenkönigin, Sie können mich nennen, wie Sie wollen!“
„Nido“, sagte das Mädchen verdutzt, „wie weit ist es zum See? Warum gehen wir überhaupt dorthin? Ich muss die Wurzeln der Berge finden!“
„Zwei oder drei Tage“, war seine knappe Antwort.
„Wir waren schon am Weg zur Sommerwand“, sagte Finya wütend. „Dorthin sollten wir auch jetzt noch! Es ist diese Richtung!“ Sie zeigte auf die kahle Spitze des Berges zu ihrer Rechten.
„Leana muss zu uns kommen. Sie muss mit dem Boot über den See der Tausend Gesichter. Dann wirst du verstehen!“
„Sollen wir hier etwa mitten in der Steppe übernachten?“, fragte Finya empört. „Jeder weiß, dass in der Nacht die Aschewölfe herauskommen und jagen!“ So schnell würde sie ihre geplante Route nicht aufgeben.
„Niemand kommt heraus, niemand jagt die Steppen, ohne dass wir Trolle es erfahren. Wir sind bestens informiert. Sie sind sicher, Löwenkönigin, und Schwester der Löwenkönigin, du bist auch sicher!“, erklärte

der Troll. Seine Augen blitzten böse, während sich seine Ohren um 180 Grad drehten, sodass sie mit den spitz zulaufenden Enden auf die Schulter hingen und die Ohrläppchen gen Himmel zeigten. Stachelige, schwarze Haare standen aus seinen Ohrmuscheln.
„Oh“, machte er und duckte sich ins Gras.
Finya war mit Wut geladen: „Was jetzt?“
„Wir bekommen Verstärkung!“
Seine Ohren drehten sich wieder gerade. Finya verschränkte misstrauisch die Arme vor der Brust. Sie hatte schon lange gewusst, dass es mehr Magie und Zauberei in der Welt geben musste, aber dieses kleine Wesen war ihr gänzlich unsympathisch.
Plötzlich wuselte und wurlte es unter der Erde. Leana griff nach der Hand ihrer Schwester. Ein Maulwurfhügel entstand vor ihnen, dann noch einer, dann wurden es drei und vier, bis sie von dutzenden Hügeln umgeben waren. Aus ihnen krabbelten verschmutzte, grüne Trolle und verneigten sich. Finya widerstand dem Drang, sich ihre Nase zuzuhalten.
Einer trat hervor: „Löwenkönigin, wir sind hier in Eurem Dienst!“
Nido schlug sich die Hand auf den Kopf. „Euer Dienst nicht Ihr Dienst. Ihr nicht Sie“, schimpfte er. „Ich hab' schon wieder alles falsch gemacht!“ Er jammerte leise fluchend weiter und wippte auf seinem Hintern vor und zurück.
„Damit Euch nichts passiert, Eure Hoheit“, erklärte einer der Neuankömmlinge, „sind wir jetzt alle hier, um Euch für die Nacht zu beschützen.“
Leana musste kichern. „Ich bin keine Hoheit!“, kickste sie. „Ich bin Leana. Einfach nur Leana.“
Der Troll verneigte sich erneut: „Ganz wie Ihr wünscht“, meinte er grimmig.
Leana warf Finya einen bösen Blick zu, als diese ihre Nase hinter dem Stoff ihres Kleides verstecken wollte.
„Wir brauchen euch nicht!“, beschwerte sich die junge Frau in der Hoffnung, dem Gestank zu entkommen.
„Doch“, widersprach Leana. „Ich habe sie gesehen. Sie helfen uns!“
Zähnefletschend schüttelte Finya den Kopf und gab widerwillig nach. „Ich habe es gesehen“ war Leanas Art, jede Auseinandersetzung zu gewinnen.

Am Abend kamen sie an einen dünn bewachsenen Wald. Die Trolle wollten in den Bäumen übernachten, doch das kam für die Schwestern nicht in Frage. Nach langen Diskussionen blieben einige der kleinen Kerlchen bei ihnen am Boden, um sie zu beschützen.
Finya freundete sich beim Abendessen mit zwei weniger grimmig aussehenden Trollen an.
„Der See der Tausend Gesichter zeigt uns, wem wir helfen müssen, ein Held zu werden", erklärte ihr einer.
„Wie meinst du das?", fragte Finya.
„Das ist unser Leben. Wir sind immer auf der Suche nach Heldinnen und Helden, denen wir helfen können, ihren Weg zu finden", antwortete der andere Troll, „und vor ein paar Tagen haben wir die Löwenkönigin -"
„Das darf sie nicht wissen!", unterbrach ihn der erste.
„Warum nicht? Sie ist ihre Schwester!"
„Wenn sie es wissen soll, wird es ihr der See zeigen. Es ist nicht unsere Aufgabe. Wir begleiten sie dorthin, den Rest übernimmt das Schicksal!", fauchte der zweite Troll.
Finya schnaubte wütend. *So viel zu unserer Freundschaft*, dachte sie und aß ein bisschen etwas von ihrem Ziegenkäse und dem Brot, das langsam hart wurde.
Die Trolle versprachen ihr, dass es bei ihnen genug zu essen für Menschen gäbe, denn die meisten Helden, denen sie halfen, waren Menschen gewesen.
„Manche sogar Drachenreiter", fügte Nido hinzu und grinste Leana wissend an. Die beiden hatten den ganzen Tag miteinander getuschelt. Zaghaft lächelte sie zurück. Bis zu diesem Moment hatte sie ihr Abenteuer nicht als solches wahrgenommen. Es war wie ein Spiel gewesen, geborgen in der Hand ihrer Schwester und in den Fingern des Schicksals. Leana hatte nicht darüber nachgedacht, was passieren würde, wenn ihr Drache schlüpfte. Ihre Schwester wusste immer, was zu tun war und wenn nicht, dann hatte sie ihre Visionen, die ihr die Zukunft zeigten. Nun aber war die Zukunft leer und weiß, kaum war der Drache geschlüpft. Ein tiefes Unbehagen brachte das Mädchen zum Schaudern.

Diese Nacht konnten die Schwestern lange nicht einschlafen. Obwohl es eine warme Nacht war, kuschelte sich Leana zitternd an Finya. Die Ungewissheit vor der Zukunft machte ihr Angst.
„Schwesterherz?“, murmelte sie.
„Ja?“
„Ich kann nicht schlafen!“
„Ich auch nicht ...“ Finya zog die Nase hoch, beugte sich an Leanas Ohr und flüsterte: „Glaubst du, diese Trolle waschen sich nie?“
Leana kicherte ein bisschen, obwohl ihre Kehle ausgetrocknet war. Sie öffnete den Mund, wollte ihrer Schwester die Angst beichten, sie bitten, umzukehren. *Sei stark*, dachte Leana, bevor sie die Worte aussprechen konnte. *Das ist dein Schicksal, du musst weitergehen. Der Drache braucht dich.*
„Versuch, zu schlafen, ich passe auf dich auf!“, versprach Finya.
Es sind ja noch ein paar Tage, bis wir ankommen. Ich habe genug Zeit.
Mit diesem Gedanken beruhigte sich Leana und schlief ein.

Das erste Licht des Tages war noch nicht über den Horizont geklettert, da brach die Gruppe auf.
Immer wieder fragte Leana: „Wie lange ist es noch?“ Finya und die Trolle hielten es für Ungeduld. In Wahrheit war es Angst vor dem, was nach dem Marsch kommen würde, was nach dem See der Tausend Gesichter auf sie wartete.
„Heute oder morgen kommen wir an, Eure Leanaheit“, antwortete einer der Trolle sofort.
Der Wald hatte sich verdichtet. Trotzdem kam tagsüber die sengende Hitze der Sonne hindurch, trieb den Schwestern Schweiß auf die Haut.
Jeden Tag wurde Finya misstrauischer, verbissener. Sie wollte ihre Schwester schnappen, umkehren und ihre eigene Route gehen.
Als der fünfte Abend hereinbrach und das Gebirge kein Stück näher gekommen war, hielt sie es nicht mehr aus.
„Sind wir überhaupt auf dem richtigen Weg?“, fragte sie mit zusammengekniffenen Augen.

Die Trolle nickten: „Die Wurzeln der Berge sind lang. Wir schlagen schon heute Abend das Lager in unserem eigenen Reich auf."
Nach Sonnenuntergang waren die Trolle und die beiden Schwestern jedoch noch immer unterwegs.
„Finya?" Leana blieb abrupt stehen.
„Was ist?"
„Ich glaube, ich habe etwas gehört."
„Ach, da ist nichts", wollte Finya antworten, aber im selben Moment hörte sie es auch: ein Tapsen von vier großen, schweren Pfoten.
„Lauft!", schrie der Anführer der Trolle und lief los. Seine Untergebenen gehorchten sofort. Die Schwestern waren wie erstarrt. Ihre Herzen rasten. Finya konnte das Blut in ihren Ohren rauschen hören.
Im nächsten Moment sprang ein Aschewolf aus der Dunkelheit hervor. Das Monstrum riss den kleinsten Troll zu Boden. Seine Umrisse verschwammen mit der Finsternis. Seine Augen glühten wie heiße Kohlen. Das Monstrum fixierte die Schwestern, ließ sein erstes Opfer liegen.
Für den Bruchteil einer Sekunde blickte Leana in seine Augen, tauchte ein in seine Gedanken, spürte seine Lust auf ihr junges Menschenfleisch. Sie schrie auf, riss ihre Schwester mit sich und endlich liefen sie los, den Trollen hinterher.
„Ich helfen Ihnen ... Äh Euch!", schrie Nido, blieb stehen, zog einen Speer aus seiner Schürze. Es blieb keine Zeit, um sich darüber zu wundern, wo er die Waffe versteckt gehalten hatte. Ein paar Trolle schlossen sich ihm an. Alle anderen liefen, ohne nur einen einzigen Augenblick zu verharren, weiter.
„Wir müssen ihm helfen!", schrie Leana, blieb ruckartig stehen.
„Es tut uns leid, wir sind nicht mutig wie Helden!" Ein besonders dicker Troll lief an Leana vorbei.
Das Monstrum zeigte seine gelben Zähne, spreizte sein Maul. Ein Donnern ertönte. Es klang, als würde die Erde erbeben und der Himmel einstürzen. Dann setzte der Aschewolf zum Sprung an. Die Schwestern hörten Nido voll Wut aufschreien, auf die Bestie zustürmen. Diese sprang mit Leichtigkeit über seine Widersacher hinweg und nahm die Verfolgung auf.

Der Troll warf seinen Speer hinterher.
„Nein! Nido nicht!“ Leana war hin- und hergerissen. Die Angst lähmte sie.
„Leana, lauf!“ Zum ersten Mal hatte Nido sie beim Namen genannt. Es zeigte Wirkung. Endlich riss sich das Mädchen los.
„Löwenkönigin, hier hinein!“, brüllte der Anführer der Trolle und war verschwunden. Leana erkannte das Loch im Boden zu spät. Die Hand ihrer Schwester entglitt ihr. Sie fiel in die Dunkelheit.

Die Landung war hart. Ein stechender Schmerz in ihrem Knöchel durchzuckte ihren ganzen Körper.
„Finya“, schrie Leana panisch. „FINYA!“
Nur Stille umhüllte sie. Dann krachte etwas. Die Decke stürzte ein.
„Finya!“, rief Leana aus und fiel ihrer Schwester um den Hals.
Der Einsturz der Decke hatte das spärliche Mondlicht in die Höhle gelassen. Rot glühende Augen starrten den beiden entgegen.
„Kommt hier entlang“, quakte es aus der Dunkelheit.
Finya musste ihre Schwester stützen, damit sie dem Troll in die Finsternis der Höhle folgen konnten.
Noch lange spürten die Schwestern den hungrigen Blick der Bestie im Rücken, während sie immer tiefer in das Netzwerk der Tunnel hinabstiegen.
„Gleich seid ihr sicher“, murmelte der Troll vor ihnen. Es war jener, der Finya am ersten Abend beinahe zu viel verraten hätte.
In einer hell erleuchteten Kammer endete der beschwerliche Marsch. Sechs mit Eichhörnchen- und Hasenfellen ausgelegte Schlafstellen waren vorbereitet.
„Es sind alle frei. Erholt euch! Gönnt euch ein bisschen Ruhe! Wir bringen etwas zu essen.“ Der Troll verneigte sich, bevor er verschwand.
„Geht es?“, fragte Finya besorgt.
„Es ist nur mein Knöchel“, antwortete die kleine Schwester tapfer. Vollends erschöpft ließ sie sich auf ein Bett nieder. Sie war sofort eingeschlafen. Finya hielten die Sorgen wach. *Wo sind wir nur hier hineingeraten?*

Meine Leana, wie kann ich dich beschützen? Wie kann ich dir helfen?, dachte sie, während sie ihrer Schwester einzelne Haarsträhnen aus dem Gesicht strich. Schlafend sah sie aus, wie ein normales zehnjähriges Mädchen. Nichts verriet ihre Magie.
Wenig später brachten zwei Trolle eine heiße Suppe. Sie schmeckte köstlich und vertrieb für den Moment alle Gedanken, Sorgen und jegliche Vernunft.
In ihren Fingern flammte ein Verlangen auf. Finya konnte nicht widerstehen. Sie war alleine. Niemand musste es je erfahren. Schnell schnappte sich die ältere Schwester den Beutel der jüngeren und zog das in Leanas Seidentuch gewickelte Ei heraus.
Es pulsierte unter dem Druck ihrer Finger. Die kalte Oberfläche erwärmte sich zum ersten Mal. Finya lächelte. Es fühlte sich gut und richtig an. Behutsam hielt sie es in den Armen, rollte sich unter den Fellen zusammen und schlief ein.

Am nächsten Morgen wurden die Schwestern im selben dämmrigen Licht der Fackeln geweckt.
„Das Boot wartet, Eure Leanaheit!“ Der Troll, der sie am Vortag in die Kammer gebracht hatte, stupste Leana an.
Erschrocken richtete sie sich auf.
„Wie geht es Nido und den anderen?“, fragte sie sofort.
Der Troll schüttelte traurig den Kopf: „Zurückgeblieben.“
Leana liefen Tränen über die Wange, während der Troll taktvoll einen Schritt zurücktrat.
„Lässt du uns einen Moment alleine?“, fragte Finya.
Sofort nahm sie ihre Schwester in den Arm.
„Er hat es bestimmt geschafft! Diese Trolle sind gerissen, Schwesterherz, die verschwinden einfach in ihren Erdlöchern! Warte erst einmal ab! Vielleicht hat er einfach in einem Baum verschlafen. Du weißt, wie schnell er hocklettern kann!“ Da beruhigte sich Leana ein wenig und schnappte sich ihren Beutel, um aufzubrechen.
Finya lief ein eiskalter Schauer über den Rücken. Sie hatte das Drachenei

genommen. Sie hatte ihre Schwester bestohlen. Leana steckte ihre Hand in den Beutel. Ein Lächeln huschte über ihr Gesicht, als sie ihr kostbarstes Fundstück spürte. Die ältere Schwester war perplex.
Da trat der Troll wieder herein, warf ihr einen wissenden, leicht tadelnden Blick zu.
Hat er es zurückgelegt? Wie viel weiß er? Warum hat er mir geholfen? Was hat ihm der See gezeigt? Oder ist das Ei durch Leanas Magie zu ihr zurückgekehrt? Finya schob ihre Gedanken beiseite. Es gab keinen Grund, sich Sorgen zu machen. Ihre Schwester musste niemals davon erfahren.
Der Troll führte sie immer tiefer hinab im Labyrinth der enger werdenden Gänge.
„Wie lange gehen wir?", fragte Leana panisch. Ihr Knöchel hatte sich über Nacht gebessert, trotzdem schmerzte jeder Schritt. Sie wollte nicht ankommen, fürchtete sich zu sehr vor dem, was danach folgen würde.
„Wir sind fast da", quakte der Troll. Fünf Minuten später betraten sie das Ufer eines unterirdischen Sees. Die Schwestern atmeten tief ein. Der Geruch nach Regen und frischer Walderde war eine Wohltat nach den vielen Tagen Trollgestank.
„Bis hierhin komme ich mit und keinen Schritt weiter. Unser Boot bringt Euch auf die andere Seite!", erklärte der Troll. „Es war mir eine Ehre, Euch zu Hilfe zu sein!" Ein letztes Mal verneigte er sich.
„Bist du bereit?", fragte Finya.
„Bereit!", antwortete Leana.
Hand in Hand bestiegen die Schwestern das Boot. Ohne weiteres Zutun fuhren sie los. Finya beugte sich über den Rand, blickte auf die Oberfläche, die glatt wie ein Spiegel dalag. Das Boot glitt so ruhig dahin, dass keine Wellen das Wasser durchzogen.
„Sieh nicht hin!", bat Leana. Sie spürte, dass der See der Tausend Gesichter alles wusste und alles zeigen konnte.
„Ich muss", antwortete Finya.
Die Oberfläche des Sees zeigte ihr nicht ihr eigenes Gesicht, sondern das einer blonden Frau mit einem schwarzen Baby auf dem Arm,

gewickelt in ein weißes Seidentuch. Sie weinte, als sie ihre Tochter in der Steppe zurückließ.
Für einen Moment war das Wasser schwarz, jedes Licht erlosch. Dann sah der König direkt in Finyas Gesicht. Goldene Löwen zierten seine silberne Krone.
„Einst vertrieben Eure Löwen unsere Drachen, nur eine Löwin kann sie zurückholen", flüsterte eine alte Frau ihm zu. „Ein Kind der Königin mit schwarzer Haut."
Das Gesicht des Königs wurde rot vor Zorn. Der Schmerz über den Betrug seiner Frau ließ blinde Wut aufkochen. Finya schluckte ihre Panik hinunter. In ihrem Innersten hatte sie es immer gespürt.
Nun zeigte der See das Baby, weinend in der Steppe und ein Löwenrudel, das sich näherte. „Es tut mir Leid, mein Kind, aber dein Stiefvater darf dich nicht finden!" Die alte Frau war zurück, hob ihre Hände. Was die Löwen fanden, war ein Kind ihresgleichen.
Das Wasser erzitterte, schüttelte das Bild von sich. Das Löwenjunge sprang über den alten Brunnen, an dessen Rand Leana jeden Tag gesessen hatte. Bevor es landete, war es zu einem Kind geworden, mit einem weißen Seidentuch als Kleid um ihren schwarzen Körper gewickelt.
Finya sah sich selbst, wie sie das Kind fand. Ihre Eltern nannten das Mädchen Leana, nicht ahnend, dass es einst ein Löwenkind gewesen war, nicht ahnend, dass der König dieses Kind zwei Jahre lang gesucht hatte.
„Leana", hauchte die ältere Schwester.
„Bitte hör auf!" Über Leanas Wangen liefen unzählbare Tränen. „Bitte sieh nicht hin! Wir gehören zusammen. Wir sind Schwestern! Egal, was der See dir zeigt!"
Finya konnte ihren Blick nicht abwenden. Die alte Frau sah durch das Tor. Die beiden Schwestern saßen am Brunnen, holten das Drachenei heraus.
„Es ist Zeit, die Drachen zu holen, mein Kind", flüsterte sie.
Wieder sah sich Finya selbst. Dieses Mal saß sie in einem Boot, blickte auf die Oberfläche des Sees. Das letzte Bild zeigte ihr, was gleich folgen musste.

„Nein!“, schrie Finya, wandte sich ab.
„Ich habe dir gesagt, nicht hineinzusehen“, heulte Leana und fiel in ihre Arme.
„Du weißt, was ich gesehen habe?“
Sie nickte.
„Ich wusste es nicht. Sonst wäre ich nie gekommen. Es tut mir schrecklich leid!“, schluchzte das kleine Mädchen. Leanas Mut war verschwunden.
„Wir müssen nicht aussteigen. Wir können einfach umkehren!“
„Nein, das ist meine Aufgabe“, schniefte Leana tapfer. „Ich muss die Drachen zurückholen. Ich muss. Du weißt es ja auch. Es ist mein Schicksal. Auch wenn der Preis ...“ Sie brach ab, schaffte es nicht, es in Worte zu fassen.
Finya küsste ihre kleine Schwester auf die kohlrabenschwarzen Haare: „Ich werde dich finden. Das verspreche ich! Wir werden zusammen nach Hause zurückkehren!“
In dem Moment erreichten sie das andere Ufer. Das Licht des Sees spiegelte sich in Stalaktiten, die wie tausende Sonnen von der Decke hingen. Edelsteine zogen sich wie Wurzeln über den Boden.
„Wir sind da!“, verkündete Leana ohne Stimme. „Das ist es – das sind die Wurzeln der Berge!“ Sie holte das Drachenei hervor und legte es zwischen die hell erleuchteten Edelsteinadern, bevor sie es sich anders überlegen konnte.
Ein Knacken ertönte. Im selben Moment fiel Leanas Leinenkleid zu Boden. Das Mädchen wand sich, sah die ältere Schwester hilfesuchend an. Finya erwiderte den Blick nicht. Wie verzaubert hatte sie nur noch Augen für das zarte, wunderschöne Geschöpf, das seinen Kopf aus dem Drachenei hervorstreckte.
Von Leana war keine Spur mehr. Nur eine Löwin verschwand zwischen den Edelsteinen in einem finsteren Gang.

Ein riesiger Schatten glitt über die einstige Steppe. Junge Bäume wuchsen empor, erblühten in allen Farben. Der blau schimmernde Drache spie Wasserfontänen von oben herab. Finya lächelte. Sie spürte die kräftigen Muskeln ihres Freundes, der sie über den Wald hinwegtrug. Sie hatte die Dürre beendet und mit ihrem Drachen ein neues Zeitalter begonnen.
Und trotzdem schmerzte es nach all den vielen Jahren noch immer. Leana fehlte. Jeden Tag fehlte sie. Ihr Lachen, ihre Unbesonnenheit, ihr Vertrauen in die Zukunft. Die Art, wie sie barfuß durch die Straßen lief und alles zum Leuchten, zum Erblühen, zum Strahlen gebracht hatte.Wenn der Schmerz zu groß wurde, schwang sich Finya auf ihren Drachen. Sie flog über die Wälder, über die einstigen Steppen, hinauf auf die Sommerwand, den höchsten Berg, auf der Suche nach einer Löwenkönigin, die einst ein Mädchen war und eines Tages wieder ihre Schwester sein würde. Das hatte ihr der See der Tausend Gesichter versprochen:

Eines Tages werden sie zusammen nach Hause zurückkehren.

VIOLA ROSA SEMPER

Viola Rosa Semper, geboren 1996 in Horn, Österreich, pflückt Ideen aus dem Reich der Fantasie, um sie in die Nährböden eurer Gedächtnisse zu pflanzen und zu pflegen, bis eine ganze Geschichte daraus wächst.

Seit 2017 tut sie das hauptberuflich als freischaffende Schriftstellerin und Texterin.

Erzählt wurde schon viel früher – noch bevor Viola Rosa selbst schreiben konnte, purzelten Märchenfiguren und Abenteuer aus ihrem kaum zu stoppenden Mundwerk. Erste Unterstützung bekam sie von Rudolf Aubrunner, Autor und Leiter der Schreibakademie Horn. In dieser Zeit (2010 bis 2012) verfasste die junge Autorin ihren ersten Jugendroman. Seit 2015 werden regelmäßig einige ihrer Kurzgeschichten und Gedichte in verschiedenen Anthologien veröffentlicht, darunter auch „Das alte Fotoalbum", das den 1. PERGamenta Publikumspreis gewann. Im September 2017 konnte die junge Schriftstellerin als Stipendiatin bei einem Schreibworkshop mit Jutta Richter und Uwe-Michael Gutzschhahn im Rahmen von HALTlose PROSA in Ascheberg teilnehmen. Nur ein Monat später überzeugte sie das Publikum im Finale des Hattinger Förderpreises für junge Literatur mit ihrer Kurzgeschichte „Frau Bergensen". Zurzeit in Arbeit befinden sich vier Werke, die unterschiedlicher kaum sein könnten: ein Kinderbuch, ein Roadtrip-Roman, ein Lyrikband und eine literarische Reportage über die Weltreise, die die Schriftstellerin im Winter 2017 nach Asien, Australien und Amerika geführt hat. Nebenher werden regelmäßig neue Texte auf http://viola.semper.at und http://dasmili.eu/wortkuenste/ veröffentlicht. Viola Rosa hat einen Bachelorabschluss der Universität Wien in Meteorologie, lebt in Österreich und Dänemark und ist von ständigem Fernweh geplagt. Zur Ruhe kommt sie mit Filmmusik in den Ohren, dem Blick aufs Meer, bewaffnet mit Stift und Papier.

www.viola.semper.at

Der Hüter der Zeit

Sophia Roppe

Der Mond warf sein fahles Licht auf den Friedhof und ein Windstoß raschelte durch die Blätter der alten Eiche, die ihre Zweige über das Grab streckte. Timo hatte sich zu Hause weggeschlichen, während der Vater schlief. Es war still hier, niemand störte ihn. Timo zupfte verblühte Blumen aus einem Kranz und wischte sich über die Wange. Aber es kamen immer mehr Tränen, er ließ sie laufen.

Durch den Tränenschleier hindurch bemerkte Timo nicht, dass ein langer dünner Mann mit einem spitzen Hut hinter der Eiche hervortrat. Seine Arme waren am Rücken gefesselt. Er stellte einen schmalen Rucksack neben Timo, indem er sich drehte und flüsterte: „Kleiner Junge, das tut mir so leid. Mir sind die Hände gebunden. Aber du wirst mir helfen und deine Liebe soll eine zweite Chance bekommen." Der Wind wehte die Worte davon, als der Mann verschwand.

Timo schaute auf, weil er glaubte, etwas gehört zu haben. Was er sah, ließ seinen Atem stocken: Nebel formte sich lautlos über dem Grab zu einem Tor mit einem Türklopfer. Eigentlich sollte er wegrennen, aber er konnte nicht. Er machte einen großen Schritt, schlug den Klopfer gegen das Tor, die Tür schwang auf und er trat ein. Vor ihm lag ein Gang, der sich wie eine Spirale hinab schraubte. Einen Moment zögerte er, dann rannte er los, folgte dem Stollen und stand mit einem Mal in einem Kellergewölbe.

Es war ziemlich dunkel hier und laut. An den Wänden lagerten in Regalen liegend Flaschen. Sie vibrierten und erzeugten dabei ein schepperndes Rasseln. In weiten Abständen hingen an den Gestellen Öllampen, deren flackerndes Licht durch das Gewölbe tanzte.
Timo hörte durch das Rumoren hindurch ein Zischen. Er schaute sich um, trat an die Flaschen heran und drehte seinen Kopf, um ein Ohr näher heranzubringen. Er bückte sich und zog eines der bebenden Glasbehältnisse aus dem Regal. Der Deckel ruckelte, es gab einen Knall und der Stöpsel flog haarscharf an Timos Stirn vorbei, knallte gegen die Decke und dann auf den Boden.
„Schnell, halt sie zu!", flüsterte es hinter Timo. Vor Schreck ließ er die Flasche fast fallen, aber er legte seine Hand auf den Flaschenhals. Ein langer dünner Junge mit roten Haaren schaute auf ihn herunter. Die Kleidung war schmutzig, am Hosenbund hing ein schmuddeliges Tuch.

„Da ist ein Jahr drin!“ Der Bursche wies auf das vergilbte Etikett. „2001“, las er vor, „du musst das einatmen, dann hast du zwölf Monate mehr zu leben.“
„Wie kommen die da hinein?“
„Wenn du nicht magst, gib sie mir!“
„Nein, ich will ja, aber was muss ich machen?“
„Du ziehst an der Flasche wie an einer Zigarette.“
„Ich bin elf. Ich hab noch nie geraucht!“ Timo hielt den gläsernen Hals an die Lippen und sog daran. Er hörte ein reibendes Rascheln und etwas gelangte in seinen Mund, das sich anfühlte wie ein Marshmallow aus Gas. Er schaute den Jungen hilfesuchend an.
„Nicht schlucken, einatmen musst du es!“
Timo holte tief Luft und fühlte, wie das Ding durch die Kehle rutschte.
„Wow!“, lachte er leise. „Das war komisch! Sollen wir für dich auch so eine Flasche suchen?“ Er zeigte auf das Regal, das sich endlos im Kellergewölbe fortzusetzen schien.
„Keine Chance, dass Zeit sich selbst befreien kann. Die Verschlüsse sind wie festgeklebt.“
Timo wackelte an den Flaschendeckeln, die sich ihm zu tausenden entgegenreckten. „Wie viele Jahre sind in all den Flaschen?“
„Massenhaft, dies hier ist nicht das einzige Gewölbe. Es gibt noch mehr.“
„Warum zittern die Flaschen so?“
„Die Zeit will raus. Ist wie ein Tiger im Käfig. Wie heißt du?“
„Timo. Und du?“
„Leon. Aber man nennt mich hier Dusty, weil ich die Pullen entstaube.“
Der Junge hob den Deckel auf, drückte ihn auf die leere Flasche und schob sie in das Regalfach zurück. Im Gegensatz zu den anderen lag sie ruhig da. „Wenn man nicht genau hinschaut, merkt es keiner“, sagte er.
„Warum ist das wichtig? Sind doch genug da.“
„Sprich leiser, sonst hört uns jemand“, er hob den Zeigefinger vor die Lippen. „Sie sind wertvoll und werden bewacht. Wie kommst du hierher?“
Timo erzählte von dem Tor, dass er geöffnet hatte.
„Ein Tor aus Nebel!“ Timo konnte den Zweifel in seiner Stimme

erkennen. „Wo sind wir hier?“
„Wir sind in der Unterwelt. Sir Sopholes nennt sie gerne sein ‚zeitloses Reich‘, weil man keine Zeit verbraucht.“
„Wie das?“
„Du wirst hier nicht älter.“
„Das geht doch gar nicht. Wer ist dieser Sopholes?“
„Der Kommandant der Unterwelt.“ Timo an den Schultern fassend, drehte Leon ihn um. „Was ist in deinem Rucksack?“
„Ich habe keinen Rucksack!“
„Und was ist das hier?“ Leon ruckelte an den Riemen.
„Wo kommt der denn her?“ Timo nahm ihn vom Rücken und öffnete ihn. Er zog einen knallroten Hut hervor.
„Das ist der Hut des Hüters!“ Leon zog laut die Luft durch die Zähne. „Der Hüter der Zeit schickt dich!“
„Wer soll das sein?“
„Du kennst ihn gar nicht?“
Timo schüttelte den Kopf. „Erzähl mir von ihm.“
„Der Hüter ist, wie der Name schon sagt, für die Zeit zuständig. Für eure da oben genauso wie für die der Umulus, das Volk, das hier lebt. Sir Sopholes größter Traum ist die Unsterblichkeit. Hier unten konnte er die Zeit anhalten.“
„Wie kann man denn ...“
„Das ist sein großes Geheimnis. Gleichzeitig hat er es geschafft, dem Hüter der Zeit mit einem Zauber die Hände zu binden. Der gibt aber nicht auf, wie man sieht.“ Leon zeigte auf den Hut. „Sir Sopholes ist der Erfolg zu Kopf gestiegen. Er will jetzt auch die Oberwelt übernehmen, um dort ebenfalls einen zeitlichen Stillstand zu erreichen. Er ist ein schlechter Magier. Ein Preis für die Unsterblichkeit hier unten scheint zu sein, dass die Umulus oben viel mehr Zeit verbrauchen. Wenn er seine Truppen zu euch schickt, dann sind sie ratzfatz uralt.“
Timo kicherte. „Geschieht ihm recht. Deswegen sammelt er hier die Zeitflaschen?“ Leon nickte. „Er bereitet einen Krieg vor. Sobald die Gewölbe voll sind, wird er angreifen.“

Timo schwieg einen Moment, bevor er fragte: „Woher hat er diese ganzen Jahre?“
„Er nimmt sie uns weg.“
Timo riss die Augen auf. „Wie das?“
„Er hat im Labor aus Würmern Zeitegel gezüchtet, die saugen an schlafenden Menschen. Ein Egel, ein Jahr. Eine Weile später sterben wir, wir haben keine Zeit mehr.“
„Ganz plötzlich? Ohne Vorwarnung?“ Timo ließ sich auf den Boden sacken und starrte Leon an. „Ja, meistens. Was ist los mit dir?“
„Das Schwein!“
Leon hielt ihm den Hut hin. „Das ist die Tarnkappe des Hüters. Er hat sie dir mitgegeben, weil er etwas von dir will. Setz sie auf.“
Timo nahm ihn und begutachtete argwöhnisch die Klumpen, die auf der Krempe klebten. „Tarnkappe in Signalrot? Was ist das da auf dem Rand?“
„Frag nicht, setz ihn auf.“
„Sind das ...“ Timo schleuderte den Hut weg.
„Es sind die sieben Augen eines neunschwänzigen Tarnhechts, ja und?“
„Die gucken ja noch!“ Angeekelt setzte Timo den Hut auf.
„Funktioniert!“, stellte Leon fest. „Ich sehe dich nicht.“
Timo hängte sich den Hut um den Hals wie einen Cowboyhut. „Warum bist du eigentlich hier?“
„Ich bin aufgewacht, als Egel auf mir saßen.“
„Um Himmels willen!“
„Die Zeitjäger – so nennt Sir Sophokles seine Krieger – schleppten mich nach hier unten, weil ich zu viel gesehen habe. Ich staube seit 17 Jahren die Flaschen ab. Oben wäre ich schon lange tot.“
„Soll ich dir helfen? Beim Abstauben?“
Leon lachte. „Dafür hat dich der Hüter nicht hergeschickt. Du sollst sicher sein Problem hier unten lösen.“
„Die angehaltene Zeit?“
Leon nickte. „Du musst irgendeine besondere Fähigkeit besitzen, die man braucht, um den Zauber zu besiegen.“

„Oh, ich habe viele Begabungen!“
„Na ja, Bescheidenheit scheint nicht dazuzugehören.“
„Ich gewann mehrere Mathematik-Wettbewerbe, bin am Klavier sehr begabt und mein IQ liegt über 120, weswegen ich zwei Klassen überspringen konnte.“
„Toll.“
„Ich hatte schon mit sechs Jahren alle Segelscheine, bin ein Tischtennis-Ass und erkenne jeden Vogel an seinem ...“
„Ist ja gut, das will ich gar nicht wissen.“
„Ich habe ein eidetisches Gedächtnis.“
„Was ist das?“
„Die meisten sagen fotografisches Gedächtnis dazu. Ich kann ein dickes Buch in fünf Minuten lesen und den Inhalt dann wiedergeben.“
„Wow, das ist gut. Sir Sopholes liebt Tagebücher und da schreibt er bestimmt auch Geheimnisse hinein. Du solltest unbedingt in sein Büro gehen.“

In dem Moment hörten sie rasselnde Schritte. „Schnell, da kommt ein Zeitjäger, setz den Hut auf!“, flüsterte Leon und wandte sich dem Regal zu. „Und eins noch: Du musst immer in Bewegung bleiben, wenn du ihn trägst!“
„Dusty, da bist du ja!“ Ein kleiner Mann, dessen Kettenhemd sich über einen beachtlichen Bauch spannte, betrat das Gewölbe. Die haarigen Arme waren zu lang, der schaukelnden Gang erinnerte Timo an einen Affen. „Mir war so, als hättest du mit jemandem geredet?“
„Ich zähle die Flaschen laut, weil mir langweilig ist.“
„Sir Sopholes möchte dich sprechen.“
Leon sah in Timos Richtung und sagte: „Ach, das passt mir gut, dann kann ich eine Pause machen.“

Timo folgte den beiden durch ein Labyrinth von Gängen und schließlich erreichten sie ein Gewölbe, in dem ein Steinhaus stand. Der Jäger klopfte an die Tür und Sir Sopholes öffnete.

Sir Sopholes war ein Umulus fortgeschrittenen Alters mit grauem Haarkranz, Bart und Brille. Er forderte mit einer Handbewegung Leon auf einzutreten. Timo schlüpfte mit hinein.
Sir Sopholes hielt sich nicht mit einer Begrüßung auf, sondern stapfte wortlos hinter den riesigen Schreibtisch und ließ sich in einen thronähnlichen Sessel fallen: „Ich habe Informationen erhalten, dass der Hüter wieder aktiv ist."
Leon zog die Augenbrauen hoch: „Wirklich!"

Während Timo dem Gespräch folgte, sah er sich um. Vorsichtig nahm er eine der handgeschriebenen Kladden vom Tisch und ging in die Hocke. Leon machte merkwürdige Handzeichen, aber Timo schlug das Buch auf und begann zu lesen.

„Ich schicke dich nach oben, damit du dich umhörst. Bleib nicht zu lange, deine Zeit ist begrenzt, wie du weißt."
„Sie könnten mir eine Flasche geben, womöglich kippe ich beim Spionieren tot um!"
„Papperlapapp. In drei Stunden ist es in der Oberwelt dunkel. Die Reise kann beginnen. Ein Zeitjäger wird dich mit verdeckten Augen zum richtigen Gang bringen."

Sir Sopholes schnupperte: „Hier riecht es nach Fisch oder irre ich? Nein!" Er stemmte sich hoch, kam um den Tisch herum und ging einen Schritt auf Timo zu. Der ließ die Kladde fallen, sprang auf und machte einen Satz rückwärts. Erst jetzt sah er, dass es von der Hutkrempe tropfte und sich vor dem Schreibtisch eine Pfütze gebildet hatte.
Sir Sopholes stampfte mit dem Fuß auf. „Der Hut des Hüters! Es stimmt also! Hier ist ein Spion, Wachen! Sofort das Haus abriegeln!" Er tastete mit vorgestreckten Armen durch den Raum und stellte sich vor die Tür. Timo gelang es, sich an ihm vorbei zu ducken, die Tür zu öffnen und rauszurennen. Großer Tumult entstand vor dem Haus. Leon grinste, sagte: „Dann werde ich ja nicht mehr gebraucht", und bog in einen Gang ein.

Timo folgte ihm.
„Das war knapp!“, flüsterte er.
„Wenn er tarnt und du stehen bleibst, fängt der neunschwänzige Hecht an zu stinken und zu tropfen. Das ist der Deal!“
„Okay. Hab ich nun auch verstanden. Was machen wir?“
„Ich habe was mitgehen lassen, hat Sir Sopholes nicht gemerkt in dem Chaos.“ Er zog ein Werkzeug aus der Hosentasche und ließ es aufschnappen. „Das ist ein Flaschenöffner! Damit bekommen wir die Flaschen auf!“
„Ich weiß jetzt, wie er die Zeit angehalten hat!“
Leon blieb stehen. „Setzt endlich mal den Hut ab!“
Timo hängte die Kappe um den Hals. „Es gibt ein Gewölbe, in dem die Umulus-Uhr steht. Er hat die Zeiger zusammengebunden.“
„Nicht sehr einfallsreich, wo er dem Hüter die Hände gebunden hat. Stand das in dem Buch?“
„Als ich an ihm vorbei wollte und ihn berührt habe, konnte ich das Uhrengewölbe in seinem Kopf erkennen, das war komisch!“
„Dann hast du auch die Zeitegel gesehen?“, Leon klang aufgeregt. „Wenn ein Mensch die Egel saugen sieht, kann er danach die Gedanken der Umulus lesen, indem er sie berührt. Deswegen schickte der Hüter dich!“
„Sie saßen auf meiner Mama.“
„Auf deiner Mutter? Ist sie gestorben? Wann ist das passiert?“
„Das ist jetzt neun Tage her.“
„Komm, wir müssen los!“ Leon fing an zu laufen.
„Warum rennen wir?“
„Weil die Zeit bis zum zehnten Tag zu ihrem Leben zurückfindet. Und wir haben noch Arbeit vor uns. Kannst du mir das Datum nennen, wann du die Egel gesehen hast?“
„Das war ein Tag vor dem fünften September.“
„Wir müssen die richtigen Flaschen suchen.“
„Was passiert dann?“

„Die Jahre finden zu deiner Mutter zurück!“
„Wie meinst du das?“
„Wir lassen ihre Zeit frei und deine Mama wird wieder leben! Das habe ich mal in Sopholes Gedanken gelesen.“

Atemlos kamen sie in einem Flaschenkeller an.
„Das ist das jüngste Gewölbe. Auf den Etiketten stehen die Egeldaten drauf, welcher Egel, wann und wo. Aber verschlüsselt, wir müssen den Code knacken.“
„Es war in München um sieben Uhr abends. Ich weiß, wie man die Schilder liest. Das stand in der Kladde.“
„Du suchst alle Pullen von dem Abend heraus, ich öffne.“
Timo hielt ihm eine Flasche hin. Leon setzte den Öffner an und drehte einmal kurz, der Deckel fiel herunter. Timo umfasste den Flaschenhals, als er das reibende Rascheln hörte und fühlte, wie etwas an den Fingern vorbei glitt.
„Was ist das für ein Geräusch?“, fragte Timo.
„Das sind die Stunden, die aneinanderstoßen, wenn sie durch den engen Hals müssen. Oder die Minuten. Auf jeden Fall klingt es gut.“
Leon warf die Flasche hinter sich und nahm die nächste. Eine Weile arbeiteten sie schweigend weiter.
„Kommst du dann auch nach oben? Du kannst dir ein paar alte Jahre gönnen, die braucht doch keiner mehr.“
„Mal sehen, ich bin schon so lange hier unten. Und ich will die Zeit befreien.“
„Was wird sie machen, wenn sie frei ist?“
„So ganz genau weiß ich das nicht. Auf jeden Fall ist es falsch sie einzusperren.“
„Aber Sir Sopholes wird herausfinden, was du hier machst.“
„Sir Sopholes hat die Zeitjäger, alle anderen Umulus hassen den Krieg. Sie wollen auch nicht unsterblich sein. Sie werden mir helfen.“
„Das ist die letzte Flasche von dem Abend!“

Leon öffnete sie. „Ich mache jetzt hier allein weiter. Wenn du den dritten Gang links nimmst und dann zweimal rechts abbiegst, geht es hoch. Deine Mutter wartet bestimmt längst auf dich."
„Und du bist dir sicher, dass sie lebt?"
Leon nickte. „Geh schon!"
„Ich komme zurück, sobald oben alles geregelt ist."
„Warum?"
„Das Uhrengewölbe ist mit einem mathematischen Schloss gesichert. Danach gibt es eine Tür, die sich nur öffnet, wenn Chopins Minutenwalzer fehlerfrei gespielt wird. Und er hat die Zeiger der Uhr mit Tauen und komplizierten Segelknoten zusammengebunden. Für mich ein Kinderspiel!"
„Okay, das mit der Bescheidenheit üben wir noch", lachte Leon und nahm eine nächste Flasche. „Du weißt ja, wo ich bin."

Sophia Roppe

Sophia Roppe wurde 1964 in Essen geboren. Sie studierte an der FH Niederrhein Textiltechnik. Heute lebt sie mit ihrer Familie im Ruhrgebiet.

Nach einer längeren Pause, in der sie sich auf das Malen konzentrierte, begann sie 2015 wieder mit dem Schreiben von Kurzgeschichten und arbeitet an einem Jugendroman. 2016 erschienen zwei ihrer Kurzgeschichten in Anthologien, weitere befinden sich im Lektorat. Ein Roman in der Rohfassung fertiggestellt, befindet sich in der Überarbeitung.

Das Klagelied der der tickenden Herzen

Candy Hecht

Einst lebte, in einer kleinen Stadt, sehr weit im Osten, ein Uhrmacher. Sein großes, schwarz gestrichenes Haus mit weitläufigem Grundstück stand auf einem Hügel und war von einer Wiese umgeben. So hatte er immer den besten Blick über die Stadt, wenn er am Abend bei einem Tee auf der Veranda saß.

Der Uhrmacher liebte es die kranken Uhren der Leute zu heilen, widmete sich ihnen mit aller Hingabe und Ruhe. Seine magischen Hände, mit denen er auch die filigransten Modelle zu reparieren schaffte,

waren schon bald im ganzen Land bekannt. Die Leute kamen in Scharen zu ihm und brachten ihm ihre Armbanduhren, Taschenuhren und sogar manchmal Standuhren vorbei. Er verlangte kein Geld für seine Dienste. Er war ein gutmütiger Mann, der schlicht sein Handwerk liebte. Dass seine Kunden ihm vertrauten und ihren Dank aussprachen, genügte ihm. Er liebte sein Leben, seine Routine.

Doch eines Tages staunte er nicht schlecht, als ein Mann mittleren Alters vollkommen aufgelöst vor seiner Tür stand. In seinen Händen hielt er jedoch keine Uhr, sondern ein Foto. Es war das eines Mädchens.

„Ich bitte dich, lieber Uhrmacher. Hilf meiner Tochter. Sie hat ein sehr krankes Herz und nicht mehr viel Zeit. Kein Arzt kann ihr helfen. Sie steht zwar auf der Liste für ein neues Herz. Aber sie ist schon sehr schwach und wenn nicht schnell etwas geschieht, dann ... dann wird sie bald sterben ...“, erklärte er unter Tränen und sank verzweifelt auf die Knie.

Der Uhrmacher beugte sich zu ihm hinunter und sah ihm in die Augen. So viele Emotionen spiegelten sie wider. Trauer, Angst und einen Funken Wut. Und dennoch wusste der Uhrmacher nicht recht, wie er dem Mädchen helfen konnte.

„Werter Herr. Es tut mir sehr leid. Aber ich bin kein Arzt. Wie sollte jemand wie ich Ihnen helfen können?“

Gerade wollte er den Mann vertrösten, da stand dieser plötzlich auf, packte ihn am Kragen und schrie ihn an.

„Hören Sie! Mein kleines Mädchen muss weiterleben dürfen! Sie hat doch noch alles vor sich! Bitte ... helfen Sie ihr ... bitte!“, flehte er.

Der Uhrmacher hatte Mitleid. Doch er wusste nicht, was er machen konnte. Trotzdem er unsicher war, versprach er dem Mann zu helfen, wenn dieser ihm dafür sein Wort gab, sich um einen Chirurgen zu bemühen, der ihnen helfen würde, falls das Vorhaben glücken sollte. Der Mann schwor dankbar, dass er sich darum kümmern würde und lächelte ihn voller Hoffnung an, bevor er ging.

Wieder in seinem Arbeitszimmer brütete der Uhrmacher lange an einer Idee, wie er dem kleinen Mädchen helfen konnte. Noch immer fiel es

ihm schwer zu glauben, dass er die Fähigkeiten dazu besitzen könnte. Aber er wollte sein Möglichstes tun. Und es war eine neue Herausforderung. Nach vielen Stunden des Grübelns kam ihm schließlich ein Einfall, den umzusetzen er kaum erwarten konnte. Und so arbeitete der Uhrmacher daran. Tag für Tag und Nacht für Nacht verbrachte er damit, kleine Zahnräder, Schrauben und ein passendes Gehäuse miteinander so zu verbinden, dass es einwandfrei funktionierte. Mit Lötkolben, Zange und viel Fingerspitzengefühl hatte er ein Herz erschaffen, welches dem menschlichen in seiner Funktionalität und Optik sehr ähnlich war. Es bestand jedoch aus Kupfer und hatte ein Uhrwerk sowie mechanische Pumpen, die das Blut hindurch leiten sollten, damit das Mädchen am Leben blieb. Es war etwas schwerer als ein normales Herz, dafür jedoch äußerst stabil. Zog man es auf, konnte es theoretisch mehrere Jahrzehnte lang schlagen. Es war die komplexeste Apparatur, die der Uhrmacher je gebaut hatte. Er hoffte sehr, dass sie zuverlässig ihren Dienst tun würde. Denn die Zeit sie richtig zu testen hatte er nicht mehr. Der Zustand des Mädchens wurde bereits nach kurzer Zeit so kritisch, dass sofort gehandelt werden musste.

Tatsächlich hatte der Vater des jungen Mädchens einen Chirurgen gefunden, der ihnen helfen wollte, diese ungewöhnliche Operation durchzuführen. Und so begab sich der Uhrmacher mit seinem kupfernen Herz in die Praxis, wo bereits das Mädchen auf dem Operationstisch in Narkose lag und künstlich beatmet wurde. Ihre blonden Locken wirkten stumpf und ebenso krank wie sie selbst. Sie konnte kaum älter als 10 Jahre sein. Der Uhrmacher unterdrückte nur mühsam den Impuls, ihr über den Kopf zu streichen und ihr zuzuflüstern, dass alles gut werden würde. Hoffentlich.

„Ich kann Ihnen keine Garantie dafür geben, dass das hier wirklich funktioniert. Es ist ein Versuch“, erklärte er dem Vater des Mädchens.

Dieser nickte wissend und verließ anschließend mit gesenktem Haupt den Operationssaal. Kurz darauf begann der Chirurg mit dem Eingriff, wobei der Uhrmacher die ganze Zeit über im Raum blieb. Er half dem Chirurgen so gut er konnte.

„Um deinetwillen hoffe ich, dass es funktioniert, meine Kleine", flüsterte er dem Mädchen zu, als der Chirurg nach mehreren Stunden das kranke Herz aus ihrer Brust entfernte und begann, das neue einzusetzen.
Nun musste alles sehr schnell gehen. Jede Sekunde, die verstrich, konnte über Leben und Tod entscheiden. Der Uhrmacher zog mit mehreren Umdrehungen das Herz auf und übergab es dem Chirurgen, der ebenfalls sehr nervös wirkte. Sogleich begann es in regelmäßigem Takt zu ticken und zu pumpen.
Wieder verging einige Zeit und der Chirurg hatte Mühe, das Herz richtig in der Brust des Mädchens zu verankern. Er setzte ihr zusätzlich Kupferstäbe ein, die mit dem umliegenden Gewebe verwachsen sollten. So sollte das Gewicht des Herzes besser getragen werden. Zudem wurden die lebenswichtigen Blutgefäße von ihnen ummantelt, um ein Abstoßen des Fremdkörpers zu verhindern.
Als dies getan war, sahen der Uhrmacher und der Chirurg gespannt auf den Herzmonitor. Sie hörten das durchgehende Piepen, blickten auf die flache Linie, die keine Ausschläge zeigte. Einige unerträglich lange Momente verstrichen. Enttäuschung machte sich in dem Uhrmacher breit. Neben ihm schüttelte der Chirurg bedauernd den Kopf und wollte gerade dem Vater vor der Tür die schlechte Nachricht überbringen, als plötzlich ...
Piep ... Piep ... Piep
Beide sahen auf, eilten zum Operationstisch und betrachteten voller Erstaunen die Linie auf dem Monitor, die immer regelmäßiger begann auszuschlagen, bis ein relativ regelmäßiger Herzschlag zu erkennen war. Offenbar hatte das Kind einiges an Überlebenswillen in sich getragen und sich zurück ins Diesseits gekämpft. Sogleich verschloss der Chirurg den Brustkorb des Kindes und sprach dem Uhrmacher seine Bewunderung aus.
„Noch niemals bin ich jemandem begegnet, der so fingerfertig und grazil arbeitet wie Sie. Wenn dieses Herz tatsächlich funktionieren sollte, dann wäre das einer der größten medizinischen Durchbrüche unseres Zeitalters. Sie könnten so viele Menschen damit retten", sagte er.

Der Uhrmacher bedankte sich, blieb jedoch selbst skeptisch. Auch der Vater des Mädchens zeigte große Bewunderung und eine unglaubliche Dankbarkeit. Er versprach, ihn mit seiner Tochter zu besuchen, wenn sie genesen war.
„Und ich werde Sie jedem weiterempfehlen, der so ein Leiden hat. Sie haben meine liebe Tochter gerettet und ihr somit neues Leben geschenkt."
Wieder nickte der Uhrmacher bescheiden, äußerte sich jedoch nicht dazu. Ein paar Wochen vergingen und das kleine Mädchen war vollständig genesen. Sie spielte und lachte wie ein normales Kind. Sie besuchte den Uhrmacher und umarmte ihn zum Dank. Er war überglücklich, dass es ihr gut ging und fasste mehr Vertrauen in seine Fähigkeiten. Es dauerte nicht lange, bis sich herumgesprochen hatte, welches Wunder der bescheidene Uhrmacher vollbracht hatte. Immer häufiger standen nun Männer vor seiner Tür, deren Töchter und Frauen an Herzkrankheiten litten. Sie kamen aus aller Herren Länder angereist und baten ihn um seine Hilfe. Gutmütig wie er war, half der Uhrmacher auch ihnen und hatte alle Hände voll zu tun. Er fühlte sich als rechtschaffener Mann und war glücklich, dass er nicht nur Uhren, sondern nun auch Leben zu retten im Stande war. Er baute viele weitere künstliche Herzen und der Chirurg von damals erklärte sich bereit sie einzusetzen. Während der Uhrmacher noch immer keinen Penny für seine Dienste verlangte, machte der Chirurg eine Menge Gewinn mit den Herzen.
Weiterhin glückten die Operationen. Die Frauen und Kinder erlangten ihre Gesundheit zurück und konnten wieder mit ihren Familien leben. Der Uhrmacher wurde nun als Wundererschaffer und Heiler gefeiert. Er selbst blieb jedoch weiterhin bescheiden, war aber dennoch in einem gesunden Maß stolz auf seine Arbeit.
Als er dann eines Tages entspannt bei einer Tasse Tee in seinem Garten saß, läutete es an der Tür. Er war überzeugt, dass es ein neuer Kunde sein würde, der seine Hilfe benötigte. Doch stattdessen stand der Mann vor ihm, für dessen Tochter er das erste Kupferherz gefertigt hatte. Allerdings wirkte er nicht mehr so glücklich wie bei ihrer letzten Begegnung. Er bat ihn herein und bot ihm einen Tee an, den der Mann dankend annahm.

„Was führt Sie zu mir?“, fragte der Uhrmacher nach einiger Zeit des Schweigens.
Der Mann blickte von seiner Tasse auf, die er fest umklammert hielt. Nun erst war zu erkennen, wie müde er wirkte. Unter seinen Augen zeichneten sich dunkle, fast schwarze Schatten ab und auch sein Gesicht wirkte, als sei er binnen kürzester Zeit um etliche Jahre gealtert.
„Sie ... sie macht mich wahnsinnig ...“, sagte er so leise, dass er nur schwer zu verstehen war.
„Von wem sprechen Sie?“, fragte der Uhrmacher etwas unsicher.
„Von meiner Tochter! Von wem sonst?!“, fuhr er ihn an.
Der Mann schrie es schon beinahe, als wolle er sein gegenüber für sein Leid verantwortlich machen. Er war verwundert und sah den verzweifelten Vater entgeistert an.
„Aber inwiefern kann ich Ihnen denn bei diesem Problem helfen?“
„Machen Sie sie wieder normal, verdammt! Sie haben ihr das schließlich angetan!“
Dieses Mal schrie er wirklich und griff sich in die zerzausten Haare, als er vehement den Kopf schüttelte, als müsse er schlechte Träume verscheuchen. Es war offensichtlich, dass er am Rande eines Nervenzusammenbruchs stand.
„Wodurch treibt sie Euch denn in den Wahnsinn, wie ihr sagt?“, fragte der Uhrmacher eher rhetorisch, als dass er wirklich eine Antwort darauf wollte.
Er sah sich schließlich in keinster Weise für das Problem verantwortlich. Er hatte ihr neues Leben geschenkt und nun sollte ihr Vater eigentlich glücklich darüber sein und ihm keine Vorwürfe machen. Doch dann sah der Mann ihn eindringend an. Er nahm ein paar tiefe Atemzüge bevor er sprach.
„Sie ... sie schläft nicht mehr. Die ganze Nacht wandert sie umher und findet keine Ruhe. ‚Papa. Mein Herz. Es ist so schwer. Und es tickt. Es tickt so laut!‘, klagt sie immer wieder. Und weil sie es nicht erträgt, summt und singt sie ein altes Kinderlied, das schon ihre Großmutter uns vorgesungen hat. Nacht für Nacht tut sie das. Ich kann es nicht mehr ertragen!“

Nun brach er in Tränen aus und schluchzte so laut, dass es dem Uhrmacher beinahe das Herz zerriss. Doch er konnte ihm nicht helfen. Denn das kupferne Herz hatte etwas mehr Gewicht als ein normales und das Uhrwerk war nötig, damit es funktionierte. Er vertröstete den Mann damit, dass es sicher eine Frage der Zeit wäre und das Mädchen würde sich noch daran gewöhnen.

„Entweder das oder sie stirbt. Ich kann Ihnen zu meinem großen Bedauern nichts anderes sagen. Gedulden Sie sich bitte noch ein wenig, mein Herr."

Damit ging der Vater wieder, auch wenn ihm nur wenig geholfen war. Der Uhrmacher atmete tief durch. Mit einer solchen Nachricht hatte er wirklich nicht gerechnet. Immerhin war das Mädchen anfangs vollkommen normal gewesen.

Zu seinem Leidwesen blieb dieser unangenehme Besuch kein Einzelfall. Nur wenige Tage später stand ein weiterer Mann vor seiner Tür und erklärte, dass seine Frau, seitdem sie das neue Herz hatte, recht kühl geworden war. Sie könne keine Gefühle mehr zeigen und kümmere sich auch nicht mehr um ihre Kinder. Außerdem schlafe sie seither nicht und summe immerzu eine traurige Melodie.

Viele weitere dieser Besuche folgten und der Uhrmacher fragte sich, weshalb dem so war. Er machte sich viele Gedanken darüber. Ihm wurden stetig Vorwürfe gemacht und allmählich war es ihm zuviel. Als dann erneut jemand mit einer Beschwerde kam, öffnete er die Tür nicht mehr. Er zog sich stark zurück und verließ kaum noch sein Arbeitszimmer. Er widmete sich ganz und gar seinen Uhren, die er so lange schändlich vernachlässigt hatte.

Es war mittlerweile eine angenehme Stille in seinem Haus eingekehrt. Nur das angenehme Ticken drang leise und beruhigend durch die Räume. So konnte er schon beinahe die Vorkommnisse der letzten Wochen vergessen.

Doch eines Nachts, als er gerade einschlafen wollte, hörte der Uhrmacher etwas, das ihn ruckartig hochfahren ließ. Zunächst dachte er, dass er es nur geträumt habe, doch dann hörte er es wieder. Erst war es ganz leise. Doch als er aufstand und zu seinem Fenster ging, welches auf die

Wiese vor seinem Haus zeigte, wurde es lauter. Beim Blick nach draußen erstarrte er. Der ganze Platz war gefüllt mit Frauen und jungen Mädchen, die in ihren Nachtgewändern, mit Laternen in den Händen dort standen und eine schaurige Melodie summten. Einige riefen um Hilfe und sahen zu seinem Fenster auf. Die Laternen warfen unheimliche Schatten auf ihre Gesichter. Sie sahen krank aus, müde. So unsagbar müde und geschafft schienen sie zu sein. Sie schienen zu leiden, trotzdem er ihnen neues Leben geschenkt hatte.

„Uhrmacher! Hilf uns! Bitte erlöse uns! Wir können nicht schlafen, nicht lieben, nichts fühlen, außer Kälte", schluchzten einige von ihnen, während die anderen ihr Klagelied lauter sangen und dem Uhrmacher einen Schauer über den Rücken jagten.

Dennoch öffnete er sein Fenster und sprach zu ihnen.

„So leid es mir tut, ich kann euch nicht helfen. Kehrt zu euren Familien zurück. Bitte!"

Nun trat ein junges Mädchen hervor. Es war eben jenes Mädchen, welches das erste künstliche Herz bekommen hatte. Auch sie wirkte unsagbar erschöpft, ihre Haut war fahl, das Haar unordentlich und verfilzt. Sie weinte bitterlich.

„Niemand will uns mehr haben. Sie haben Angst vor uns. Hilf uns ..."

Bei den letzten Worten versagte ihre Stimme beinahe und sie wischte sich die Tränen vom Gesicht. Der Uhrmacher war ratlos und fühlte sich schuldig an all dem Leid. Er hatte doch nur helfen wollen. Weshalb war es nur so furchtbar schief gegangen?

Er schloss das Fenster wieder und eine Zeit lang passierte nichts. Die Frauen und Kinder blieben stehen und wimmerten in die Nacht hinein. Es schien, als würde der Uhrmacher sich gänzlich zurückziehen und sie ihrem Schicksal überlassen. Doch plötzlich flog die Tür zu seinem Haus auf und er trat hinaus. Einen schweren Mantel über den Schultern und mit einem großen Koffer in der linken Hand, bahnte er sich wortlos einen Weg durch die Leute auf dem Platz. Bevor er endgültig den Hügel hinabging, drehte er sich noch einmal um.

„Ich ... Es tut mir so leid. Ich wollte doch nur helfen ...", flüsterte er

und Tränen rannen über sein Gesicht. Dann wandte er sich ab und ging. Er blickte nicht zurück. Kehrte nicht wieder. Die Frauen und Kinder sahen ihm einige Momente lang nach. Dann ging das kleine Mädchen langsam zu seinem Haus und lief hinein. Die anderen folgten ihr. Ihre Laternen tauchten das Haus in ein schauriges Licht, das zugleich auch etwas Tröstendes hatte.

Von diesem Tage an lebten sie alle in der schwarzen Villa auf dem Hügel und in jeder Nacht hörte man ihr trauriges Lied durch die Gassen der kleinen Stadt ziehen. Man nennt es das „Klagelied der tickenden Herzen". Und immer dann, wenn der Wind vollkommen still ist und die Nacht sternenklar, kann ein jeder diese Melodie vernehmen, dessen Herz rein und voller Mitgefühl ist.

Candy Hecht

Die 1990 in Forst Lausitz geborene Candy Hecht begann schon im Kindesalter damit, Gedichte und Kurzgeschichten zu verfassen. Sie schloss 2009 ihr Abitur ab und machte dann eine Lehre zur zahnmedizinischen Fachangestellten in ihrer Heimatstadt. Nun studiert sie Grundschullehramt in Leipzig und macht die Lesebühnen der Stadt mit ihren Geschichten unsicher.

Bisher fasste sie einige ihrer Gedichte zu einem Band zusammen und veröffentlichte ihn unter dem Titel „Poesie voll von Gefühl". Anschließend wurde sie beim Frielingverlag in einem Sammelband gemeinsam mit anderen Autoren veröffentlicht. Mit „Träger der Hoffnung – Vocis Solis" ist 2013 ihr erster Jugendfantasyroman im Eigenverlag erschienen und bald darauf folgte das Kinderbuch „Vom Laubfrosch und der Schleiereule", welches 2014 im Schlosserverlag veröffentlicht wurde. 2017 schaffte sie es dann mit der Geschichte „Jonny goes Nachtmahr" in die wunderbar makabere und witzige Anthologie „13 Shades of Unicorn" bei K&K Books.

Sie selbst liest begeistert Romane des Fantasygenres und lässt sich gern auch davon inspirieren. Ohne ein Notizbuch in der Tasche verlässt Candy nie das Haus, denn sie arbeitet stets an neuen Ideen für Romane und Kurzgeschichten. Ob in der Tram oder an der Uni. Das alltägliche Leben bietet so einige Ansatzpunkte und auch ihr persönliches Umfeld findet ab und zu einen Platz in ihren Schriften. Alles in allem bietet das Schreiben ihr ein Ventil und eine Zuflucht, die sie nicht mehr missen möchte.

Facebook: AzurMond

Illustration von Kirstin Karáth

Ein Leben für ein Leben

Kirstin Karáth

Ein kalter Wind weht von den zerklüfteten Höhen uralter Felsen hinunter, beugt das karge Gras und treibt ein paar trockene Blätter einiger zäher Büsche und schief gewachsener Bäumchen vor sich her, die so hoch oben ein genügsames Dasein führen. Der wolkenlose Himmel erstrahlt in einem kühlen Hellblau, doch verkünden rötliche Schlieren die nahende Abenddämmerung, während die Sonne langsam hinter dem rauen Felsmassiv zu versinken beginnt.

Hier und dort sind die Reste alter Straßen und halbverfallener Brücken zu sehen, die aus einer Zeit stammen, in der es noch einen Grund gab, diese unwirtliche Landschaft in ein Zuhause zu verwandeln. Doch dieser Grund ist fast ebenso vergessen wie die Überreste, die davon zeugen. Doch ist dieser Grund wirklich vergessen? Oder ist er vielmehr der Weigerung zum Opfer gefallen, sich daran zu erinnern?

Ungeachtet dessen steht nahe eines rauschenden Gebirgsbaches, der lärmend über unzählige Terrassen ins Tal hinabstürzt, ein kleines, windschiefes Holzhaus an dem mit verwitterten Pflastersteinen befestigten Weg, der die Höhen mit dem Tal verbindet. Dort, am Ufer des Baches, kann man die Überbleibsel einer steinernen Brücke sehen, die behelfsmäßig mit einigen Holzplanken zu einer wenig vertrauenerweckenden Konstruktion ausgebessert wurde.

Die Rückseite des Hauses schmiegt sich schutzsuchend an die Felswand an, während sich an der bach- und windabgewandten Seite ein kleiner, erstaunlich gut gepflegter Kräutergarten befindet, der von einer Bruchsteinmauer umrahmt wird. Vermutlich könnte man, würde man sich aus dieser Richtung nähern, einen leichten ätherischen Duft der Bergkräuter wahrnehmen, die zu dieser fortgeschrittenen Jahreszeit noch nicht welk geworden sind.

Auf der anderen Seite des Baches verschwindet der Pfad in einem kleinen Wäldchen knorriger Nadelbäume, das mit moosbewachsenen Findlingen übersät ist. Hier und da schimmern rotgoldene Sonnenflecken auf dem mit Nadeln und Moos bedecktem Untergrund.

Aus dem Schornstein, dem einzigen geraden Element des Häuschens, steigt weißer Rauch schräg in den Himmel empor und ein Duft nach brennendem Holz liegt in der Luft. Beinahe erscheint es, als könne man einen Hauch von gewürztem, kochenden Fleisch wahrnehmen.

Das jähe Meckern einer Ziege zerreißt die Luft und übertönt für einen kurzen Augenblick sogar das ewige Rauschen des Baches.

Alles ist friedlich, so wie an nahezu jedem Tag des Jahres, denn die Zeit scheint hier stillzustehen, während sie im Tal mit vergleichsweise atemberaubender Geschwindigkeit dahin zu jagen scheint.

Alles ist wie an jedem frühen Abend – doch halt! Dort, von den Höhen der Felsgrate geht eine Gestalt den Pfad hinunter auf die Hütte zu.

Es ist ein ungewöhnlicher und seltener Anblick, hier an einem Ort, der nahezu verloren ist, einen Wanderer zu entdecken. Und doch, dort bewegt sie sich, mit unsicheren, schwankenden Schritten die Berge hinab, lange Schatten werfend.

Je näher die Gestalt der kleinen Hütte kommt, desto mehr Einzelheiten sind zu erkennen. Die zerschlissene, mit Staub bedeckte Kleidung, die zu großen Teilen von einem schwarzen, robenähnlichen Mantel bedeckt ist, der seine besten Tage lange hinter sich gelassen hat und ihren Körper sackartig umhüllt. Die langen schwarzen Haare, die leicht im abendlichen Wind wehen und denen jeglicher Glanz abhanden gekommen ist. Die blasse Haut, die lange Zeit kein Sonnenlicht erblickt zu haben scheint.

Näher und näher bewegt sich die Gestalt müden und schleppenden Schrittes den Pfad entlang dem Häuschen entgegen. Mittlerweile wird die hagere Gestalt deutlich, die etwas zu weite bräunliche Leinenhose, die gedankenlos in die schmutzigen ledernen Stiefel gestopft wurde.

Nun, unmittelbar vor der Tür stehend, den Kopf hebend, lässt es sich nicht mehr leugnen, dass es sich um eine Frau handelt. Ihr Gesicht ist ausgezehrt und von Entbehrungen gezeichnet, so dass sich ihr Alter kaum schätzen lässt. Zu den hohen, ausgeprägten Wangenknochen

und dem spitz zulaufenden Kinn gesellt sich eine scharfe Nase. Von der Stirn zieht sich auf der linken Seite bis zum Kinn eine halbwegs verheilte Narbe. Doch das wirklich Bemerkenswerte sind ihre Augen, deren Iris einen grauen, nahezu kalten weißen Farbton aufweisen, der in starkem Kontrast zu den schwarzen Pupillen und dem strähnigen Haar steht.

Jetzt streckt sie ihren dünnen Arm aus und klopft mit ihrer knochigen Hand gegen die hölzerne Tür der kleinen Hütte. In die abendliche Ruhe hinein gleicht das Klopfen einem Donnerschlag – gewaltig und bedrohlich, jedoch nicht grollend, sondern so, als schlüge Knochen ungedämpft auf Holz.

Von außen sind nun durch die schweren Türbretter langsame, schlurfende Schritte zu hören, die so schwer sind, als trügen sie die Last unzähliger Jahre. Plötzlich verstummen sie. Deutlich hörbar wird von innen ein Riegel zur Seite geschoben und die Tür öffnet sich, protestierend quietschend, einen Spalt breit.

Durch den Türspalt, im Schatten des Lampenscheins liegend, der aus der Hütte dringt, schiebt sich das faltige, wettergegerbte Gesicht eines alten Mannes. Die spärlich gewordenen weißen Haare stehen wirr in allen Richtungen vom Kopf ab. Kinn und Wangen werden von weißen Bartstoppeln verziert, die von der kühnen Nase ablenken. Hellblaue Augen strahlen wach, frei jeden Alters, dem unerwarteten Besuch entgegen.

Mit einer Stimme, so rau wie die Felsen selbst, so tief wie das Wasser, wendet er sich an die Frau: „Besuch! Lange keinen mehr gehabt. Lange keinen mehr gesehen, der so weit hinaufkommt. Außer ich selbst und mein Esel! Haha! Selten, selten. Aber komm herein, nur herein, und lass' hören, was dich hierher führt."

Die Frau antwortet, kalt und müde klingt sie, als lägen Zeitalter auf ihren Schultern: „Guter Mann, Sie sind zu freundlich. Wenn es Ihnen nichts

ausmacht, Sie kennen mich nicht. Ich würde Sie nicht stören, wenn ich nicht so erschöpft wäre. Verzeihen Sie."

„Ach, ich habe keine Angst", antwortet der Alte. „Ich habe doch nichts zu verlieren bis auf mein Leben. Und das ist ohnehin bald vorbei. Abgesehen davon gilt das Gleiche für dich; hast du keine Furcht vor mir? Schließlich lebe ich hier und soweit ich weiß, ist niemand sonst so verrückt, genau das zu tun. Haha. Doch wo sind meine Manieren? Viel zu lange keinen Besuch mehr gehabt! Komm doch rein. Du möchtest doch schließlich ein Dach über dem Kopf für die Nacht, und so wie du aussiehst, auch etwas zu essen. Und ich, ja, ich habe so lange keine Gesellschaft mehr gehabt, dass mir jeder willkommen ist. Verzeihung, das war unhöflich. Außerdem kenne ich die alten Bräuche: niemanden abweisen, der in Not vor der Tür steht. Und ich kenne die Nächte in den Bergen, oh ja, ich kenne sie ..." Seine Stimme schweift ab und verliert sich in der Leere, ganz so, als würde sie seinen Erinnerungen hinterherjagen, die wie der Wind dahinziehen und davoneilen, ungreif- und unerreichbar.

Der Alte öffnet die Tür nun ganz, tritt beiseite und gibt den Weg in seine kleine Hütte frei. Nach einem kurzen Zögern nickt die Frau in Schwarz dem Mann kaum merklich zu, hebt ihren Fuß über die Schwelle und tritt ein.

Durchdringend quietschend schließt sich die Tür hinter ihr und der Riegel fällt dumpf in seine Halterung.

Nun kann man erkennen, dass die Hütte aus einem einzigen Raum besteht. Mittig an der linken Außenwand befindet sich ein mächtiger, aus Stein gemauerter Kamin, in dem ein Feuer lodert und den Raum in ein unruhiges Licht taucht. Über dem Feuer hängt ein gusseiserner Kessel, in dem, dem Geruch nach zu urteilen, ein Eintopf vor sich hin brodelt.

Der aus schweren Planken gefasste Boden ist mit alten, zerschlissenen Fellen und Teppichen ausgelegt und an den Wänden stehen Schränke und Regale vollgestopft mit angestaubtem Gerümpel und Werkzeug.

Am gegenüberliegenden Ende ist ein kleiner Teil des Raumes mit einer Trennwand aus Regalen abgeteilt, hinter der sich die Schlafnische verbergen mag, da sonst nirgendwo ein Bett zu sehen ist.

Gegenüber vom Kamin, nahezu in der Mitte der Hütte, befindet sich ein knorriger Esstisch aus altersdunklem, fleckigen Holz, an den zwei Stühle herangeschoben sind, die ihre besten Zeiten ebenso offensichtlich hinter sich haben.

Von verschiedenen, wirr angeordneten Stellen der Decke hängen Kräuterbündel zum Trocknen herunter.

Am bemerkenswertesten ist jedoch ein kleiner Schreibtisch nahe der Trennwand, auf dem allerlei kleine, feine Werkzeuge, mechanische Gegenstände, Gesteinsproben und ein großer Kerzenleuchter in einer auf den ersten Blick unüberschaubaren Anordnung verstreut sind.

Der Alte deutet auf einen der Stühle. „So, nimm doch Platz. Essen kommt gleich“, schnarrt er. Wieder zuckt die Frau bei der formlosen Anrede leicht zusammen, so, als ob es für sie unangenehm oder zumindest ungewohnt sei, was der Mann, falls er es denn bemerkt, ignoriert.

Langsam, aufmerksam ihre Umgebung erforschend, geht die Frau zu dem Stuhl, zieht ihn vom Tisch weg, wobei er lautstark über den Boden schleift, und lässt sich erschöpft darauf fallen. Mit einer unbewussten, selbstverständlichen Bewegung streicht sie ihren zerschlissenen Mantel glatt und fährt sich ordnend durch die strähnigen Haare. Ihr Blick bleibt an dem Schreibtisch hängen: „Suchen Sie Steine? Oder das Rote Gold?“ „Alles, was sich so finden lässt“, entgegnet der Mann, während er zu

dem Regal schlurft, das dem Kamin am nächsten steht. Dort greift er nach zwei kleinen Schüsseln und Holzbesteck, was er alles auf dem Tisch verteilt. „Es ist nicht viel, aber es reicht, um zu überleben. Hier kommt doch kaum jemand hoch und im Tal zahlen sie gut für Dinge, die sie sonst nirgendwo bekommen. Und was führt dich hierher? Was suchst du?“

Noch während er spricht, kehrt der Alte der Frau den Rücken zu, geht zum Kamin und füllt einen Teil des Kesselinhalts in einen kleinen Topf, den er in der Mitte des Tisches abstellt.

„Ich habe gefunden, was ich gesucht habe“, antwortet die Frau leise nach einer kurzen Pause.

Für einen kleinen Augenblick scheint der alte Mann, der gerade damit beschäftigt ist, das Essen zu verteilen, die Fassung zu verlieren. „Du kommst hierher und hast gefunden, was du gesucht hast? Das ist ungewöhnlich. Wie gesagt, hierher wagt sich kaum jemand und schnell findet man eigentlich auch nichts. Es sei denn, man interessiert sich für abgestorbene Obstbäume. Dumm, die hier pflanzen zu wollen ... das hätten die damals aus der Stadt dort oben doch wissen müssen!“

Die Frau schaut auf und blickt den Mann vielsagend an. „Ich komme von dort“, sagt sie und deutet mit dem Finger leicht in die Richtung, in der draußen die Berggipfel liegen.

Der Alte hält inne und mustert die Frau eindringlich. „Von dort“, wiederholt er, „aus der alten Stadtf oder dahinter?“

Doch die Frau schweigt und starrt abwesend ins Leere. Langsam, als würde sie aus weiter Ferne und von finsteren Orten zurückkehren, wendet sie sich dem Essen zu. „Das riecht sehr gut. Verzeihen Sie, ich habe so lange nichts mehr gegessen. Darf ich?“

Das Gesicht des Alten verrät keinen seiner Gedanken, als er knapp antwortet: „Greif zu!“ Doch dann, als käme ihm gerade ein Gedanke, fügt er an: „Vor längerer Zeit – ich weiß gar nicht, wie viele Monate das wohl her sein mag – kam ein Trupp hier vorbei auf dem Weg zu der alten Stadt in den Bergen. Es war wohl eine Expide... ach, Expedition, oder so. Sagt dir das was?“

Schweigend nickt die Frau in Schwarz und beginnt, langsam den Eintopf zu essen, der dampfend in der Schüssel vor ihr steht. Erneut nickt sie, dieses Mal anerkennend, woraufhin sie sich ausschließlich auf ihr Essen konzentriert.

Während nun auch der Alte bedächtig beginnt seine Portion zu löffeln, fährt er gedankenverloren zwischen den Bissen fort. „Seltsam war das. Eines späten Nachmittags, kurz vor der Abenddämmerung, kam eine Gruppe Reisender hier entlang. Einige ritten auf Pferden, schwarze Mäntel hatten sie an, so wie du. Andere gingen zu Fuß und führten Lasttiere. Einige Wochen, oder lass es Monate sein, die Zeit rinnt mir aus den Fingern, kamen Soldaten hinterer. Doch du bist die Erste, die zurückkehrt. Was ist geschehen? Sind die anderen noch dort?“

Zögernd blickt die Frau auf, dem Blick des Mannes ausweichend. „Es gab einen Unfall“, antwortet sie kurz, „die Stollen in den Minen sind eingestürzt und haben viele unter sich begraben. Ich konnte mich nur mit Mühe retten. Lange Zeit wusste ich nicht, wo ich war und ich konnte mich nicht bewegen ...“

„Das sieht man“, erwidert der Alte trocken, „du siehst aus, als wärst du mehrfach gestorben, wenn das denn ginge.“ Nach kurzer Unterbrechung fährt er fort. „Verzeih“, entschuldigt er sich hastig, „ich wollte dir nicht zu nahe treten. Ich lebe schon zu lange allein hier oben und man merkt es wohl an meinen Manieren. Aber greif doch zu, du kannst es gebrauchen.“ Mit diesen Worten greift er erneut zur Kelle und schüttet der Frau einen gewaltigen Nachschlag in die Schale.

Beide widmen sich für lange Zeit schweigend ihrem Mahl, während draußen die letzten Strahlen der Abendsonne hinter den zackigen Gebirgskämmen verschwinden und die ersten Sterne am klaren Nachthimmel zu leuchten beginnen.
Als würden sie sich in tiefem Wasser spiegeln, erstrahlen auch am Fuße der Berge, in den Tälern, die vielen kleinen Lichter der größeren Ortschaften.

In der winzigen Berghütte hat der Alte inzwischen die Reste der Mahlzeit weggeräumt, energisch auf die Hilfe der Frau verzichtend. Aus einem kleinen Schränkchen wühlt er neben einer tönernen Flasche zwei kleine Becherchen hervor, die er auf dem Esstisch abstellt. Mit einer feierlichen Geste öffnet er die Flasche und schenkt eine starke, aromatische Flüssigkeit ein. „Das ist mein guter Bergkräuter-Schnaps. Er hält warm in kalten Nächten. Zum Wohl!“ Erwidernd hebt die Frau ihren Becher.

Während die beiden trinken und der Alte immer redseliger wird, verliert die Frau nichts von ihrer kühlen Zurückhaltung, so, als hätte der scharfe Schnaps nicht den geringsten Einfluss auf sie.

Mit wachsender Begeisterung erzählt der Mann nun von seiner Suche nach Gold und Edelsteinen, der Jagd auf Gebirgstiere, dem launischen Wetter der Berge, den reißenden Winden und den verschneiten Wintern, von den ängstlichen Händlern im Tal, die sich um die wenigen Schätze reißen, die er dem Gebirge abringen kann und wie er sich mit den Einnahmen über Wasser halten kann, bis hin zu wiederkehrenden Flüchen über seine unberechenbare Ziege und seinen störrischen Esel, ohne den die Reisen ins Tal und zurück viel mühsamer wären.

Gerade als er beginnt, seinen protestierenden Esel zu imitieren, fällt ihm die Frau ins Wort. „Guter Mann“, sagt sie, „so viel haben Sie nun über das Leben hier erzählt. Bitte erlauben Sie mir zu fragen, was Sie hierher geführt hat.“

„Das, meine Dame, ist eine lange Geschichte, die ich wohl nicht ohne einen guten Schluck erzählen kann. Eigentlich geht dich das nichts an, aber die Stunde ist so weit fortgeschritten und bevor ich einsam hier oben sterbe und sie ungehört mit ins Grab nehme, kann ich sie genauso gut erzählen. Trotzdem möchte ich wissen, wie du hierhergekommen bist. Eine Geschichte für eine Geschichte, das ist der Handel."

Nach kurzem Überlegen nickt die Frau, woraufhin der Alte sich, jeden Moment genießend, bedächtig von seinem Stuhl erhebt. „Es geht gleich los, nur einen Moment, wo ist er gleich? Aaah. Hier! In diesem Schränkchen! Das der richtige Tropfen dafür. Ein guter Brand von den fernen Küsten. Den habe ich von meinem letzten Besuch im Tal mitgebracht. Es kommt mir vor, als sei das vor Jahren gewesen!"

Gefangen in seinem Redefluss schlurft der Alte zu einem staubigen Schränkchen. Die Tür quietscht protestierend beim Öffnen, als wolle sie den Inhalt des Faches nicht preisgeben. Entschlossen überhört der Mann das Geräusch, greift in das Fach und befördert eine mit Korbgeflecht ummantelte Flasche ins flackernde Licht. Beschwingt bewegt er sich zum Tisch und gießt der Frau und sich selbst schwungvoll und großzügig ein, bevor er die Flasche mit einem lauten „Rumms!" auf dem Tisch abstellt und sich umständlich setzt, während er gleichzeitig einen Schluck trinkt.

Die Frau dagegen, unberührt von diesem Schauspiel, wirkt als wäre sie wieder in weite Fernen abgeschweift. Ohne ihr Getränk anzurühren, richtet sie ihre volle Aufmerksamkeit auf den Alten, als dieser von Neuem beginnt zu erzählen, ein interessiertes, scharfes Leuchten in ihren klaren Augen, deren Grau so hell ist, dass es beinahe weiß erscheint.

„Vor langer Zeit, es könnten Jahrhunderte vergangen sein, würde ich so lange leben können, habe ich selbst in einer Stadt gewohnt – in einer großen Stadt am Meer. Ich hatte ein Gasthaus am Hafen, na ja, um ehrlich zu sein, war es eher eine alte Spelunke, in der die Hafenarbei-

ter und Seeleute ihr hart verdientes Geld versoffen haben. Ich hatte zwei Töchter. Von zwei Frauen. Die Kleine war ein hübsches, fleißiges Mädchen, die hat überall geholfen und alles getan, was man ihr aufgetragen hat. Ein braves, gutes Kind. Ihre Mutter war mein Dienstmädchen. Leider ist sie am Fieber gestorben, damals, zur Zeit des langen Winters. Aber ich hatte noch eine ältere Tochter, von einer anderen Frau. Und von was für einer! Wild war sie und niemand konnte ihr etwas sagen. Leider starb sie bei der Geburt. Die Große, die war ganz anders als meine Kleine. Still war sie, aber nicht schüchtern. Manchmal hat sie einen angestarrt, so als würde sie dir direkt in die Seele blicken und dein Innerstes betrachten, so als würde sie einen hüllenlos und ohne Schutz sehen.
Sie hat auch geholfen, keine Frage, aber oft habe ich ihre Blicke gespürt und mich gefragt, was sie wohl sah. Und häufig hatte ich dabei ein Gefühl, als würde ihr Blick mir Schmerzen zufügen, was natürlich Blödsinn ist.
Die beiden Mädchen standen sich sehr nahe und waren unzertrennlich. Aber meine Geschäfte liefen schlecht und ich konnte mich nur mit Mühe und Not über Wasser halten. Oft fragte ich mich, wie ich uns alle durchbringen könnte. Zugegeben, ich war kein guter Vater. Ich habe gespielt, gewettet und auch gerne mein eigenes Zeug getrunken. Dazu kamen die Schulden, so viele, dass mir die Geldeintreiber langsam zu Leibe gerückt sind.

Und da saß eines Abends ein seltsamer Mann im Gastraum. Er war in dunkle Gewänder gehüllt, die etwas altmodisch aussahen und er erschien wie ein Gelehrter und war in meinem Hause völlig fehl am Platz. Er saß nur dort und trank seinen Tee – man stelle sich vor: Tee! Den hatte er sich sogar selbst mitgebracht, so etwas hatte ich gar nicht, sodass er mich nur um heißes Wasser und einen Becher gebeten hat. Er saß da und beobachtete. Den ganzen Abend lang. Und das über eine ganze Woche! Dann fragte er mich eines Abends, kurz bevor ich schließen wollte, ob er mir ein Geschäft anbieten könne. Dagegen hatte ich nichts einzuwenden. So bot er mir eine gute Summe Geld, damit

er meine große Tochter mitnehmen könne. Er faselte etwas Wirres von „Fähigkeiten“ und „großem Potential“ und dass er wisse, wie es um meinen Laden bestellt sei. Und da es wirklich übel aussah, schlug ich ein.

Als meine Große davon erfuhr, sprach sie kein Wort, sondern sah mich nur die ganze Zeit aus ihren durchdringenden Augen an, sodass es mir beinahe körperlich wehtat. Deine Augen erinnern mich ein wenig an ihre, nebenbei bemerkt, nur dass deine um einiges heller sind.

Am nächsten Tag kam der Fremde und nahm sie mit. Lange Zeit sah ich sie nicht wieder.

Doch es wurde nicht besser. Die Seeleute brachten Krankheiten aus fernen Ländern mit. Meine Kleine blieb davon nicht verschont und starb.

Eines Abends stand unversehens die Große in der Tür, in ähnliche aus der Mode gekommene Kleidung gehüllt wie der Mann, mit dem sie fortging. Groß geworden war sie in der Zeit. Nicht nur körperlich. Etwas anderes war an ihr, das ich bis heute nicht in Worte fassen kann.

Sie wollte wissen, wo ihre Schwester sei und wie es ihr ginge. Da musste ich ihr sagen, was geschehen war, woraufhin sie nur wissen wollte, wo sie das Grab finden könne. Wie es mir ergangen war, interessierte sie gar nicht. Aber wir hatten nie ein besonders inniges Verhältnis gehabt. Ich beschrieb ihr, wo sie das Grab auf dem Armenfriedhof finden könne. Darauf starrte sie mich nur an und ich fühlte mich nackt. Plötzlich, ohne Vorwarnung, machte sie auf dem Absatz kehrt und verschwand ohne ein Wort.

Mitten in der Nacht, nachdem ich die letzten Gäste rausgeschmissen hatte, stand sie unversehens in der Gaststube. Sie sah aus, als hätte sie einen Geist gesehen. Sie sprach kein Wort, sondern betrachtete mich nur zornerfüllt, während ihr Tränen über die Wangen liefen. Ich sage dir,

sie ist vor Trauer verrückt geworden! Schweigend ging sie langsam auf mich zu. Ich wusste nicht, was ich tun sollte, und wich zurück. Doch auf einmal war nur noch die Wand hinter mir und es gab keinen Ort, an den ich noch hätte gehen können. Ich bekam schreckliche Kopfschmerzen und dachte, mein Schädel würde zerspringen. Als ich vor Schwäche auf die Knie sank, sah ich wie durch einen Schleier, dass sie ein Messer gezogen hatte. Das Letzte, woran ich mich erinnere, war ein stechender Schmerz in Brust und Bauch und alles wurde schwarz.

Als ich wieder aufwachte, lag ich auf dem Kopfsteinpflaster vor meiner Gaststube. Es war laut und es herrschte ein Tumult, weil mein Haus brannte. Es war aus Stein und es brannte! Nicht nur das Holz, sondern der Stein selbst. Es war so heiß, dass er an einigen Stellen einfach geschmolzen ist. Das konnte man später sehen, als alles vorbei war. An diesem Abend hatte ich alles verloren, nur nicht mein armseliges Leben.

Deshalb bin ich hierhergekommen. Es gibt nichts mehr, was ich verlieren könnte. Meine Frauen sind tot. Genauso wie eine meiner Töchter, während die andere versucht hat mich zu töten und meine Existenz zerstört hat. Dieser Ort hier ist so verloren wie ich selbst es bin. Das Einzige, was ich finde, sind gelegentliche Bröckchen des roten Goldes oder ein paar kostbare Steine, die ich unten im Tal verkaufen kann, um mich mit Dingen zu versorgen, die ich hier oben nicht selbst herstellen kann.

Und so warte ich darauf, dass alles endet. Ich habe keinen Grund mehr zu leben und kann nicht sterben, denn alles was ich versucht habe, führt zu nichts. Es ist wie ein Fluch; mich hält nichts, doch kann ich nicht gehen. Und so lebe ich weiter, Jahr um Jahr, mit Erinnerungen die mich quälen; ich sehe schmelzende Steine, Klingen im Dunkeln und immer wiederdiesen Blick, der mich durchbohrt und mir Schmerzen zufügt, wie ich sie vorher nie gekannt habe. Wie oft stand ich am Abgrund, kletterte dorthin,

wohin niemand sich wagen würde, und stieg in die tiefsten Höhlen hinab? Das ist meine Geschichte."

Zutiefst erschöpft hält der Alte inne, gießt sich erneut Schnaps ein und leert den Becher mit einem einzigen Schluck. Die Frau, die während der gesamten Erzählung aufmerksam zugehört hat, blickt nun wieder durch ihn hindurch. Dann, nach einer Weile, als würde sie aus alten, vergessenen Tiefen zurückkehren, beginnt sie leise und ruhig zu reden. In einem melodischen Singsang spricht sie vor sich hin, die Stimme tief und klar wie ein unterirdischer See, der nie von Wind gestört wurde, geheimnisvoll und in den Bann schlagend:

„Eingehüllt in Glas und Stein,
in Eis, Staub und zerfallendes Gebein,
in Ewigkeit in Dunkelheit stehe ich erstarrt.
Um mich und in mir eine Welt.
Die Zeit vergeht, bis nichts mehr zählt,
bis ich nichts mehr fühle, mich nichts mehr quält.
Ich sehe, doch ich kann nichts sehen.
Ich stehe und kann nicht mehr gehen;
gefangen von mir in mir selbst.

So lebe ich in finsterer Nacht,
träumend, ruhend und doch erwacht,
in alter Kathedralen zerstörter Pracht.
Um mich herum die Felsen fallen,
zerschmettern tiefe, längst vergessene Hallen.
Doch glasummantelt bin ich unversehrt.

Ich denke und erinnere mich,
Blut fließt über mein Gesicht.
Bewahren war einst meine Pflicht,

doch hinfort gerissen wurde ich,
um zu lernen, zu suchen und zu finden,
die Macht zu verwenden
mit meinem Geist und meinen Händen
und selbst spurlos zu verschwinden.

Ich strahle in langer Nächte dunkler Stunde
und zerstöre, indem ich erhalte,
ich verbrenne, indem ich erkalte
und trage in mir eine unheilbare Wunde,
die mich hält und die mich quält,
mich vorantreibt, bis nichts mehr zählt
auf der Suche nach verbotener Kunde,
die mich stärkt und die mich stählt.

Was ich suchte, fand ich, und noch mehr.
Verzweiflung, Angst und Entsetzen,
Wissen um Massen tödlich zu verletzen,
Reiche zu stören, Herrscher zu brechen,
und die Weltordnung selbst zu schwächen.
Noch nie wog Wissen derart schwer.

Und dann, ich weiß nicht, was geschah,
spürte ich Blut und Schmerz im Lichterschein;
ich blickte um mich und ich sah
mich eingehüllt in Glas und Stein."

Als die Frau geendet hat, verfällt sie wieder in tiefes Schweigen und Stille senkt sich über den Raum. Ohne einen Laut zu verursachen, schaut sie sich mit ihren hellen Augen im Raum um und lässt ihren Blick lange Zeit auf dem Alten ruhen. Nichts ist zu vernehmen, bis auf das gleichmäßige, schwere Atmen des in den Schlaf gefallenen Mannes und das gelegentliche Knacken der Holzscheite im Kamin, in dem das Feuer beinahe erloschen ist.

Langsam erhebt sich die Frau, geht auf den Mann zu und, sanft und mit einer erstaunlichen Kraft, die man ihr nicht zugetraut hätte, stützt sie den Alten, der kurz im Halbschlaf unverständlich vor sich hin murmelt, und sich von ihr hinter die Regalwand führen lässt, die den Raum in zwei Teile trennt, wo sie ihn auf sein Bett legt. Beinahe sanft deckt sie ihn zu und streicht, ein paar unbekannte Worte flüsternd, mit der Hand über seine Augen. Vorsichtig und lautlos geht sie zum Feuer, legt ein paar Holzscheite nach und nimmt schließlich auf ihrem Stuhl Platz, während sie in die Flammen starrt und draußen der Mond in voller Pracht über den Berggipfeln erleuchtet wird.

Am nächsten Morgen verlässt die Frau die Hütte früh. So müde und kraftlos ihr Gang am Abend zuvor erschien, umso beschwingter und kraftvoller ist er nun. Würde man es nicht besser wissen und es gänzlich für unmöglich halten, würde man meinen, dass auch ihr Gesicht frischer und nicht mehr so eingefallen erscheint. Die Schatten unter ihren Augen haben, wie nach vielen erholsam durchgeschlafenen Nächten, deutlich an Intensität verloren, die Augen blinzeln hellwach und klar in der Morgensonne.

Weiter bergab führt ihr Weg. Sie überquert die abenteuerlich aussehende Brückenkonstruktion über den rauschenden Wildbach und verschwindet nach einiger Zeit in dem kleinen Nadelwäldchen, durch das der Bergpfad führt.

Die Luft ist klar und frisch an diesem Morgen, mit einer Andeutung von Frost. Am blauen, wolkenlosen Himmel geht die Sonne strahlend hinter den Bergwänden auf und taucht die Gipfel in triumphierendes Gold. Es ist wieder Tag.

Einige Tage später erreicht ein einsamer Händler die Hütte des Alten. Er ist der Einzige, der das Wagnis auf sich nimmt und wie jeden Herbst

kurz vor dem ersten Schneefall in das Gebirge kommt, um mit dem Alten Bodenschätze gegen Nahrung einzutauschen.

Doch dieses Mal ist es seltsam ruhig. Kein Eselsgeschrei ist zu vernehmen und auch von dem Alten, der sonst um diese Zeit für gewöhnlich draußen beschäftigt ist, fehlt jede Spur.

Der Händler bindet seine beiden Lasttiere an und klopft an die Tür. Als keiner antwortet, öffnet er diese vorsichtig und betritt die Hütte.

Innen ist es ordentlich und aufgeräumt. Selbst der Kamin, in dem eigentlich ein wärmendes Feuer lodern sollte, ist gereinigt. Unsicher geht der Händler in den hinteren Teil des Raumes. Sein Blick fällt kurz auf den Schreibtisch, der ebenfalls aufgeräumt ist. Tintenfass und Feder liegen ordentlich über einem beschriebenen Blatt Papier. Irgendein Edelstein liegt darauf.
Doch sein Augenmerk wird unwillentlich von dem Bett angezogen, das hinter der Regalwand steht. Zögernd und widerstrebend nähert sich der Händler, bis ihn sichtlich ein Schreck durchfährt, der ihn zusammenfahren und zurücktreten lässt.

Auf dem Bett liegt eine Gestalt, die einmal der Alte gewesen sein mag. Doch ist er kaum zu erkennen, denn starr und eingefallen sieht er aus, geradezu vertrocknet, als sei ihm das Leben auf einen Schlag entwichen, während sein Körper, wie seit Jahrhunderten im Eis konserviert, hier zurückgeblieben ist.

Von Grauen gepackt weicht der Händler weiter zum Schreibtisch zurück. Er stößt unsanft dagegen, ringt nach Halt und wirft aus Versehen das Tintenfass herunter, das klirrend auf dem Boden zerschellt. Aufgeschreckt von dem Geräusch fährt der Händler herum, sein Blick fällt auf den Schreibtisch und bleibt an dem ungewöhnlich gleichmäßig

geformten Kristall hängen, grau-weißlich bleich schimmernd.
Darunter auf dem Blatt Papier liest er, geschrieben in einer ungewöhnlich verschlungenen Schrift, die wenigen Worte:

„Eine Geschichte für eine Geschichte und ein Leben für ein Leben."

KIRSTIN KARÁTH

Ich denke mir Geschichten aus, seitdem ich dazu bewusst in der Lage bin und auch sonst zeichne, gestalte und modelliere ich, „was das Zeug hält“, wovon mich selbst das Jurastudium nicht abhalten konnte. Am 12. November 1981, an einem der in diesem Monat seltenen verschneiten Abende, geboren, lebe ich mit meiner Familie in Göttingen.

Für mein Leben gerne lese ich beinahe alles, was mir in die Finger kommt und bin froh, wenn ich selbst etwas zu den unzähligen Geschichten „da draußen“ beitragen kann. Es gibt nichts Schöneres, als etwas zu erschaffen, denn Kreativität zählt zu den wenigen Dingen, denen keine Grenzen gesetzt sind.

Wer mehr über mich erfahren möchte, findet mich auf Facebook.

Das Schloss im Wald

Franziska Fait

Im Jahr 2008 war das Herrenhaus Rosenfels bis auf die Grundmauern niedergebrannt. Ich hatte mich nie wirklich mit dieser Geschichte auseinandergesetzt, doch es passte zu der unheimlichen Atmosphäre, die bis heute über der alten Ruine im Wald liegt. Wenn ich an Geister geglaubt hätte, wäre dies definitiv der Ort gewesen, an dem ich sie vermutet hätte. Geheimnisse zogen mich fast magisch an und so war der Wald schon immer mein Lieblingsort gewesen. Wann immer ich zu meiner Universität in die Stadt aufbrach,

vermisste ich die Ruhe und den Schatten der Bäume. Ich hatte vor nunmehr zwei Jahren mein Biologiestudium begonnen, aus dem einfachen Grund, dass ich nicht wusste, was ich sonst tun sollte. Ich war immer eine gute Schülerin und hatte am Ende sogar einen Durchschnitt von 1,0 erreicht, auch wenn ich das nicht jedem unter die Nase rieb. Ich konnte einfach nicht mehr hören, wie mir jeder einzelne Mensch auf dieser Erde riet Medizin oder Jura zu studieren. Was sollte denn die Welt mit einer Ärztin, die noch nicht mal Blut sehen konnte?! Außerdem dachte ich dann immer mit einem Grinsen, dass ich doch die Mäuse aus dem Labor befreien würde, bevor sie für irgendwelche wissenschaftlichen Verfahren getötet würden. Ich fand das grausam und hätte es nie im Leben übers Herz gebracht.

Dann also Biologie, eine meiner beiden Leidenschaften. Die Andere bestand darin, mich mit einem dicken Wälzer in meinem Zimmer zu verkriechen und tage- und nächtelang nur zu lesen. Das wurde allerdings meist durch meine Mutter verhindert, welche der Meinung war, dass ich zu viel Zeit in fiktiven Welten verbrächte. „Du verlierst völlig den Bezug zur Realität. Triff dich mit Freunden, geh zu Partys, sei mal ein richtiger Student!“, pflegte sie zu sagen. Vielleicht nicht das, was die meisten Mütter ihren Kindern raten, doch ich hörte diese Sätze ständig. Also nahm ich bald meine geliebten Fantasy-Bücher mit in den Wald, um sie dort zu lesen, mit dem Vorwand Hausaufgaben zu machen oder etwas für eine Präsentation vorzubereiten. Meine Mutter musste ja nicht alles wissen … Mein Studium kam trotzdem nicht zu kurz, denn obwohl es für mich nicht gerade die Erfüllung meines Lebens darstellte, konnte ich mein anerzogenes Pflichtbewusstsein nicht einfach abstellen. Ich erledigte die Arbeit einfach schneller, denn die Aussicht auf einen Roman oder ein Gedicht danach verlieh mir immer genügend Motivation. Dagegen konnte die ganze Theorie unserer Seminare nicht bestehen und das Meiste, was ich über mein Spezialgebiet, die Flora und Fauna der Gegend, wusste, hatte ich mir selbst angelesen.

Auch an diesem Sommernachmittag war ich dem Trubel der Stadt wieder entflohen, meine Schultasche über der einen Schulter und ein Buch

in meiner Hand. Als ich meinen geheimen Platz im Wald erreichte, war es bereits Nachmittag. An ein paar Stellen waren die Bäume lichter und fahle Sonnenstrahlen drangen vereinzelt bis zum Boden. Ich machte es mir in der Astgabel einer Buche bequem, sodass einer der Strahlen genau auf mein Buch fiel, ein anderer auf meine Haare und ein paar streiften meine Arme und Beine. Ich bildete mir ein, sie würden mich malen, hier in meinem geheimen Rückzugsort, und ein Teil von mir würde auf diese Weise immer auf diesem Baum sitzen, träumen und die Stille genießen.
Obwohl es im Wald ja eigentlich nie still war. Ich erkannte die Rufe von Rotkehlchen und Buchfinken, hörte in der Ferne einen Specht klopfen und hinter mir im Gebüsch ein Rascheln, das von einem Eichhörnchen oder Kaninchen stammen mochte. Einmal hatte ich sogar Glück gehabt und ein Reh war auf meine versteckte Lichtung getreten. Ich hatte dagesessen wie versteinert und mich an der Ruhe und Sanftheit des Tieres erfreut, das friedlich angefangen hatte zu grasen. Dieser Ort war mein Paradies.
Lächelnd wandte ich meine Gedanken nach einiger Zeit von der Betrachtung der Natur ab und meinem Buch zu. Es war Zeit für ein bisschen Magie, dachte ich mir und vertiefte mich in die Worte.

Ein Schnauben ließ mich auffahren. Überrascht ließ ich die Hände sinken. Was konnte das bedeuten? Es hatte sich noch nie ein Reiter hierher verirrt. Leise schloss ich mein Buch und lauschte. Als das Pferd endlich zwischen den Bäumen erschien, war ich sofort gebannt von seiner Schönheit.
Sein tiefschwarzes Fell glänzte silbrig im Licht und nur seine Stirn zierte eine weiße Blesse in Form eines Sterns. Es war schlank und stark und obwohl seine Augen sanft blickten, ging von ihnen eine große Energie aus. Dieses Pferd war etwas Besonderes, das sah ich sofort. Ein Araber vielleicht! Ich hob den Blick, um zu sehen, was für ein Reiter sich solch ein Tier leisten konnte und stutzte. Der Hengst trug edles Zaumzeug und war gesattelt, doch von einem Reiter fehlte jede Spur. Verwirrt blickte ich mich um. Wie um alles in der Welt war ein solches Tier hierher gelangt, noch dazu allein. Aus Angst das Pferd zu erschrecken, ließ ich mich nur ganz langsam von meinem Platz zu Boden gleiten und ging näher heran.

Ich redete beruhigend auf das Pferd ein und streckte meine Hand vor, um es an meinen Geruch zu gewöhnen. Schon lange war ich nicht mehr reiten gewesen, denn obwohl ich als Kind meine Reiterferien liebte, hatte ich seitdem weder Zeit noch Geld für regelmäßige Reitstunden gehabt. Doch der Rappe blieb ganz ruhig und ließ zu, dass ich zu ihm kam. Bald streichelte ich seinen Hals und fühlte seinen warmen Atem auf meinem Arm. Er war einfach perfekt. Plötzlich hatte ich das unbändige Bedürfnis aufzusteigen und fortzureiten, weit weg von allem. Einfach nur den Wind in meinen Haaren spüren und meine Seele fliegen lassen.

Nach einem letzten zögerlichen Umschauen nach dem Besitzer, trat ich auf seine Flanke zu. Das Pferd war groß, doch nicht zu hoch, um ohne Hilfe aufzusteigen, und so schwang ich mich in den Sattel. Vielleicht konnte ich reitend den Besitzer ausfindig machen? Ich würde auf jeden Fall in kürzerer Zeit einen weiteren Umkreis absuchen können.

Nach dieser Überlegung wollte ich gerade nochmal absteigen, um meine Habseligkeiten aus dem Baum zu holen, da klingelte mein Handy. Sofort hob das Tier den Kopf, legte die Ohren an und preschte los. Geistesgegenwärtig klammerte ich mich am Sattelknauf fest und konnte nichts tun, als zu versuchen das Gleichgewicht zu halten.

Auf solch einen Ritt war ich ganz und gar nicht vorbereitet gewesen und ich hatte entsetzliche Angst und Schuldgefühle. Was hatte ich nur angerichtet? Doch obwohl das Tempo mir weiterhin den Atem nahm, legte sich meine Panik und ich begann sogar es zu genießen. So musste es sich anfühlen zu fliegen! Es war unglaublich. Wir schienen eins zu sein mit dem Wald und dem Wind, mit der Sonne und der Zeit.

Es dauerte nicht allzu lange, da erkannte ich, wohin das Pferd seine Schritte lenkte. Tatsächlich hielten wir bald vor dem Tor der alten Burg. Ich war erleichtert, denn endlich konnte ich Luft holen und wusste nun auch wieder, wo wir waren. Wenn ich Glück hatte, konnte ich das Tier beruhigen und in gemäßigtem Tempo zu meinem Baum zurückführen. Bevor ich allerdings wenden konnte, schwang das große Holztor mit einem Knarren auf und ein Junge stand vor mir. Er mochte vielleicht 12 Jahre alt sein, trug aber sehr feine Kleidung, die so gar nicht zu seinen

wuscheligen braunen Haaren passen wollte. Sobald er uns sah, griff er nach den Zügeln und starrte mich wütend an.
„Geh sofort runter. Gladius ist mein Pferd!“ Seine Augen sprühten Funken, sein Mund wirkte verkniffen und seine Haltung war angespannt. Überrascht konnte ich ihn für einen Moment nur anstarren. Dieses Anwesen war verlassen, eine Ruine! Ich war schon oft daran vorbeigekommen und noch nie hatte ich irgendein Lebenszeichen bemerkt. Oft hatte ich mich gefragt, warum es dort stand und was aus den Bewohnern geworden war, doch stets hatte das eine oder andere Buch mich wieder von dem Gedanken abgelenkt, sodass ich immer vergessen hatte es nachzuschlagen.
Viel zu spät erinnerte ich mich daran, wo ich war und brachte schließlich heraus: „Ich ... äh ... ich hab nur ... ich meine, Entschuldigung! Das wusste ich nicht ...“ Der Junge machte den Mund auf, wohl um mich erneut aufzufordern abzusteigen, als eine zweite Person durch das Tor trat.
Diesmal handelte es sich um einen jungen Mann, vielleicht ein paar Jahre jünger als ich selbst. Auch er sah gepflegt aus, als würde er zu einer Gala gehen statt hier in einer Burgruine im Wald zu stehen. Er war hochgewachsen und schlank und seine etwa schulterlangen dunklen Haare waren zu einem Pferdeschwanz gebunden. Seine bernsteinfarbenen Augen blickten mich freundlich, doch forschend an. Er sah einfach unglaublich gut aus.
Ernst trat er auf uns zu und nahm seinem Bruder die Zügel aus der Hand. „Wie redest du denn mit einer Dame, Arthur? Entschuldige dich bei ihr.“
„Aber ... sie hat mein Pferd gestohlen!“ Der Junge, Arthur, starrte den Älteren ungläubig an. Dieser hob eine Augenbraue. „Ist sie denn davongeritten?“ Zerknirscht verneinte Arthur dies und sah mich grimmig an. Das brachte mich wieder zur Vernunft und hastig stieg ich ab. „Verzeihung, ich wollte ihn nicht stehlen. Er stand auf einmal da. Ich dachte nur, vielleicht sucht ihn jemand, und da bin ich aufgestiegen. Auf einmal ist er losgerannt und ich ...“ Ich merkte, dass ich faselte und brach ab. Entschuldigend trat ich von Gladius zurück und ließ den Kopf sinken.

Sofort riss Arthur die Zügel wieder an sich und nach einem letzten grimmigen Blick auf uns beide marschierte er mit dem Pferd am Zügel durch das Tor. Auf einmal war ich mir meines Erscheinens schrecklich bewusst. Wie so oft hatte ich bequeme Kleidung gewählt und nicht sonderlich auf mein Äußeres geachtet. Ich trug Jeans, ein weites grünes T-Shirt mit der Aufschrift „Born to be free“ und einzelne rostrote Haarsträhnen hatten sich aus meinem Zopf gelöst. Natürlich hatte ich heute Morgen auch nicht daran gedacht Make-up aufzulegen und wahrscheinlich sah man meinen blauen Augen die Müdigkeit deutlich an.
In diesem Moment wollte ich nichts anderes, als mich mit einem knappen „Danke“ zu verabschieden und in den Wald zurückzurennen. Doch als ich den Kopf hob, sah ich, dass er mich lächelnd betrachtete und vergaß mein Vorhaben. Schließlich ergriff er das Wort.
„Ich muss mich für meinen Bruder entschuldigen. Er hat noch nicht gelernt, wie man mit einer Dame spricht.“ Bei diesen Worten zwinkerte er mir zu und ich sah Humor hinter seiner höflichen Fassade aufblitzen.
„Ich bin übrigens Jason“, fügte er nun lockerer hinzu und streckte mir seine Hand entgegen. „Marie ...“, entgegnete ich zögerlich und zog hastig einen Zweig aus meinen Haaren, bevor ich sie ergriff. Er lachte. „Lass nur, du wirkst damit ziemlich wild und das meine ich als Kompliment.“ Ich errötete und sein Lächeln wurde noch breiter.
Für einen Augenblick hatte ich den Eindruck, eine kleine halbmondförmige Narbe auf seinem Handballen zu sehen. Sie sah ähnlich aus wie die, die ich seit meiner Geburt auf der rechten Hand trug. Bevor ich dem jedoch nachgehen konnte, riss mich seine Stimme aus meinen Gedanken.
„Also, Marie, möchtest du nicht eintreten? Ich würde zu gern erfahren, wie du auf dem Rücken von Gladius gelandet bist. Mein Bruder war ja außer sich!“ Er kicherte und ich merkte, wie ich mich in seiner Gegenwart entspannte. Er war so ungezwungen, wenn er die höflichen Manieren abgelegt hatte, und ich mochte ihn auf Anhieb. Ich erwiderte sein Lächeln und nach kurzem Zögern ergriff ich seinen Arm und folgte ihm durch das Tor.

Der Anblick, den ich nun vor mir hatte, versetzte mich in Erstaunen. Wir gingen über einen großen gepflasterten Hof auf ein prächtiges Anwesen zu, dessen Dächer im Licht der Nachmittagssonne kupfern glänzten. Soweit ich es feststellen konnte, bestand es aus einem Haupthaus und zwei Seitenflügeln sowie einem Turm, der aus einem hinteren Teil des Gebäudes aufragte. Die Fassade war gelb gestrichen und das ganze wirkte ungemein freundlich und einladend.

Auf unserem Weg kamen wir an prächtigen Blumenbeeten vorbei sowie an einem eleganten überdachten Pavillon und einem etwas altmodisch wirkenden Ziehbrunnen. Das Torhaus lag nun hinter uns und auf der rechten Seite befanden sich mehrere aneinandergrenzende Gebäude. Dem Wiehern und Scharren nach zu urteilen, waren dort wohl mehr Pferde als nur Gladius untergebracht.

Jason erriet meine Verblüffung und ließ mir schweigend Zeit alle Eindrücke in mich aufzunehmen. Statt die Treppen zum Haupteingang zu nehmen, führte er mich links am Gebäude vorbei und weiter auf das Gelände. Nicht einen Moment lang beschlich mich Angst oder Zweifel, einem Fremden in sein Heim zu folgen.

Was mich allerdings doch beschäftigte, war die Tatsache, dass dies hier eine Ruine sein sollte. Jahrelang war ich fast täglich an den kalten, verwitterten Steinmauern entlanggelaufen und hatte immer eine unergründliche Traurigkeit verspürt. Das Anwesen war ohne Zweifel verlassen gewesen.

Ich erinnerte mich dunkel, gelesen zu haben, dass das Haus vor ungefähr zehn Jahren zerstört worden war, doch mir fiel beim besten Willen nicht mehr ein, wann oder wie. Seitdem stand es verlassen dort und kaum einer erinnerte sich daran oder sprach noch davon. Die Natur hatte sich das Land längst zurückerobert. Wie also hatte Jasons Familie das Anwesen innerhalb von wenigen Tagen wieder aufbauen können? Ohne, dass ich aus irgendeiner Quelle davon gehört hätte?

Jason unterbrach meine Grübeleien, indem er mich am Ärmel zupfte. „Sieh, da ist Patrick, unser Gärtner." Auf der Veranda eines kleinen Hauses sah ich einen älteren Herrn sitzen, der genüsslich seine

Pfeife rauchte. Zur Begrüßung tippte er an seinen Hut, während Jason ihm zuwinkte und ich nur schüchtern lächelte. Diese Familie hatte sogar einen Gärtner! Bei solch einem Anwesen hätte ich mir das wahrscheinlich denken können, doch die Annehmlichkeiten des Reichtums machten mich immer wieder stutzig.

Schließlich steuerte Jason auf eine Bank zu, die halb versteckt hinter ein paar Rosenbüschen lag. Wir setzten uns und sofort war ich umgeben vom angenehm süßen Duft der Blüten und ihrer strahlenden Farbenpracht. „Es ist so wunderschön hier", brachte ich bewundernd hervor. „Nicht wahr?", fragte er lächelnd. „Das hier ist mein Lieblingsplatz. Ich komme oft hierher, um nachzudenken oder einfach nur um allein zu sein. Natürlich nur so lange, bis mein Bruder mich findet."
Ich liebte sein Grinsen. Die Art, wie er über seinen Bruder sprach, zeigte mir deutlich, wie gern er ihn hatte und gleichzeitig waren in seiner Stimme unverkennbar Ironie und gespielte Ungeduld zu hören. Ich grinste zurück und auf einmal wollte ich ihm alles erzählen. „Ich habe auch einen Lieblingsplatz, im Wald ..."
Obwohl ich mich sehr über seine Aufmerksamkeit freute, behielt ich doch einige Details für mich, so zum Beispiel meine Verwunderung, dass dieses Anwesen auf einmal bewohnt war. Ich wollte nicht als Dummkopf dastehen, falls diese Nachricht schon seit einiger Zeit in allen Medien kursierte, während ich wieder einmal nur in meinen Buchwelten lebte. So antwortete ich auf seine verwunderte Bemerkung, er hätte mich hier noch nie gesehen, nur, dass ich meistens nur in Gesellschaft des Waldes und meiner Bücher lebte und versuchte, Partys und andere Versammlungen zu vermeiden.

Es dauerte einige Zeit, Jason meine Geschichte zu erzählen, denn er unterbrach mich immer wieder. Es erstaunte mich, dass für ihn jedes Detail wichtig war und er fragte nicht nur nach den Rufen der Vögel auf meiner Lichtung, sondern auch nach dem Spiel der Sonnenstrahlen und Farben der Blätter. Ich hatte das Gefühl, als würde er vor seinem inneren Auge

ein Bild von mir in meinem Baum malen und die Vorstellung gefiel mir. Als ich von meinem Ritt erzählte, lachte er. „Ja, Gladius rennt wie der Teufel. Er ist wahrscheinlich das beste Pferd in unserem Stall, nach meinem natürlich!“ Wieder zwinkerte er mir zu und unwillkürlich rückte ich ein kleines Stück näher zu ihm. Er bemerkte es natürlich und ich errötete erneut, doch als ich wieder von ihm abrutschen wollte, hatte er bereits seinen Arm um mich gelegt.
Eine einfache Berührung, nichts weiter, doch für mich war sie so viel mehr. Meine Haut kribbelte, wo er sie berührte. Seine Nähe verwirrte mich. Natürlich war ich vorher schon verliebt gewesen, immerhin war ich 22 Jahre alt, doch noch nie hatte ich so etwas Intensives gespürt und vor allem noch nie nach so kurzer Zeit. Doch alles an diesem Ort schien irgendwie rätselhaft, magisch, und er war ein Teil davon.
Am liebsten wäre ich für immer dortgeblieben, neben Jason auf der Bank zwischen den Rosen, doch die Zeit verging schnell und bald kam die Dämmerung. „Jason?“, fragte ich. „Ja, Marie?“ „Würdest du mir dein Pferd zeigen, das noch schneller ist als Gladius?“ Er wirkte überrascht, doch dann freute er sich an meinem Interesse. „Natürlich, sehr gerne.“
Ich bedauerte fast, die Frage gestellt zu haben, als er seinen Arm zurückzog und aufstand. Dann reichte er mir die Hand und zog mich auf die Beine. „Hier entlang, meine Dame.“ An seinem Arm führte mich Jason um das Haus zurück zum Tor und den benachbarten Ställen. Patrick, der Gärtner, war inzwischen verschwunden.
Eines der Fenster im Westflügel stand offen und von drinnen drang das gleichmäßige Klimpern eines Klaviers. Kurz darauf mischte sich die leise klagende Melodie einer Violine in die Musik. Jason bemerkte meinen fragenden Blick. „Das sind meine Eltern. Sie musizieren gerne zusammen, wenn auch viel zu selten. Sie haben ja viel zu tun mit ihrer Firma ...“
Ich nickte nur. Jetzt war kaum der richtige Zeitpunkt zuzugeben, dass ich noch nie von seiner Familie oder der angesprochenen Firma gehört hatte. Für ihn schien das selbstverständlich zu sein und so beließ er es bei dieser Auskunft.

Bald darauf erreichten wir die Ställe. Ich gestand es mir selbst nicht ein, doch ich war erleichtert, dass Arthur inzwischen gegangen war und mir mehr Zeit allein mit Jason blieb. Wir betraten ein lichtdurchflutetes langes Gebäude, in dem ich sechs Pferde erkennen konnte. Zwei temperamentvolle Braune standen uns am nächsten und schnaubten, als wir eintraten. „Diese beiden gehören meinen Eltern und diese hier", er zeigte auf eine hellbraune Stute und einen Schecken, „sind üblicherweise für Besucher. Gladius kennst du ja schon und das hier ist mein Hektor."
Mit diesen Worten zeigte er auf einen Schimmel, der ganz am Ende des Stalles stand und mit den Hufen stampfte. Er unterschied sich von Gladius wie Tag und Nacht und sein Fell strahlte. Würde ich je einem Einhorn begegnen, dachte ich, würde es so aussehen. Gleich darauf musste ich über meinen eigenen Gedanken schmunzeln.
Inzwischen hatte Jason das Pferd herbeigerufen und stand neben ihm in der geöffneten Box. „Komm ruhig herein, Marie. Hektor mag der Kräftigste und Schnellste sein, doch er ist ebenso ausdauernd und geduldig."
Das musste er mir nicht zweimal sagen. Ich war wie gebannt von der Schönheit des Tieres und wollte es unbedingt berühren. Ich streckte die Hand aus und streichelte das weiche Fell.
Jason musterte uns stolz. „Ihr scheint euch ja gleich angefreundet zu haben!" „Er ist so wunderschön!" „Ich weiß!", antwortete Jason zwinkernd. „Möchtest du ihn einmal reiten?" Das überraschte mich. „Ich? Aber ich habe nicht so viel Erfahrung mit Pferden und er ist doch dein Pferd!"
Da kam mir noch ein Gedanke. „Außerdem ... Ich möchte nicht, aber es wird schon dunkel und ich denke ich sollte nach Hause zurückkehren", fügte ich traurig hinzu.
Er überlegte einen Moment. „Wir könnten die Pferde nehmen und zurück zu deinem Baum reiten! Dann würden wir beides miteinander verbinden." Sofort hellte sich meine Miene auf. „Jason, das würdest du tun? Das wäre großartig!" „Na dann, los. Gladius oder Hektor?" Verschmitzt grinste ich ihn an. „Hektor." „Gut. Komm mit, ich zeige dir, wo die Sättel sind."

Eine kurze Zeit später saßen wir beide im Sattel. Es fühlte sich seltsam an, nun auf einer Höhe mit Jason zu sein, denn Hektor war ein kleines Stück größer als Gladius. Meine Gewissensbisse gegenüber Arthur wurden schnell zerstreut, denn Jason lachte nur und meinte, sein kleiner Bruder würde ihm schon verzeihen, dass sie sein Pferd abermals entführten. So ritten wir aus dem Tor hinaus in den Wald und erst jetzt merkte ich, wie dunkel es tatsächlich schon war. Wir galoppierten nicht, sondern ließen die Pferde nebeneinander laufen, um mehr Zeit zum Reden zu haben.
Viel zu bald erreichten wir den Baum, in dem ich meinen Rucksack zurückgelassen hatte. Anscheinend war niemand hier vorbeigekommen, denn alles schien noch so wie früher. Als ich es nicht länger herauszögern konnte, stieg ich ab und Jason tat es mir nach. Ich überreichte ihm die Zügel.
„Danke für alles! Ich hatte einen wundervollen Tag ..." „Ich danke dir", entgegnete er lächelnd und dann beugte er sich vor und küsste mich auf die Wange. Mein Herz setzte einen Schlag aus und begann dann wild zu klopfen, doch Jason hatte sich bereits von mir gelöst und war aufgestiegen, diesmal auf sein eigenes Pferd.
„Wann sehe ich dich wieder?" Die Frage rutschte mir einfach so heraus und ich hätte mir am liebsten die Zunge abgebissen. Wieder einmal entging Jasons Aufmerksamkeit nichts. Er kam herangeritten, nahm meine Hand in seine und schaute mir ernst in die Augen. „Du kannst mich jederzeit besuchen kommen." Dann lächelte er wieder, wendete die Pferde und sprengte mit einem Abschiedsgruß davon.

Schon fast ein Jahr ist vergangen, seit ich an Jasons Seite das Schloss im Wald betreten habe. Seitdem habe ich oft an ihn gedacht und mich an unsere gemeinsame Zeit erinnert. In der Nacht hatte ich noch lange wach gelegen und seinen Kuss auf meiner Wange gespürt.
Natürlich konnte ich es kaum erwarten, am nächsten Tag wieder in den Wald zu gehen. Ich hatte mein Wollkleid sowie einen Mantel aus meinem

Kleiderschrank gefischt und meine Haare hochgesteckt. Voller Vorfreude lief ich doppelt so schnell wie sonst und vergaß in der Eile sogar ein Buch mitzunehmen. Als ich jedoch beim Schloss ankam, war es verlassen.
Alles war wie zuvor. Im Wald stand eine dunkle verwahrloste Ruine. Das Tor war verschlossen und niemand kam vorbei oder schien sich dafür zu interessieren. Es gab keine Spur von Jason, Arthur oder ihren Eltern. Verwirrt setzte ich mich vor das Tor und versuchte meine Gedanken zu ordnen.
Wenn ich versuchte, die Geschehnisse mit Logik zu ergründen, dann war dieses Haus schon seit langem verlassen und ich hatte mir die Begegnung mit Jason nur eingebildet. Vielleicht war es auch einer meiner lebhaften Träume gewesen? Manchmal erdachte ich im Schlaf ganze Geschichten und hatte mir oft überlegt, auf dieser Grundlage Bücher zu schreiben, aber so realistisch hatte es sich noch nie angefühlt.
Doch egal ob Traum oder Vision, die Wirklichkeit sah anders aus und ich musste mich damit abfinden, dass ich Jason nicht wiedersehen würde. Schlimmer, dass es ihn gar nicht gab und nie gegeben hatte. Ich fing leise an zu weinen.

Die Hoffnung stirbt bekanntlich zuletzt und so ging ich am Anfang weiterhin jeden Tag am Schloss vorbei zu meinem Baum, um dort zu lesen, doch alles blieb unverändert. Ich konnte mich nicht einmal auf die Geschichten konzentrieren, die ich sonst so liebte. Einmal kletterte ich sogar über die Mauer und stahl mich auf das Anwesen, doch was ich sah, erschreckte mich zutiefst. Alles, was übriggeblieben war, waren die Grundfesten des Haupthauses und die eingefallenen Ruinen der Ställe. Von Patricks Gärtnerhäuschen fehlte jede Spur und keine einzige Blume blühte in dieser trostlosen Wildnis.
Eine lange Zeit kehrte ich nicht mehr zurück in den Wald. Da ich jedoch dem Drang nicht widerstehen konnte, brachte ich nun meine Zeit stattdessen am Computer zu und recherchierte alles, was ich über das Anwesen und seine Bewohner finden konnte.
In alten Zeitungsartikeln wurde ich schließlich fündig: „Am 17. Juli 2008

brannte das Herrenhaus Rosenfels bis auf die Grundmauern nieder. Bei der Tragödie kamen die Besitzer des Anwesens, das Ehepaar Hellas, sowie ihre beiden Söhne, 12 und 18, ums Leben. Die Ursache des Brandes ist noch ungeklärt, Brandstiftung wird nicht ausgeschlossen."
Ungläubig starrte ich auf den Bildschirm. Jason sollte tot sein? Und Arthur auch? Seit nunmehr zehn Jahren? Ich musste schlucken, denn ich hatte plötzlich einen Kloß im Hals. Panisch suchte ich weiter, doch ich fand keine weiteren Informationen mehr und da der Fall nie hatte aufgeklärt werden können, fiel das Ganze in Vergessenheit.
Bestimmt gab es für all das eine logische Erklärung. Ich hatte vielleicht irgendwo gelesen, was dort geschehen war, und daraufhin hatte mein Unterbewusstsein mir im Traum einen Streich gespielt. So etwas kam vor! Und obwohl das durchaus sein könnte, konnte ich jenen Tag doch nie vergessen. Ich sehnte mich nach Jasons ungezwungener Gesellschaft und zog mich nun nur noch mehr von meinen Kommilitonen zurück.
Schließlich jedoch lernte ich diese Erinnerungen aus meinem Kopf zu verbannen und versuchte mich auf mein Studium zu konzentrieren. Im Juli musste ich meine Bachelorarbeit abgeben und bis dahin hatte ich noch viel zu tun. Tagsüber arbeitete ich hart und fand neben den ganzen Aufsätzen und Hausarbeiten wenig Zeit in den Wald zu gehen. Nur nachts im Traum sah ich bisweilen seine Augen aufblitzen, wie er im Schatten des Waldes auf seinem weißen Hengst saß und dann erlaubte ich mir von ihm zu träumen.

Bald war es auf den Tag genau ein Jahr her, seit ich das Schloss betreten hatte. Ich hatte eigentlich nicht vorgehabt hinzugehen, um nicht wieder enttäuscht zu werden, doch ich gab meinem Wunsch ihn wiederzusehen eine allerletzte Chance. Wäre er heute nicht da, würde er nie kommen.
Unschlüssig wählte ich einen längeren Weg, um Zeit zum Nachdenken zu haben, ehe ich mich dem Anwesen näherte. Dieser führte mich zuerst an meinem Baum vorbei. Da ich kein Buch mitgenommen hatte, wollte ich schon vorbeigehen, da fiel mir im Augenwinkel ein Farbtupfer auf. Da hier auf dieser Lichtung keine Blumen blühten, musste es sich um

etwas Anderes handeln. Interessiert ging ich näher heran. Da, wo ich sonst immer zum Lesen saß, lag nun eine wunderschöne rote Rose. Ich nahm sie voller Staunen. War dies ein Zeichen? Hatte Jason sie mir hiergelassen? Oder war alles nur ein Zufall und ich ließ mein Herz wieder meine Gedanken leiten? Kurzentschlossen nahm ich die Rose und machte mich auf in Richtung des Anwesens. Ich rannte fast, denn ich konnte es kaum erwarten dort anzukommen.
Tatsächlich stand das Tor offen und auf einem Baumstumpf davor hockte Jason. Als er mich hörte, hob er den Blick und sofort verzauberte sein Lächeln mich aufs Neue. Er sprang auf und kam auf mich zu.
„Da bist du ja! Ich hatte schon geglaubt, du hättest mich vergessen. Als ich nach einer Woche nichts von dir hörte, habe ich dir heute eine Rose hinterlassen. Als Einladung ..." Beim Anblick seines verlegenen Blickes musste ich lachen und fiel ihm in die Arme.
„Und ich bin gekommen!"

Es war, als hätten wir uns schon ewig gekannt. Ich konnte kaum glauben, dass er tatsächlich vier Jahre jünger sein sollte als ich, denn er wirkte so erwachsen! Wahrscheinlich hatte er auf diesem Anwesen eine völlig andere Erziehung genossen als gewöhnliche Leute. Er war ein wahrer Gentleman. Wir verbrachten den ganzen Nachmittag zusammen. Er zeigte mir das gesamte Haus und die Gärten. Wir schlenderten einmal rundum an der Mauer entlang und stiegen bis zum höchsten Punkt des Turmes hinauf. Man konnte zwar nicht über die Baumwipfel hinwegsehen, trotzdem war es ein herrlicher Ausblick und lange blickte ich mich einfach nur um.
Anschließend forderte mich Jason zu einer Partie Schach heraus, die ich natürlich verlor, und ich durfte sogar auf dem Klavier seiner Mutter spielen. Ich klimperte mehr schlecht als recht, doch Jason meinte, es klänge gar nicht so übel. „Meine Eltern versuchen seit Jahren, mir ein Instrument beizubringen, leider haben weder mein Bruder noch ich ihr Talent geerbt. Ich bin so musikalisch wie ein Huhn!" Daraufhin mussten wir beide lachen. Schließlich neigte sich auch dieser Tag dem Ende zu und wir entschieden uns wieder die Pferde zu nehmen und zu meinem Baum

zurückzureiten. Jasons Eltern waren mit Arthur in die Stadt gefahren und so würde das Verschwinden der Pferde auch niemandem auffallen.
„Jason, darf ich dir eine Frage stellen?“ „Natürlich, Marie. Was ist denn?“ Ich wusste nicht, wie ich anfangen sollte. Schon den ganzen Tag hatte mir der Gedanke im Kopf herumgespukt, doch hatte ich ihn nicht äußern wollen. „Als ich ankam, da hast du gesagt, ich wäre eine Woche nicht mehr hier gewesen.“ „Ja, was ist damit?“ „Nun, ich habe dich ein Jahr nicht gesehen!“
Obwohl ich Angst hatte, dass Jason mich für verrückt erklären würde, musste ich ihm doch alles sagen. Ich verschwieg dabei jedoch, wie sehr ich ihn vermisst hatte. Das musste er nun wirklich nicht wissen, zumal er mich heute außer der Umarmung zur Begrüßung nicht einmal berührt hatte.
Zögernd streckte ich meine Hand aus und nahm seine, um meine Vermutung zu bestätigen. Tatsächlich, wir trugen beide dieselbe Narbe auf der Hand. Doch wie konnte so etwas sein? War dies ein Beweis, dass es für all dies eine Erklärung gab oder dafür, dass ich langsam verrückt wurde?
Doch statt mich auszulachen, hörte Jason mir nur gespannt zu. „Ich dachte mir schon, dass du etwas Besonderes bist, aber ich hätte nicht damit gerechnet eine Zeitreisende vor mir zu haben!“ „Bitte, Jason, mach keine Witze. Mir ist es ernst. Ich verstehe das alles ganz und gar nicht.“ „Ich meine es ernst, Marie. Ich weiß nicht, wie so etwas möglich ist, aber ich glaube dir. Es gibt manche Dinge, die wir einfach nicht erklären können, daher versuche ich es auch nicht. Wo wäre denn dann der Zauber des Ungewissen?“
Als er mir zuzwinkerte, fiel mir ein Stein vom Herzen. Er glaubte mir, wie absurd meine Geschichte auch klingen mochte, und jetzt war auch ich bereit daran zu glauben. Konnte ich wirklich durch die Zeit reisen? Und wenn ja, war dies hier die Vergangenheit oder war Jason in der Zukunft? Der Gedanke faszinierte mich.
Dann jedoch fiel mir der Zeitungsartikel wieder ein und das Grinsen wich schlagartig aus meinem Gesicht. Ich hielt mein Pferd an.

„Marie, was ist los? Das ist doch toll!“ Jason hatte sein Pferd ebenfalls gewendet und kam auf mich zu. Sein Gesichtsausdruck war sehr besorgt. „Welches Jahr ist es?“, presste ich hervor. „Das Jahr 2008 ...“ „Und welcher Tag?“ Das Herz pochte mir bis zum Hals. Gladius musste mein Unbehagen spüren, denn er fing an hin und her zu tänzeln. Jason griff nach meinen Zügeln. „Der 15. Juli ... Warum bist du denn so blass geworden?“

„Hör mir jetzt gut zu“, würgte ich hervor. „Für mich ist es das Jahr 2018. Ich habe einen Zeitungsartikel gefunden. In genau zwei Tagen, am 17. Juli 2008, wird euer Anwesen bis auf die Grundmauern niederbrennen und ...“, ich schluckte schwer, „deine Familie mit.“ Ich wagte es nicht, ihm in die Augen zu sehen. Ich wollte nicht das Elend und Erschrecken sehen, das sich darin abzeichnen musste, aber ich hatte ihn doch warnen müssen! Vielleicht ließ sich so die Vergangenheit verändern!

Als ich die Augen schließlich hob sah ich in seinem Blick nicht die befürchtete Mutlosigkeit, sondern Trotz und Tatendrang. „So wird es nicht geschehen. Vielleicht bist du deshalb zu mir geschickt worden. Du hast mich gewarnt, jetzt liegt es an mir, mein Schicksal zu ändern!“ Ich las in seiner Haltung so viel Entschlossenheit, dass es auch mir neue Kraft und neuen Mut gab.

„Du hast Recht. Vielleicht war das unsere Bestimmung“, sagte ich, auch wenn ich noch nicht komplett überzeugt war. „Was wirst du jetzt tun?“ „Ich werde nach Hause reiten und meinen Eltern Bescheid geben. Sie würden mir nicht glauben, wenn ich ihnen die Wahrheit erzähle“, fügte er mit einem entschuldigenden Schulterzucken in meine Richtung hinzu, „aber ich werde einen Vorwand finden. In zwei Tagen wird das Haus leer und wir zufällig verreist sein. Ich danke dir, Marie, und ich wünschte, wir hätten mehr Zeit, aber ich habe noch viel zu tun. Ich muss mein Schicksal ändern!“

Wir umarmten uns lange und ich wollte ihn nicht loslassen. Wer konnte schon wissen, was geschehen würde? War die Zukunft wirklich veränderlich oder war unser Schicksal vorgeschrieben? Ich konnte kaum glauben, wie leicht Jason diese Nachrichten aufgenommen hatte!

Zuletzt löste er sich sanft von mir, strich mir über die Haare und gab mir einen Kuss auf die Stirn. „Hab keine Angst, alles wird gut. Wir sehen uns wieder“, versprach er und ich glaubte ihm. Ich stieg ab und sah ihm nach als er mit den beiden Pferden im Wald verschwand. „Wir sehen uns wieder“, flüsterte ich in die Dämmerung.

Als ich den Wald verließ, war ich bedrückt und niedergeschlagen und das änderte sich auch nicht in den nächsten Tagen. Ich verließ die Wohnung nur selten, um in der Universität weiter an meiner Bachelorarbeit zu schreiben oder einkaufen zu gehen. Meine Mutter schrieb meine Anspannung und Gereiztheit dem wachsenden Prüfungsstress zu und obwohl sie mir so gut es ging half, fragte sie nicht weiter nach. Ich war ihr sehr dankbar dafür.
Als ich an einem Freitagnachmittag wieder einmal die Bahn vom Campus nach Hause nahm, wurde ich auf einmal auf ein Gespräch zwischen zwei jungen Frauen aufmerksam, die mir gegenüber saßen. Beide hatten sie hellblond gefärbte Haare und trugen nur die feinste Designerkleidung. Normalerweise hatte ich mit Frauen wie diesen nicht viel zu tun, doch diesmal spitzte ich interessiert die Ohren. Ich hatte einen Namen gehört, der mir inzwischen sehr vertraut war.
„Und, Rachelle, was ziehst du heute Abend zum Ball an?“ „Ich habe mir natürlich ein neues Kleid gekauft. Es ist ja immerhin das Haus Rosenfels! Da kann ich schlecht eins in der Mode des letzten Jahres anziehen.“ „Du hast ja so Recht! Aber ich habe zwei neue Kleider. Meinst du eher pink oder rot? Ich möchte Jason auffallen!“ „Er wird mein Kleid einfach lieben. Mitternachtsblau!“ „Er ist echt heiß ...“ „Und die Familie ist reich!“ „Das macht ihn natürlich noch attraktiver ...“
Die Blondinen standen auf und gingen zur nächsten Tür, um an der Haltestelle auszusteigen. Noch immer waren sie in ihr Gespräch vertieft. Endlich erinnerte ich mich daran zu atmen. Hatte ich das richtig verstanden? Jason, mein Jason, gab einen Ball auf seinem Anwesen im Wald? Das hieße ja, dass er es wirklich geschafft und seine Familie gerettet hatte! Ich sprang auf und stürmte an der nächsten Haltestelle aus der Bahn.

Die Uni war mir egal, ich musste sofort nach Hause. Auf dem Weg schaute ich auf mein Handy. Tatsächlich fand ich dort einen Zeitungsartikel, der in etwa eine Woche alt war und von einem Ball im Haus Rosenfels sprach. „Nachdem Haus Rosenfels, auch genannt das Schloss im Wald, vor fast 10 Jahren völlig niederbrannte, hat die Familie Hellas es nun prächtiger denn je wieder auferstehen lassen. Am Freitag, den 20. Juli 2018, wird das neue Gebäude bei einem feierlichen Ball eingeweiht und zum ersten Mal für die Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Tickets finden Sie online."

Ich konnte es nicht fassen und war wie beflügelt. So viele Tage war ich aus Angst enttäuscht zu werden nicht mehr in den Wald gegangen, dabei hätte ich dort Jason treffen können! Er war hier und er lebte! Das Merkwürdigste war jedoch, dass diese Tatsache für jedermann völlig normal schien und sich niemand an eine Zeit ohne das Anwesen erinnern konnte. Auch die alten Zeitungsartikel über die Katastrophe waren im Internet nicht mehr aufzufinden.

Sobald ich meine Wohnung erreichte, stürmte ich durch die Eingangstür. Meine Mutter war noch nicht zu Hause und so hatte ich die ganze Wohnung für mich. Hektisch wühlte ich in meinem Kleiderschrank und verteilte alle Schminkutensilien im Badezimmer. Etwa drei Stunden später war ich wenigstens halbwegs zufrieden mit meiner Erscheinung.

Ich trug das einzige lange Kleid, das ich besaß, und das Tannengrün unterstrich die Farbe meiner Augen. Dazu fielen mir meine Haare in lockeren Wellen auf die Schultern und zum ersten Mal seit Langem hatte ich etwas Make-up benutzt. Zugegeben, die Hälfte davon hatte ich aus dem Schrank meiner Mutter entwendet.

Schnell schrieb ich ihr noch einen Zettel, wo ich war, und machte mich dann auf den Weg. Es war unglaublich, wie viele Taxen sich an diesem Abend auf den Weg zum Anwesen gemacht hatten. Normalerweise hätte ich es bei weitem vorgezogen zu laufen, doch ich wollte mein Kleid nicht ruinieren und ich war eh schon etwas spät dran.

Als ich das Tor passierte, staunte ich, wie viel sich in den letzten zehn Jahren verändert hatte. Das Anwesen wirkte tatsächlich fast noch

prächtiger als zuvor und alles erstrahlte im Schein von hundert Fackeln und Lichtern. Nun wurde ich doch nervös. Was, wenn er es doch nicht war? Oder er mich gar nicht mehr erkannte?
Doch da Umkehren nicht in Frage kam, nahm ich all meinen Mut zusammen und trat in die Empfangshalle. Überall standen Gäste in den feinsten Kleidern und alle strahlten und bewunderten das neue Schloss. Da sah ich ihn. Er stand etwas seitlich von mir und unterhielt sich gerade mit drei Mädchen in meinem Alter, die unentwegt kicherten. Er war älter geworden, erwachsener. Wenn ich Recht hatte, mochte er jetzt 28 Jahre alt sein. Er sah unglaublich gut aus in seinem Anzug und das fanden augenscheinlich auch seine weiblichen Begleiterinnen. Eine legte ihm nun die Hand auf den Arm.
Gerade wollte ich mich umdrehen, da hob er den Blick und sah mich an. Sofort war ich wie erstarrt. Ich kannte diese Augen und ich hatte keinen Zweifel daran, dass auch er sich an mich erinnerte, denn er schob eine der Frauen beiseite und kam mit langen Schritten auf mich zu. Mir stockte der Atem und es schien, als würde die Welt stillstehen.
„Jason, du bist hier ...“, fing ich an zu sagen, da hatte er mich erreicht und küsste mich. Es fühlte sich richtig an und ich wusste, dass das hier mein Schicksal war. Und diesmal musste ich nicht wieder gehen.

Franziska Fait

Franziska Fait hat sich schon früh für Musik, Kunst und Literatur interessiert. Sie wurde 1997 in Duisburg geboren und bereits in der Grundschule schrieb sie Geschichten. Unter anderem wurde eine davon 2006 in dem Sammelband „Hafengeschichten“ veröffentlicht. Von klein auf verschlang sie jedes Buch, vor allem in den Genres Fantasy und History, und beschäftigte sich intensiv mit verschiedenen Balladen und Dramen.

Anschließend besuchte Franziska das St. Hildegardis Gymnasium. In verschiedenen AGs widmete sie sich vor allem dem Schauspiel und Gesang. So war sie als Hekuba in „Die Troerinnen“ von Euripides und in mehreren selbstgeschrieben Stücken zu sehen. Gleichzeitig sang und spielte sie diverse Rollen in Kinder- und Jugendopern in Duisburg, Wuppertal und Bonn.

Sie lernte Flöte, Violine und Klavier zu spielen und trat dem Jugendschauspielclub Spieltrieb im Stadttheater Duisburg bei. Später brachte sie sich selbst bei Gitarre und Harfe zu spielen. 2012 studierte sie für ein Jahr an der Burnside High School in Neuseeland und wurde mit einem Stipendium in das Special Music Programme aufgenommen. Drei Jahre später beendete sie ihre Schullaufbahn in Deutschland mit sehr gutem Abitur. Im selben Jahr begann sie ihr Studium an der Folkwang Universität der Künste im Fach Gesang/Musiktheater.

Nebenbei schreibt sie immer wieder eigene Texte, meistens jedoch Gedichte oder Lieder. Dies ist ihr erster Versuch, eine Kurzgeschichte zu verfassen. Franziskas Texte sind inspiriert von ihren lebhaften Träumen. Sie führt ein Traumtagebuch, um sich später an ihre Ideen zu erinnern und sie auszuformulieren. Die Idee zu „Das Schloss im Wald“ kam ihr schon vor einigen Jahren, doch sie hat es jetzt nochmal neu bearbeitet und umgeschrieben.

franzi-amanfangderwelt.blogspot.com

WIRmachenDRUCK GmbH

Mühlbachstr. 7

71522 Backnang

Deutschland

Telefon: 0711 / 995 982 - 20

info@wir-machen-druck.de

Geschäftsführer:

Johannes Voetter, Sean Quinn

Registergericht: Stuttgart

Registernummer: HRB727418

UST-ID-Nr. DE261317770

Aufsichtsrat:

Vors. Kees Arends

stv. Vors. Samuel Voetter

Einige der Illustrationen wurden von unseren Autoren eingereicht. Andere wurden im Zuge der Zusammenstellung der Anthologie sorgsam auf Fotolia ausgewählt und bearbeitet.

Die Rechte an diesem Buch liegen bei der WIRmachenDRUCK GmbH.

Die Innenseiten des Buches wurden auf 100g hochwertigem Qualitätsdruck matt gedruckt.

Der Umschlag besteht aus einem matten Hardcover. Das Buch wurde mit Fadenheftung vernäht und verklebt.